



## Jonas, der Mann der Krisen.

Von *Otto Cohausz S. J.*

Priester gibt es, deren Leben ohne bedeutende Störung in gerade aufsteigender Linie verläuft, und Priester gibt es, deren Leben Schwankungen und Krisen unterworfen ist. Für diese ist der Prophet Jonas Vorbild. Zwei kritische Lagen waren es vor allem, die ihn in Gefahr brachten.

### I.

„Und es erging das Wort des Herrn an Jonas, den Sohn Amathis, also lautend: Mache dich auf, und gehe nach Ninive, der großen Stadt, und predige daselbst, denn ihre Bosheit ist vor mich gekommen. Jonas aber machte sich auf, um nach Tharsis zu fliehen vor dem Angesichte des Herrn. Er ging nach Joppe hinab, und da er ein Schiff fand, das nach Tharsis fahren sollte, gab er sein Fährgeld und bestieg es, um mit ihm nach Tharsis zu kommen, hinweg vom Angesichte des Herrn“ (Jon 1, 1—3). Hier war es der Widerstand gegen Gottes Befehl, dem Jonas erlag. Gott rief, er aber folgte nicht. Was mochte den Propheten zu solchem Vorgehen bewegen? Der Widerwille gegen die ihm gestellte Aufgabe und das ihm angewiesene Arbeitsfeld. Der Auftrag war ganz eigenartig. Bisher hatte Gott den Propheten wohl geboten, Unheil über die umliegenden Heidenvölker auszurufen, aber von dem sicheren Hort ihrer Heimat aus; Jonas jedoch sollte jetzt den Weg in das Heidenland selbst nehmen, sollte

inmitten einer der Hauptstädte desselben seine Stimme erschallen lassen, und nicht etwa schöne Worte machen, sondern ihre Laster scharf rügen und sie zur Buße auffordern. Er, der Alleinstehende, der Fremdling — und das im Auftrage eines den Heiden fremden Gottes — das war ein Plan, der aus dem Rahmen alles bisher Dagewesenen herausfiel! Und schien er nicht überspannt, ganz absonderlich? Würden die Heiden ihn, einen von den verachteten Israeliten, überhaupt anhören, sie, denen das Wort ihrer Götzenpriester doch alles galt? Drohte nicht Gefahr, daß er verlacht, vielleicht unter Spott und Hohn aus der Stadt hinausgejagt werde? Das ganze Unternehmen schien doch zu gewagt. Und dafür soll er die liebe Heimat und die gewohnten Bequemlichkeiten lassen, die Mühseligkeiten und Entbehrungen der langen Reise aber übernehmen?

Solche Bedenken mochten dem Propheten aufsteigen; doch ein Hauptgrund seines Weigerns war noch ein anderer. Den gibt er später (4, 2) selbst an: Er traut Gottes Drohung nicht; denn wie oft hat dieser Strafen angekündigt und sie dann bei einiger Reue der Sünder doch nicht vollzogen! Er ist eben zu gut. Was soll nun er, der Prophet, sich der Mühe der langen Reise und der Strafandrohung unterziehen? Gott läßt ihn ja doch im Stich. Nein! Hätte Gott ihm anderes befohlen, ihm Aufträge gegeben wie seinen Mitpropheten, sofort wäre er bereit gewesen zu folgen — aber dieses Ansinnen? Nochmals, nein! So widerstand Jonas seinem Gott. Aber noch mehr: Er floh „vor dem Angesichte des Herrn“. Sicher wohl, um nicht aufs neue mit derartigen Befehlen belästigt und in seiner Gemütsruhe und Bequemlichkeit gestört zu werden. Es fehlte ihm an der *gänzlichen* Bereitschaft zu allem, was Gott zu befehlen für gut hielt, an Demut des Urteils, an Vertrauen auf Gottes Macht, wohl auch an Opfersinn, apostolischem Eifer, Unternehmungsgeist, Hochherzigkeit und vor allem an Verständnis für Gottes Weite. Und alles das erzeugte als bittere Frucht offenen Ungehorsam.



Wie Jonas würde der Priester und Ordensmann handeln, der ein ihm von den Vorgesetzten angewiesenes Arbeitsfeld ohne triftigen Grund ablehnt, nur vielleicht, weil es ihm nicht gefällt oder ein anderes seiner Bequemlichkeit und seinen Neigungen besser behagt. Mag er nun offenen Widerstand leisten, oder auf Schleichwegen seinen anderen Willen durchsetzen, oder durch Schmollen und Trotz ihn erzwingen — er hat Gottes Absichten durchkreuzt und sich seiner Leitung entwunden.

Ähnliches läßt sich von dem Priester sagen, der den ihm gewordenen Auftrag zwar nicht abweist, ihn aber nur mit bewußt genährtem Unmut, Nachlässigkeit, freiwillig geschürter Verbitterung vollzieht; oder von dem, der wohl *einige* Seelsorgsarbeiten eifrig betreibt, andere ihm lästigere aber beiseite schiebt; von dem, der kirchliche Verordnungen nicht beachtet, weil sie sich mit seinen Ansichten nicht decken oder ihm Last und Mühe bereiten; schließlich von dem, der sich gegen berechnete Strafmaßnahmen aufbäumt und ihnen Widerstand entgegensetzt.

Aber auch was das Persönlich-Geistige anbelangt, kann solche Jonasstimmung zutage treten. Durch äußere Mahnungen oder innere Einsprechungen ergeht Gottes Wort an den weltlich gesinnten, lauen Priester, sich mehr auf seinen erhabenen, geistlichen Beruf zu besinnen, den unwürdigen Zeitvertreib oder Verkehr aufzugeben und dafür mehr den geistlichen Übungen und apostolischen Werken obzuliegen. Man fühlt heraus: So ist es von Gott gewollt, und doch, der Verzicht auf vieles erscheint zu schwer — man lehnt ab. Oder Gottes Wort ruft den Priester zu höherer Vollkommenheit, weist ihn hin auf größere Entsagung, freiwillige Opfer, strengere und geordnetere Lebensweise, oder lenkt zum Verlassen der Welt, um im Ordensstande Gott zu dienen, aber alles das fällt dem natürlichen Menschen zu schwer, und er zieht den gemächlichen Mittelweg dem engen Höhenpfade vor. Wie oft wendet sich in solcher Weise wohl das Wort des Herrn an uns in den Anweisungen der Vorgesetzten,



den Pflichten unseres Standes, den Nöten der Seelen, den Einsprechungen des Heiligen Geistes; wie oft aber mag es wohl ungehört verhallen! Und dann, spricht sich nicht auch schon in jeder bewußten, freiwilligen Sünde, sei sie läßlich oder schwer, ein solcher Jonasgeist aus? Von dem freiwillig unterhaltenen, dauernden Bruch mit Gott gar nicht zu reden.

Wie schmachvoll war die Jonastat! Gott, der Höchste, ruft, und Jonas wendet ihm den Rücken. Gott würdigt ihn einer hohen Sendung, und er lehnt sie aus Trotz ab. Ist nicht Ähnliches bei unseren Jonastaten der Fall?

Die traurigen Folgen blieben nicht aus. „Jonas aber machte sich auf, um nach Tharsis zu fliehen vor dem Angesichte des Herrn“ (Jon 1, 3). Jeder Akt des Gehorsams, jedes bereitwillig gebrachte Opfer, mag es der Natur auch noch so schwer fallen, weckt neue Frische und neue Freude an Gott. Jede Absage an Gott aber macht die Seele traurig, schlaff und führt zwischen sie und Gott eine gewisse Nebelwand auf. Ihrer Untreue sich bewußt, mag sie sich Gott nicht mehr recht nahen. Ist sie zudem gewillt, bei ihrer Absage zu beharren, so empfindet sie es als lästig, von Gott stets aufs neue gedrängt und gerügt zu werden. So flieht auch sie „vor dem Angesichte des Herrn“, läßt im Gebetsleben, in geistlicher Lesung und Betrachtung nach, meidet die Priesterkonferenzen, und Exerzitien, die noch von Sünde, Gericht und Hölle zu handeln wagen, sind ihr erst recht ein Greuel. Sie scheut nichts mehr als alles das, was imstande wäre, sie aus ihrem unseligen Zustande aufzurütteln und ihr den Spiegel vorzuhalten. So entfernt sie sich immer mehr vom Angesichte Gottes und sucht nach „Tharsis“ zu entfliehen, d. h. in vielerlei Beschäftigungen oder weltlichen Zerstreungen sich über ihre wahre Seelenverfassung und die Unruhen des Gewissens hinwegzuträsten.

Weit genug war Jonas auf der Bahn des Verderbens vorangeschritten und Schlimmeres stand in Aussicht. Er hatte bereits ein Schiff, das nach Tharsis zu fahren bestimmt war, bestiegen und schwamm damit schon auf



weitem Meere. Da jedoch durchkreuzt Gott seinen Plan: „Der Herr aber sandte einen gewaltigen Wind auf das Meer, so daß ein heftiger Sturm auf dem Meere entstand und das Schiff in Gefahr kam, zu scheitern“ (Jon 1, 4).

Oft genug sehen auch Priester und Ordens'eute, die wie Jonas handeln, plötzlich ihre eigenwillig eingeschlagene Bahn von Stürmen ähnlicher Art verlegt. Man fand vielleicht die gewünschten Bequemlichkeiten, aber dafür kamen um so mehr Widrigkeiten in anderer Gestalt: Der erhoffte Erfolg blieb aus; anstatt der Beliebtheit stellte Kühle, Mißverstehen sich ein; vielleicht kam es sogar zu offener Zwietracht und peinlichen Widerständen. Oder Schwierigkeiten für das persönlich-geistige Leben entstanden, Licht und Trost, die Begleiter der Gottestreue, wichen, Überdruß an allem Guten und Unlust überlagerten der Nacht gleich die ganze Seele, längst totgegläubte Lüste erhoben im Innern kühner als je das Haupt und Versuchungen und Gefahren traten dazu von außen heran. Die Sturmnacht ist da, und das Schiff droht, zu sinken.

Ja, bisweilen sinkt es in der Tat und gefährdet damit auch die Mitinsassen. Wie viele reißt ein offenkundig gewordener Priesterfall mit in die Tiefe! Oder bleibt er auch verborgen, so gereicht er doch wenigstens den geheimen Mitwissern zum Ärgernis. Und handelt es sich auch nicht um solche schwerwiegende Fälle, ein Herniederziehen in die Tiefe geht doch oft genug von einem derartigen Priester aus. Wie Jonas unterläßt auch er viel Gutes. Selbst lau, scheut er es, andere zur Besserung und Buße aufzurütteln; selbst voll Fehler, wagt er es nicht, seine Hand mit Kraft und Macht an die Ausrottung der Fehler anderer zu legen. Und wie könnten ernsthaft nach Vollkommenheit Ringende bei ihm Anregung und gute Leitung finden, da er selbst an der Vollkommenheit jegliches Interesse eingebüßt oder es nie besessen hat? Daher dann auch das Abraten so mancher vom Ordensstand, von der Jungfräulichkeit und von allem Tugendstreben, das über das Gewöhnliche hinausgeht, oder die unwirsche



Ablehnung aller Reformbestrebungen, die von Eifrigen in Vorschlag gebracht werden!

Sturmnächte können zwar auch an den besten Priester herantreten; hier aber handelt es sich um selbstverschuldete, da man andere Wege ging, als die Vorsehung einen führen wollte, und daher sind sie besonders gefährlich.

Dazu kam, daß Jonas anfangs seinen Fehler nicht einsehen wollte und in einer gewissen verstockten Stimmung blieb. „Da gerieten die Schiffsleute in Furcht und riefen ein jeder zu seinem Gott, und sie warfen die Geräte, welche im Schiffe waren, in das Meer, um es dadurch zu erleichtern; Jonas aber war in den untern Teil des Schiffes hinabgestiegen und schlief fest“ (Jon 1, 5). Alle bezeigen Furcht, Jonas aber wiegt sich in falscher Sicherheit; alle beten, er allein betet nicht, sondern überläßt sich dem Schlaf — er, den es doch besonders anging! — Wiederum kein Ausnahmefall! Andere sehen den Niedergang der Pfarrei und Welt. Sie arbeiten und beten, nur der Hauptschuldige schläft!

Erst als die Schiffsleute, um den Schuldigen zu entdecken, das Los warfen, und dieses auf Jonas fiel, gestand er ihnen, daß er seinem Gott zu entfliehen beabsichtige und dieserhalb der Sturm gekommen sei. „Da gerieten die Männer in große Furcht und sprachen zu ihm: Warum hast du uns das getan? Sie hatten nämlich erfahren, daß er von dem Angesichte des Herrn fliehen wollte, denn er hatte es ihnen kundgetan“ (Jon 1, 10). „Da riefen sie zu dem Herrn und sprachen: Ach, Herr! Laß uns doch nicht umkommen um der Seele dieses Mannes willen“ (Jon 1, 14). Weiter befragten sie Jonas: „Was sollen wir tun, damit das Meer von uns ablasse? Denn das Meer wogte und ging immer höher“ (Jon 1, 11). Da war Jonas nun edel genug, den Vorschlag zu machen: „Nehmet mich und werfet mich in das Meer, so wird es von euch ablassen“ (Jon 1, 12). Das geschah: „Hierauf nahmen sie Jonas und warfen ihn in das Meer; da ließ das Meer ab von seinem Toben“ (Jon 1, 15).



Jonas erkennt sich als den Schuldigen, ist nun auch bereit, sich zu opfern und den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Der früheren Selbstbehauptung folgt die Selbstentäußerung und Selbsthingabe bis zum Tode. Darum ist Gott dem mit den Fluten Ringenden gnädig. „Der Herr aber entbot einen großen Fisch, Jonas zu verschlingen. Und Jonas war im Bauche des Fisches drei Tage und drei Nächte“ (Jon 2, 1). Diese dreitägigen Exerzitien vollenden die völlige Umkehr des Propheten. Er, der vorher das Antlitz Gottes floh, wendet sich jetzt zu ihm mit ganzem Herzen zurück. Er sieht sein Unrecht ein, nimmt die Strafe in größter Ergebung hin, fleht um Hilfe, verspricht Besserung und, was besonders zu loben ist, anstatt — wie so viele es nach Untreuen tun — sich der Verzweiflung zu überlassen und alles verloren zu geben, erweckt er das volle Vertrauen, daß Gott ihn wieder in Gnaden annehmen werde. „Du hast mich in die Tiefe, in das Herz des Meeres geschleudert, daß die Strömung mich umgibt; alle deine Strudel und deine Fluten rauschen über mich dahin. Da sprach ich: Verstoßen bin ich aus deinen Augen, *doch werde ich deinen heiligen Tempel wieder schauen . . .* Zu den tiefsten Gründen der Berge bin ich hinabgesunken, der Erde Riegel haben sich auf immer über mich geschlossen; *doch du wirst mein Leben vom Untergange erheben*, Herr, mein Gott! . . . Die, welche trügerischer Nichtigkeit anhängen, verlassen den, der ihr Erbarmen ist. Ich aber will dir mit lautem Preise opfern; was ich immer gelobte, will ich dem Herrn für die Rettung entrichten“ (Jon 2, 4. 5. 7. 9. 10). Rührender, demütiger, inniger und vertrauensvoller ist wohl selten von jemandem gebetet worden, wie hier von Jonas. Welch ein Gegensatz zu seiner anfänglichen Gesinnung! Damals Eigenwille, jetzt völlige Selbstauslieferung; damals Widerstand, jetzt vollkommene Hingabe an Gottes Willen; damals Flucht vor Gott, jetzt die heißeste Sehnsucht nach seinem Antlitz; damals Schläfrigkeit und Lauheit, jetzt inbrünstigstes Gebet; damals verzweifelnde Kleingläubigkeit, jetzt das heldenmütigste Vertrauen auf Gottes Hilfe. Der Mann



war klein geworden, aber auch vollständig von seinem Fehler geheilt und geläutert — jetzt bereit zu allem, was Gott wollte. Das war es, was Gott mit dem Sturme und den folgenden Todesängsten bezweckte: nicht erbarmungslose Strafe und Untergang, sondern Einsicht, Umkehr und Rettung. Da das erreicht war, machte Gott nun auch der Prüfung ein Ende: „Da gebot der Herr dem Fische, und dieser spie Jonas an das Land“ (Jon 2, 11).

## II.

„Hierauf erging zum zweiten Male das Wort des Herrn an Jonas, also lautend: Mache dich auf und begib dich nach Ninive, der großen Stadt, und verkünde daselbst die Botschaft, welche ich dir mitteile“ (Jon 3, 1. 2). Man hätte denken können, nach der Rettung würde Jonas sich seines alten Auftrages erinnern und sich eilends auf den Weg nach Ninive begeben haben. Aber er wartete, wohl weil er sich einer solchen Sendung nicht mehr für würdig hielt; sodann hatte er ja zur Genüge erfahren, wohin alle eigenmächtige Selbstbestimmung führe. Da wollte er ruhig abwarten, bis und ob Gott den Auftrag erneuere. Er hatte sich von sich losgelöst und war nun zu allem bereit, wozu Gott ihn berufe. Die rechte Gesinnung, die der Apostel haben soll! Eine herrliche Frucht aus dem früheren Zusammenbruch! Wie weiß Gott doch selbst aus Bösem Gutes zu ziehen und auch Untreuen seiner Diener zu Stufen höherer Vollkommenheit umzuformen!

Da Gott solche innere Loslösung und Bereitstellung nun vorfand, zögerte er nicht mit der Wiederholung seines Auftrages. Menschen lieben es, jedem einmal Gestrauchelten das Recht auf Ämter, Wirksamkeit und Erfolg abzusprechen. Gott denkt anders. Aus Bekehrten schafft er sich nicht selten seine besten Werkzeuge, pflegen sie doch häufig selbstloser, demütiger und eifriger zu sein als andere und mehr auf Gottes Barmherzigkeit sich zu stützen als auf ihre eigene Kraft — alles Seelenhaltungen, die zum apostolischen Wirken geeignet machen. „Ut non gloriatur omnis caro in conspectu eius“ (1 Kor 1, 29).



Dieses Mal gab es für Jonas kein Zögern, keine Furcht vor Schwierigkeiten. Kaum war der zweite Ruf an ihn ergangen, „da machte sich Jonas auf und ging nach Ninive dem Worte des Herrn gemäß“ (Jon 3, 3). Uner-schrocken tritt er, der Fremdling, mitten in der Stadt auf und predigt mit gewaltiger Stimme Buße. „Noch vierzig Tage, so wird Ninive zerstört“ (Jon 3, 4). Er predigt es auf Straßen, öffentlichen Plätzen und in der ganzen Um-gegend „eine Tagereise weit“ (3, 4). Er predigte es mit aller Macht und Eindringlichkeit, zitterte ja sein eigenes Sünden-erlebnis noch zu sehr in ihm nach, nach Ausdruck und Bewahrung anderer drängend.

Der Erfolg blieb nicht aus: „Da glaubten die Leute von Ninive an Gott und riefen ein Fasten aus und zogen Bußkleider an, groß und klein“ (Jon 3, 5). Selbst der König legte Bußgewänder an und befahl der ganzen Stadt Fasten und Gebet. „Vielleicht wendet sich Gott uns zu und ver-zeiht und steht ab von seinem grimmigen Zorne, so daß wir nicht zugrunde gehen“ (Jon 3, 9).

Wie wurden des Propheten anfängliche Ängste und Sorgen um den Erfolg also Lügen gestraft! Als ob Gott nicht stets durchzusetzen vermöchte, was er beschlossen hat, und nicht mehr Erfolg da winkte, wohin Gott ruft als auf Feldern, die der Mensch sich selbst erwählt! Er weiß auch allein den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen. Wie töricht wäre es auch von Jonas gewesen, hätte er in falscher Demut nicht mehr gewagt, sich wegen der vor-herigen Untreue noch ein gesegnetes Wirken zu ver-sprechen! Nicht von ihm, dem Werkzeuge, hing ja letztlich der Erfolg ab, sondern von Gott, Und dem gefiel es, durch ihn seine Pläne zu verwirklichen.

Glänzend war der Erfolg des Propheten; aber nun trat eine zweite Krise an ihn heran. Mit Genugtuung sah Jonas auf seine Predigt zurück. Sie hatte Blitz und Donner gleich eingeschlagen. Nur auf eines wartet er noch: auf das Eintreten des Strafgerichtes. Aber das kam nicht. „Da sah Gott auf ihr Tun, daß sie sich bekehrten von ihrem bösen Wandel, und Gott erbarmte sich und wandte



das Übel ab, das er ihnen angedroht hatte, und ließ es nicht hereinbrechen. Dies verdroß Jonas sehr, und er ward zornig und rief zu dem Herrn und sprach: Ach, Herr! War es nicht das, was ich sagte, da ich noch in meiner Heimat war? Deshalb wollte ich zuvorkommen, indem ich nach Tharsis floh; denn ich weiß, daß du ein gütiger und barmherziger Gott bist, langmütig und von großer Erbarmung, der das Böse vergibt. So nimm denn, Herr, meine Seele von mir, denn besser ist es mir, zu sterben, als zu leben“ (Jon 3, 10; 4, 1—3).

Hier kommt der wahre Charakter des Propheten ans Licht. Er war ein Mann unbeugsamer Strenge und unbarmherzigen Eifers, einer jener Diener Gottes, die mit Stumpf und Stiel sofort alles Böse ausrotten, mit Schwefel und Feuer sofort alle Sünder vertilgen möchten, und denen Gott, der so manches Unkraut wachsen läßt, darum nie streng und entschlossen genug vorgeht. Sie erheben donnernd ihre Stimme gegen alle Laster; künden Gottes Zorn an, wünschen ihn mit gewisser Freude herbei; denn „die Völker verdienen ja den Untergang“ und doch, von Rache Gottes keine Spur — Gott handelt nicht, wie sie es sich zurechtlegten. Nach ihrer Ansicht viel zu mild! Was soll da alles Mühen und Predigen? Alles Berufen auf die Kraftstellen der Heiligen Schrift? Gott verfährt ja doch nicht danach! Da fühlen sie sich denn enttäuscht, verletzt, von Gott im Stich gelassen, mit ihm unzufrieden und möchten am liebsten alles aufgeben und mit Jonas seufzen: „So nimm denn, Herr, meine Seele von mir, denn besser ist es mir, zu sterben, als zu leben“ (Jon 4, 3).

Wie mancher Seelsorger ist solcher Jonasstimmung verfallen! Wie oft vernahm man — zumal in den hinter uns liegenden schweren Jahren — Redensarten wie zum Beispiel: „Daß Gott nicht eingreift!“ „Wenn ich der Herrgott wäre, ich würde anders dreinschlagen“ u. a. Wie oft vernahm man sodann ähnliche Klagen gegen Papst und Bischöfe! Keine Verordnung war solchen Leuten scharf und streng genug. Viel zu viel wurde nach ihrer Ansicht geschwiegen und Nachsicht geübt, besonders da, wo ihre



eigenen nationalen oder parteilichen Angelegenheiten in Frage kamen. Ist es doch auch heute in der ganzen Welt ebenfalls noch so, daß ganze Nationen oder Parteien Gott sowohl wie die Kirche als Verfechter aller ihrer Interessen fordern, und gehen beide auf solche Wünsche nicht ein, sie dann der Ungerechtigkeit anklagen.

Aber wie anmaßend war es von Jonas und ist es noch heute von seinen Nachahmern, zu verlangen, daß Gott die Welt genau nach ihrem Kopfe regiere! „Wenn ich der Herrgott wäre . . .“ Ja, sieht man denn gar nicht ein, welche Selbstüberhebung darin liegt, sich weiser und klüger zu dünken als Gott? Man denkt vielleicht mit Jonas: Aber es ist doch berechtigt, zu fordern, daß Gott dareinschlage; das Böse muß doch gestraft werden; Schonung ist hier nicht am Platz! Man sieht nicht, daß sich dem Feuer des Eifers hier viel Rauch beimengt. Gewiß behauptet man, nur Gottes Sache im Auge zu haben, aber einmal legt man gar oft als Gottes Sache aus, was nur der eigenen Ansicht entspringt, und faßt man auch wirklich Gottes Sache ins Auge, so verfolgt man sie doch in falscher Weise. Man verquickt sie leicht mit seinem eigenen Temperament, und gerade energische, cholerische, herrschsüchtige Charaktere, die kein Erbarmen kennen, wännen dann zumeist, Gott müsse auch so gesinnt sein wie sie; zeigt er sich anders, so regt sich ihr Unmut. Überhaupt ist die Gefahr groß, daß jeder sich Gott nach seinem eigenen Temperament beschaffen denkt. Daher dann der Mißmut und das Irrewerden an Gott, wenn sich dieser als ein ganz anderer erweist.

Schließlich lag dem Jonaseifer noch eine andere Schwäche zugrunde. In der menschlichen Natur liegt der Drang, das Unrechte und Böse zu rügen und auszumerzen, ein an sich notwendiger und wertvoller Drang. Aber zu leicht vermischt sich damit Zorn über den, der den Fehler beging, die Sucht, ihn die Verfehlung fühlen zu lassen, „ihm eins zu versetzen“, Strafe für ihn zu beantragen, und eine gewisse Befriedigung, wenn diese erfolgt. Schon bei der Verbesserung von Schülerheften macht sich solche



Neigung bemerkbar, ebenso bei Durchsicht von zum Druck vorgelegten Manuskripten, bei Bücherbesprechungen und ähnlichen Dingen. Nicht selten auch begegnet man ihr, stellt jemand gewagte Sätze auf, oder läßt er sich sonst Verfehlungen zu schulden kommen. Auch da ist bisweilen mehr Entrüstung über den Übeltäter im Spiel als wirklich reiner Eifer für die Sache Gottes. Besonders aber regt sie sich bei allen Sündern, Skandalen in der Gemeinde und der „heutigen gottlosen Welt“ gegenüber.

Diese Gesinnung war das Hauptübel des Propheten Jonas. Er erkannte es aber nicht. Da wollte Gott ihn eines Besseren belehren. „Jonas aber ging zur Stadt hinaus und ließ sich morgenwärts von der Stadt nieder. Dasselbst machte er sich eine Hütte und setzte sich darunter in den Schatten, um zu sehen, was der Stadt widerfahren werde. Da ließ Gott, der Herr, ein Efeugewächs aufspossen; dieses schoß über Jonas' Haupt empor, so daß es sein Haupt überschattete und ihn beschützte, denn er litt, und Jonas freute sich über den Efeu gar sehr“ (Jon 4, 5. 6). Gott aber sandte einen Wurm in den Efeu; er verdorrte. „Als nun die Sonne aufgegangen war, ließ der Herr einen heißen Glutwind kommen, und die Sonne traf das Haupt des Jonas, so daß er fast verschmachtete; da wünschte er sich zu sterben und sprach: Es ist mir besser, ich sterbe, als daß ich lebe! Der Herr aber sprach zu Jonas: Bist du wohl mit Recht erzürnt wegen des Efeu? Er antwortete: Mit Recht zürne ich bis in den Tod! Der Herr aber sprach: Dir ist es leid um den Efeu, mit dem du doch keine Mühe gehabt, den du auch nicht hast wachsen lassen, der in einer Nacht geworden und in einer Nacht zugrunde gegangen ist, und ich sollte kein Mitleiden haben mit Ninive, der großen Stadt, in welcher sich mehr als hundertundzwanzigtausend Menschen befinden, welche den Unterschied zwischen ihrer Rechten und Linken nicht kennen, und viele Tiere?“ (Jon 4, 8—11.) Jonas schaut auf. Von dieser Seite hatte er die Sache noch nicht angesehen. An sich selbst war er ja widerlegt. Tief fühlt er sich über seine Blindheit, Hart-



herzigkeit und seinen kurzsichtigen Eifer beschämt. Wie dachte Gott doch weiter, edler als er, der beschränkte Mensch! — Die Erzählung bricht ab, aber gewiß war mit Jonas eine tiefe Veränderung vor sich gegangen. Mochte er nun auch weiter sein Prophetenamt ausüben, mochte er noch weiter den Völkern ihre Sünden vorhalten, sicherlich aber war das alles jetzt von einem anderen als dem früheren Geiste getragen — der Absicht, nicht zu verderben, sondern zu retten!

Jonas vom falschen, zerstörenden Eifer zu dem der Liebe, Gelassenheit und des Erbarmens zurückzuführen, das war das ganze Leitmotiv des Vorgehens Gottes — das ist auch der Grundinhalt des Buches. Diese Barmherzigkeit zeigt Gott an den Niniviten. Bekehren will er, nicht verderben. Seine milde, barmherzige Führung betätigt Gott aber auch an dem Propheten selbst. Wohl rügt und straft er dessen eigenwilligen Sinn und dessen Untreue, aber er verstößt ihn nicht, erzieht ihn vielmehr linde zu anderer Gesinnungsart und benützt ihn dann weiter als Werkzeug, ja macht ihn sogar noch zum Vorbilde unseres Heilands und Erlösers.

---

## **Klerus und Politik.**

Von *Dr Leop. Kopler*, Linz a. D.

(Fortsetzung.)

### **II.**

#### **Der Seelsorger und die parteipolitische Organisations- und Werbearbeit.**

Verhältnismäßig leicht ist es, die Stellung des Seelsorgers zu den religiös-sittlichen Aufgaben und Pflichten der Katholiken im öffentlichen Leben zu bestimmen; wenn er wirklich der Hirt der ihm anvertrauten Herde sein will, dann muß er den Seinen sagen, was für ein Verhalten im politischen Leben die Religion Jesu Christi gebietet, was für Gefahren ihrem Glauben und ihrer Sitte drohen, und von welcher Seite diese Gefahren kommen; er wäre nicht mehr der Hirt seiner Herde, sondern ein gewissenloser Mietling, falls er schweigen wollte, wenn politische Parteien oder wirtschaftliche Or-

ganisationen es sind, die den Glauben und die Sittlichkeit der Katholiken katastrophal zu untergraben drohen. Hier wäre Schweigen ein Verbrechen, hier ist Reden heilige Pflicht, hier ist der religiöse Kampf gegen solche Parteien und Organisationen heiligste Hirtenpflicht, die mit Einsatz aller Kräfte, und wenn es sein müßte, selbst des Lebens, erfüllt werden muß.

Ungleich schwerer dagegen ist es, das Verhältnis des Seelsorgers zur parteipolitischen Tätigkeit, zur eigentlichen Organisations- und Werbearbeit für eine bestimmte politische Partei zu bestimmen. Wiederum betone ich, daß nicht das *Recht* des Priesters in Frage steht, sich einer politischen Partei anzuschließen. Selbstverständlich hat er das Recht, einer politischen Partei beizutreten, vorausgesetzt, daß diese eine religionsfreundliche Partei ist, d. h. daß sie in rein religiösen und gemischten Angelegenheiten die Rechte der Kirche zu wahren bereit ist. In einer religionsfeindlichen oder neutralen Landes- oder Reichspartei ist selbstredend für den Priester kein Platz. Wenn das christliche Sittengesetz schon dem katholischen Laien den Beitritt zu solchen Parteien verbietet (vgl. Theol.-prakt. Quartalschrift 1928, III. Heft, S. 460 ff.), dann um so mehr dem katholischen Priester; darum hat *der* Geistliche einfach seine Wohnung verfehlt, der sich in solchen Parteikreisen häuslich niederläßt.

Doch nicht um dieses selbstverständliche *Recht* des *Priesters* auf Anschluß an eine christliche Partei handelt es sich; die ganze Diskussion dreht sich vielmehr um den Priester als *Seelsorger* und gipfelt in der Frage, ob der Priester in seiner Eigenschaft als Seelsorger auch parteipolitische Tätigkeit entfalten darf und soll oder aber gerade wegen der Sorge um die Seelen jeder politischen Betätigung zu entsagen hat. Um noch klarer zu werden, suchen wir den Gegenstand der Diskussion an konkreten Verhältnissen zu veranschaulichen: Versetzen wir uns in die Lage eines Pfarrers, sei es in einer Stadt, sei es in einem Industrieorte, sei es auch auf dem Lande. Soll er als *Seelsorger* nicht bloß keiner religionsfeindlichen Partei beitreten, sondern auch den religionsfreundlichen Parteien fernbleiben, sich also auch nicht der christlichsozialen Partei in Österreich, der bayerischen Volkspartei oder dem Zentrum in Deutschland anschließen, um zu zeigen, daß er der Seelsorger aller seiner Pfarrangehörigen und nicht bloß einer bestimmten politischen Gruppe ist; oder soll er ganz offen als Mitglied der politischen Organisation der Katholiken seines Landes auftreten. Soll er sich als Seel-



sorger um die Parteizugehörigkeit seiner Pfarrangehörigen gar nicht kümmern; soll er also die religionsfeindlichen Parteien in seiner Pfarre ebenso arbeiten lassen wie die religionsfreundlichen, ohne den einen entgegenzutreten und die anderen zu unterstützen, um nur nicht als politischer Gegner und Parteimann zu erscheinen, sondern der reine Seelsorger zu bleiben; soll er die Versammlungen, die Werbearbeit, die Gründung von Ortsgruppen religionsfeindlicher Parteien in seiner Pfarre ebenso ruhig geschehen lassen wie die entsprechende Arbeit christlicher Parteien, ohne öffentlich weder Gegnerschaft gegen erstere, noch Einverständnis mit letzteren zu zeigen, oder soll er als Seelsorger alle seine Kraft einsetzen, damit seine Pfarrangehörigen nicht unter den Einfluß religionsfeindlicher Parteien geraten, und darum für sie eine christliche Parteiorganisation schaffen, wo sie noch nicht besteht, oder für die bereits bestehende und in die Pfarre eingeführte christliche Partei mit aller Kraft eintreten, um sie so weit auszubauen, daß sie alles umschließt, was in seiner Pfarre katholisch ist und denkt. Darf und soll er darum als Seelsorger seine Pfarrkinder in einer christlichen Partei politisch organisieren, darf und soll er zu diesem Zwecke Versammlungen einberufen, Besprechungen abhalten, zum Beitritt auffordern, Vertrauensmänner wählen und schulen und durch sie und mit ihnen die politische Werbearbeit leisten und den Kampf mit den religionsfeindlichen Parteien und ihrem Treiben führen u. s. w.

Damit glaube ich den Fragestandpunkt hinlänglich gekennzeichnet zu haben. Und die Antwort? Fast wäre man versucht zu sagen: Die Frage darlegen, heiße auch schon die Frage beantworten. Doch es darf und soll nicht vorschnell geurteilt werden.

Der Wiener „Seelsorger“ will jedenfalls unsere Frage dahin beantwortet wissen, daß vom aktiven und vorab vom Großstadtseelsorger der volle Verzicht auf jede parteipolitische öffentliche Tätigkeit zu verlangen sei; „um der Seelen willen, die sonst an ihnen Ärgernis nehmen.“ Und dies soll nach der Meinung der Schriftleitung auch die Ansicht sowohl der kirchlichen wie der politischen führenden Stellen sein.

Ob in diesen Sätzen nicht eine Reihe von Irrtümern und Mißverständnissen unterlaufen ist? Ob nicht die *Ausnahmeverhältnisse* der Großstadt und vorab *die ganz abnormalen Verhältnisse Wiens* zu einer Lösung unserer Frage verleiteten, die grundsätzlich falsch ist und falsch sein muß, weil sie abnormale Ausnahmzustände zur Vor-

aussetzung hat und annimmt, es seien die pfarrlich-seelsorglichen Verhältnisse und die politischen Zustände überall so geartet wie in der Großstadt und speziell wie in Wien? Ob die vom „Seelsorger“ vertretene Lösung unserer Frage in der Form, wie sie gegeben wird, auch nur für die Großstadt und speziell für Wien richtig ist? Wir werden ja sehen.

Wollen wir zu einer *grundsätzlich* richtigen Einstellung des Seelsorgers zur parteipolitischen Tätigkeit kommen, so müssen wir von Anfang an unterscheiden zwischen jenen pfarrlichen und politischen Verhältnissen, die nur eine abnormale Ausnahme bilden, und jenen, welche den gewöhnlichen, normalen Zustand darstellen. Denn es erscheint als selbstverständlich, daß die grundsätzliche Einstellung des Seelsorgers zur parteipolitischen Arbeit nicht bestimmt werden darf nach dem, was als abnormale Ausnahme, sondern nach dem, was als normaler Zustand und als Regel bezeichnet werden muß.

Gehen wir nach diesem Grundsatz vor, so dürften folgende Normen für die parteipolitische Tätigkeit des Seelsorgers gelten:

**1° Überall dort, wo Pfarrer und Kapläne durch die Aufgaben und Pflichten der unmittelbaren Seelsorge so in Anspruch genommen sind, daß sie nur mit Vernachlässigung ihrer Seelsorgsarbeiten eine parteipolitische Tätigkeit entfalten könnten, hat diese letztere gänzlich zu unterbleiben.**

Dieser Satz bedarf wohl keines Beweises, da er unmittelbar einleuchtend ist. Pfarrer und Kapläne sind in erster Linie *Seelsorger*. Dazu sind sie ja vom Bischof auf ihre Seelsorgsposten berufen worden, um dort die gottesdienstlichen Funktionen vorzunehmen, die Sakramente zu spenden, das Wort Gottes in Predigt und Katechese zu verkünden, die Kranken zu pastorieren, die Pfarrkanzlei zu führen, die rein kirchlichen Vereine zu leiten u. s. w. Dies und Ähnliches sind ihre unmittelbaren Aufgaben als Seelsorger, Aufgaben, deren Erfüllung jeder anderen Arbeit vorausgehen muß, soll nicht von Pflichtvernachlässigung gesprochen werden. Nimmt nun dieser Pflichtenkreis die ganze Kraft des Seelsorgers so in Anspruch, daß für parteipolitische Arbeit weder Zeit noch Möglichkeit übrigbleibt, so hat selbstverständlich jede politische Betätigung zu unterbleiben. Sie könnte ja nur auf Kosten der unmittelbaren Seelsorge, nur mit Vernachlässigung der drängendsten Seelsorgsarbeiten erfolgen. Um den Preis vernachlässigter Seelsorgepflichten kann und



darf aber Zeit und Kraft für Parteipolitik nicht erkaufte werden. Das wäre ein schrecklich hoher Preis.

Wo immer nun *Priestermangel* herrscht und dabei *große Pfarreien* zu versehen sind, muß naturnotwendig die Zwangslage eintreten, daß der vorhandene Seelsorgsklerus kaum oder überhaupt nicht die dringendsten Arbeiten der Seelsorge bewältigen kann. Wie sollte er noch parteipolitische Organisationsarbeit leisten können? Wer unter solchen Verhältnissen vom Seelsorger auch noch politische Betätigung fordern wollte, müßte von ihm gänzliche oder teilweise Drangabe der obersten Seelsorgspflichten verlangen, eine Zumutung, die ebenso dem göttlichen wie dem kirchlichen Rechte widerspricht.

Solche Notlagen kann es auf dem Lande und in der Stadt geben. Nehmen wir nur das Beispiel, das mir vor kurzem berichtet wurde. Ist da in irgendeiner Diözese eine sehr ausgedehnte, langgestreckte Landpfarre von 3000 bis 4000 Seelen. Der Pfarrer ganz allein inmitten seiner auf ein weites Gebiet verteilten Herde, der Bischof kann ihm keinen Kaplan geben, weil er infolge der großen Priesternot niemanden hat, den er dahin berufen könnte; dazu sind drei Filialschulen zu besorgen. Der arme Pfarrer kann bei Aufbietung aller seiner physischen und geistigen Kräfte nicht einmal die unmittelbarste Seelsorgsarbeit ganz leisten; er ist außerstande, auch nur alle vorgeschriebenen Religionsstunden zu halten. Ich frage: Wäre es nicht geradezu ein Verbrechen, wollte dieser Seelsorger, der ohnehin widriger und unverschuldeter Verhältnisse wegen nur einen Teil seiner Seelsorgspflichten erfüllen kann, nun auch noch freiwillig einen weiteren Teil derselben vernachlässigen, nur um den politischen Parteiapparat instand zu setzen, im Gang zu halten oder weiter auszubauen?

Noch mehr als auf dem Lande wird der Seelsorgsklerus in den Großstädten vielfach in die Unmöglichkeit versetzt, parteipolitisch zu arbeiten. Der Ausbau, bzw. die Neugründung von Pfarreien hat leider in vielen Großstädten nicht gleichen Schritt gehalten mit der Vergrößerung der Stadt. Während ganze neue Stadtviertel wie über Nacht aus dem Boden wuchsen, ihre neuen Schulen und Unterhaltungslokale erhielten, blieben die neuen Kirchen und die neuen Pfarreien aus. So kam es, daß manche der bereits bestehenden Pfarreien eine riesige Ausdehnung und eine ebenso riesige Seelenzahl erreichten. Monstre-, oder besser gesagt, Monstrumpfarreien waren das Resultat dieser Entwicklung. Es ist klar, daß in solchen Riesenpfarren von 50.000, 70.000, 80.000 Seelen und dar-

über der Stadtpfarrer einer ganzen Schar von Kaplänen oder Vikaren bedürfte, bloß um die notwendigste Seelsorge leisten zu können. An den politischen Parteiapparat, an Organisations- und Werbearbeit kann selbst beim besten Willen nicht gedacht werden. Nur Unverstand könnte unter solchen Umständen politische Tätigkeit verlangen, nur Pflichtvergessenheit sie leisten.

Jeder Bischof und jeder vernünftige katholische Politiker müßte einem Seelsorger, der unter den geschilderten Verhältnissen zu wirken gezwungen ist, auf die Frage, ob er sich auch parteipolitisch betätigen solle, die Antwort geben: „Beschränken Sie sich auf die Seelsorge allein und seien Sie froh, wenn Sie unter der Last dieser Arbeiten nicht zusammenbrechen. Überlassen Sie getrost die politische Organisationsarbeit anderen, Sie könnten ja doch nur mit Drangabe Ihrer unmittelbarsten Seelsorgspflichten und mit Drangabe Ihrer Gesundheit politisch tätig sein. Übrigens seien Sie versichert, daß dort, wo die Seelsorge auf voller Höhe steht und alle Schichten der Bevölkerung wirksam erfaßt, auch das politische Verhalten der Pfarrgemeinde nachhaltig im christlichen Sinne beeinflußt wird, während dort, wo die Seelsorge darniederliegt, auch keine christliche Parteiorganisation gedeihen kann. Diese Erfahrung macht man immer wieder.“ Und der Stadtseelsorger, insbesondere der Seelsorger in der Großstadt kann in der Tat ruhigen Herzens die Bedienung des parteipolitischen Apparates an die Laien abtreten, findet er doch unter den katholischen Männern und Frauen der Großstadt Personen genug, die mit dem entsprechenden Wissen und Können auch einen lauterer Charakter verbinden und über die Gabe der Rede verfügen, um politische Organisationen gründen, leiten und ausbauen zu können.

Wenn wir für den Fall, daß die unmittelbare Seelsorgsarbeit die ganze Kraft des Seelsorgers in Anspruch nimmt, den Verzicht auf parteipolitische Tätigkeit verlangen, so geschieht dies einzig und allein aus dem Grunde, weil ihm hiefür keine Zeit und Möglichkeit mehr bleibt, nicht aber deswegen, weil Seelsorgsberuf und politische Tätigkeit schlechthin unvereinbar sind, oder weil der politisch tätige Seelsorger Ärgernis gibt oder weil er als Parteimann die Seelsorge schädigt oder unmöglich macht, und wie alle die vorgebrachten Begründungen lauten mögen.

So sehr nun der überlastete Seelsorger auf parteipolitische Betätigung verzichten kann und verzichten muß, wenn der Dienst der Seelen es von ihm verlangt, so kann



er sich doch nie dispensieren von der Pflicht, seine Pfarrkinder religiös-sittlich für alle Belange des öffentlichen Lebens zu orientieren; *kein noch so drückender Priester-mangel, keine noch so große Ausdehnung seiner Pfarrei kann ihn je von der Pflicht entbinden, den seiner Hirten-sorge anvertrauten Pfarrkindern zu sagen, was für sittliche Pflichten sie im politischen Leben haben, was ihr Glaube und das göttliche Sittengesetz beim Anschluß an Vereine, Gewerkschaften und Parteien, am Wahltage, bei Volks-entscheidungen über einzelne Fragen u. s. w. u. s. w. verlangt.* Dieser Unterricht ist Seelsorge und unmittelbarste Seelsorge, ist er doch bei so vielen mitentscheidend über Glaube oder Unglaube, über sittlichen Halt oder sittlichen Verfall, über schließliche Rettung oder Verdammnis, hängt doch von diesem Unterrichte so viel Heil oder Unheil für Kirche und Staat ab. Hätten alle Seelsorger, auch die Seelsorger in Großstädten und Industrieorten, diesen Unterricht immer und überall gewissenhaft erteilt, vielleicht stünde es mancherorts nicht so schlimm, wie es nun tatsächlich ist. Doch es liegt mir ferne, Anklagen erheben zu wollen.

**II<sup>o</sup> Wo immer die politischen Leidenschaften so erregt sind und der politische Kampf mit solcher Heftigkeit und Maßlosigkeit geführt wird, daß die Anhänger der einzelnen Parteien sich nicht bloß als sachliche Gegner, sondern auch als persönliche Feinde behandeln, die einander mit aller Gehässigkeit bekämpfen, gebietet die pastorale Klugheit dem Seelsorger, sich wenigstens solange jeder politischen Tätigkeit zu enthalten, als dieser Zustand politischer Siedehitze andauert.**

Auch dieser Grundsatz dürfte kaum einem ernstlichen Zweifel oder Einwand begegnen; er ist ja nichts anderes als die Anwendung einer der elementarsten Normen jeder Regierungsweisheit: Wer immer an leitender Stelle in Staat oder Kirche steht, kann nur dann eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten, wenn er die Liebe und das Vertrauen seiner Untergebenen genießt. Nicht daß etwa der kirchliche oder staatliche Amtsinhaber um die Gunst des Volkes buhlen sollte — Gott bewahre! Aber seine Sorge muß es schon auch sein, das Vertrauen und Wohlwollen, die Liebe und Anhänglichkeit seiner Untertanen zu gewinnen, sein Streben muß schon auch darauf gerichtet sein, sich „beliebt“ zu machen, soweit es ohne Verletzung seiner Pflichten geschehen kann; gelingt ihm dies nicht, so ist es um eine *erfolgreiche* Wirksamkeit geschehen.

Was von jedem Amtsinhaber gilt, das gilt auch vom Pfarrer, vom Seelsorger. Gewiß wäre es traurig, wenn die ganze treibende Kraft bei seiner Sorge um die Seelen das Streben nach des Volkes Gunst wäre; denn Ziel und Beweggrund der ganzen Seelsorgsarbeit kann nur Gottes Ehre und die Rettung der anvertrauten Seelen sein. Aber sein ganzes Auftreten als Pfarrer, seine ganze Tätigkeit als Seelsorger muß er so einrichten, daß er seine Pfarrkinder nicht abstößt und verbittert, sondern gewinnt; daß er nicht die Abneigung und den Haß in der Bevölkerung gegen sich erregt, sondern ihre Liebe und ihr Vertrauen erwirbt. Und in der Regel ist dies unschwer zu erreichen. Zwar muß der Seelsorger nicht selten ungezügelter Leidenschaften entgegentreten und den Kampf gegen eingerissene Mißbräuche aufnehmen, zwar muß er mitunter mit Energie und Strenge vorgehen, aber er kann doch bei allem Ernst, mit dem er zuweilen auftreten muß, zeigen, daß es doch nur die glühende Liebe zu den Seelen ist, die ihn auch zu einem strengeren Vorgehen antreibt. Übrigens fühlt die Bevölkerung sehr bald heraus, ob es Pfarrer und Kaplan bei ihrer Arbeit wirklich um die Rettung der Seelen zu tun ist, oder ob andere, minder gute oder gar unehrenhafte Motive die treibende Kraft ihres Handelns sind.

Gelingt es dem Seelsorger nicht, den Kontakt mit der Bevölkerung zu finden und ihre Herzen zu gewinnen, stehen sie einander fremd und kalt gegenüber, so leidet unter dieser frostigen Kälte auch die seelsorgliche Wirksamkeit, bis sie schließlich ganz einfriert, wenn nicht vorher das Eis geschmolzen wird. Noch viel schlimmer ist es, wenn die Bevölkerung ganz oder zu einem großen Teile dem Seelsorger abgeneigt wird und ihn zu hassen beginnt. Soweit die feindselige Stimmung gegen ihn reicht, ebensoweit ist auch seine Wirksamkeit gelähmt, ja gleich null. Was er lehrt, was er befiehlt, was er unternimmt, wird feindselig aufgenommen, wird nicht befolgt, bzw. nicht gefördert, sondern mißachtet, wenn es nicht direkt verhöhnt und verspottet und gerade deswegen nicht getan oder bekämpft wird, weil es vom mißliebigen Seelsorger ausgeht. Solche Verhältnisse und Zustände muß jeder Pfarrer und Kaplan mit allen Kräften hintanzuhalten suchen; und kämen Seelsorger je mit oder ohne ihre Schuld in eine solche Lage, dann täten sie am besten, ihren Posten zu verlassen, wenn keine Hoffnung auf baldige Behebung dieser feindseligen Stellung der Bevölkerung bestünde. Das wäre durchaus im Sinne der Kirche ge-



handelt, führt doch der Cod. jur. can. unter den Gründen, welche zur Amtsenthebung eines nicht absetzbaren Pfarrers berechtigen, auch die Abneigung (Haß) der Bevölkerung an, auch wenn sie unberechtigt und nicht allgemein, aber doch derartig ist, daß sie eine gedeihliche Amtstätigkeit hindert und voraussichtlich sich nicht bald legen wird (can. 2147, § 2, n. 2).

Wo nun der politische Kampf mit solcher Erbitterung und Maßlosigkeit geführt wird, daß die Mitglieder einer Partei die Anhänger der Gegenparteien nicht bloß als politische Gegner betrachten, sondern als persönliche Feinde hassen und bekämpfen, kann der Seelsorger keine parteipolitische Tätigkeit öffentlich entfalten, Ortsgruppen z. B. der christlichsozialen Partei, des Zentrums oder der Bayerischen Volkspartei gründen oder Versammlungen einberufen und präsidieren u. s. w. Denn arbeitet er im Interesse und als Anhänger einer bestimmten Partei, so verfällt er unter den obwaltenden Verhältnissen dem erbitterten Hasse der Gegenparteien, und damit ist der seelsorgliche Einfluß und die seelsorgliche Wirksamkeit auf die Katholiken, die in den Reihen der gegnerischen Parteien marschieren, lahmgelegt, eine Folge, die mit aller Kraft und Anstrengung vermieden werden muß; denn Pfarrer und Kaplan sind Seelsorger nicht bloß für die Anhänger des Zentrums, der Bayerischen Volkspartei und der christlichsozialen Partei, sie sind die Seelsorger für alle Katholiken ihrer Pfarrei ohne Ausnahme. Ja, wenn die Zahl der Katholiken, die einer anderen Partei als ihre Seelsorger angehörten, einen großen oder den größeren Teil der Pfarrangehörigen bildeten, könnten Pfarrer und Kaplan in der Pfarrgemeinde direkt unmöglich werden, weil sie bei der gehässigen Stimmung, die unter einem großen oder dem größeren Teil der Bevölkerung gegen sie herrschte, auf eine erfolgreiche seelsorgliche Wirksamkeit nicht mehr hoffen könnten. Damit wäre jener Zustand eingetreten, der vorhin geschildert wurde und bei dessen Vorhandensein jeder Seelsorger gut tut, wenn er eine andere Stätte seiner Wirksamkeit aufsucht.

Soll also dann der Seelsorger unter solchen Verhältnissen dem politischen Kampfe mit verschränkten Armen zusehen und die politische Verhetzung seelenruhig ihren Weg nehmen lassen? Keineswegs! Er wäre kein Priester Jesu Christi, wenn er nicht mit allen Mitteln, die ihm die Liebe zu den Seelen und pastorale Klugheit an die Hand geben, darauf hinarbeiten wollte, die haßerfüllten und haßgebärenden politischen Leidenschaften zu beruhigen.

Vor allem muß er trachten, aus den persönlichen Feinden bloße sachliche Gegner zu machen, die sich bemühen, den politischen Kampf ohne persönliche Feindseligkeit in rein sachlicher Weise zu führen. Das wird freilich ein tüchtiges Stück Arbeit kosten, aber diese Arbeit ist des Schweißes aller Edlen wert und lohnt sich reichlich.

Sodann muß der Seelsorger gerade als Seelsorger vor allem in einem solchen politischen Drunter und Drüber für die richtige religiös-sittliche Orientierung seiner Pfarrkinder sorgen; denn nirgends verlieren sie diese so leicht und so vollständig wie in einem derartigen politischen Hexenkessel. Geradezu unverantwortlich wäre es vom Seelsorger, wenn er in Zeiten höchster Not und Gefahr seine Pfarrkinder als religiöser Führer im Stiche ließe und schweigend dem wüsten Treiben zusähe. Mit großer Klugheit zwar und feinem Takt, aber mit aller Klarheit und Bestimmtheit muß er darum seinen Gläubigen am rechten Ort und zur rechten Zeit sagen, was Religion und Sittengesetz, welche Haltung unser Herrgott von ihnen im politischen Leben verlangt. So wird er am ehesten erreichen, daß sich wenigstens jener Teil der Bevölkerung, der noch halbwegs guten Willens ist, auch politisch wieder zurechtfindet und aufhört, direkt religionsfeindlichen Bestrebungen nachzugehen; so darf er hoffen, daß schließlich nach und nach der ganze politische Kampf ruhigere Formen annimmt und so ausgefochten wird, wie es mit dem Charakter eines Christen vereinbar ist. *Voraussetzung aber ist, ich betone es noch einmal, daß die Belehrung vom rein religiösen Standpunkt aus erfolgt, frei von jeder parteipolitischen Tendenz.* Wenn wir in diesem jetzt behandelten Falle für die Enthaltung des Seelsorgers von aller öffentlichen parteipolitischen Tätigkeit eintreten, so geschieht es wiederum nicht, weil wir Politik und Seelsorgsberuf für schlechthin unvereinbar halten, sondern weil in den vorausgesetzten Verhältnissen der politische Kampf so abnormale und exzessive Formen angenommen hat, daß die Beteiligung daran die seelsorgliche Wirksamkeit arg gefährden, wenn nicht unmöglich machen würde.

III<sup>o</sup> Wo immer zwei oder mehrere Parteien bestehen, deren Programm und Haltung vom religiös-sittlichen Standpunkt aus einwandfrei ist, trete der Seelsorger nicht für die eine im Gegensatz zu den anderen ein, sondern behandle alle mit dem gleichen Wohlwollen, einzig und allein darauf bedacht, zum mindesten den Bruderkampf dieser Parteien untereinander zu verhindern, wenn möglich aber ihre Vereinigung zu erreichen.



Ich darf wohl wiederum sagen: *Eine von selbst einleuchtende Forderung*. Der Seelsorger hat als solcher die Parteienbildung und das Parteiengetriebe vom religiösen Standpunkt aus und von diesem allein zu betrachten. Hört eine Partei in rein religiösen und in gemischten Dingen auf die Kirche und vertritt sie deren Rechte und Forderungen im öffentlichen Leben, sind ihre sonstigen Programmpunkte im Einklang mit dem katholischen Glauben und der christlichen Sittenlehre, so ist sie kirchlich einwandfrei, eine „katholische oder christliche“ Partei, soweit überhaupt eine politische Partei diese Prädikate führen kann.

Bestehen nun mehrere Parteien, die programmatisch dieselbe korrekte Stellung zur Kirche und ihren Forderungen einnehmen und nur in den rein zeitlichen, rein weltlichen, rein politischen Fragen verschiedene Wege gehen, so hat eine jede das gleiche Recht auf das Wohlwollen des Seelsorgers, weil diesen die Verschiedenheit oder auch Gegensätzlichkeit in rein politischen Belangen an sich gar nichts angeht. Es wäre darum eine vollendete Ungerechtigkeit und ein Verderben, wenn der Pfarrer oder der Kaplan als Seelsorger die eine Partei begünstigen und die anderen, ebenso „katholischen oder christlichen“ bekämpfen wollte. Ja es wäre schon vom seelsorglichen Standpunkte aus sehr unklug und könnte mitunter zu den unheilvollsten Konsequenzen führen, wenn der Seelsorger die eine dieser christlichen Parteien vor den anderen bloß offenkundig bevorzugen wollte, genau so, wie das Leben in einer Familie unleidlich werden, ja eine Familie ganz zerstört werden kann, wenn die Eltern die einen Kinder vor den anderen begünstigen. Das ganze Bestreben des Seelsorgers muß vielmehr darauf gerichtet sein, jeden Bruderkampf zwischen christlichen Parteien zu vermeiden, nicht aber den Streit zwischen ihnen zu entfachen oder den bereits bestehenden noch mehr auflodern zu lassen. Aufgabe einer christlichen Partei ist doch der Kampf und das Ringen mit unchristlichen und religionsfeindlichen Parteien, nicht aber der Kampf gegen eine andere, ebenso „christliche“ Partei. Sodann ist nichts so abstoßend und verderblich, wie der Kampf in den eigenen Reihen, der so zermürbt, so verbittert, so viele, sonst ausgezeichnete Arbeitskräfte lahmlegt, ja gerade die edelsten und opferwilligsten Charaktere entfremdet und wegeekelt, angewidert von dem unwürdigen Zank und Streit im eigenen Lager. Und das allerunwürdigste Schauspiel bieten Priester, bieten Seelsorger, die an diesem Bruderkampf teilnehmen und

das Feuer noch kräftig anblasen statt auszulöschen. Mit einem ergrimmtten Paulus möchte man die Feder tief in die Tinte tauchen und das „insensati Galatae“ schreiben. Wahrlich, wir können uns es ja leisten und untereinander streiten; das Haus brennt zwar schon an allen Ecken, das Dach ist bereits eingestürzt, aber mit dem Löschen hat's noch seine Zeit. Unterdessen hadern wir weiter, bis das Haus ganz zusammengestürzt ist. Dann gehen wir ans Löschen! O insensati Galatae!

Nein, das Streben der Seelsorger muß vielmehr darauf gerichtet sein, daß die Katholiken auch politisch geeint vorgehen. Das Ideal ist und bleibt immer eine einzige politische Partei aller Katholiken eines Landes oder Reiches; denn ihre Stoßkraft ist eine unvergleichlich größere, Religion und Sitte können in unvergleichlich wirksamer Weise geschützt werden, wenn alle Katholiken einig vorgehen, als wenn sie in zwei oder mehrere Parteien gespalten sind. Läßt sich diese ideale Einheit nicht erreichen, so Sorge man doch mit dem Aufgebot aller Kräfte, daß Bruderparteien und Geschwister-Organisationen wenigstens jeden Kampf untereinander vermeiden und geeint, Schulter an Schulter, die Abwehr gegen religionsfeindliche Parteien führen.

**IV<sup>o</sup> Wo immer der Seelsorger genug Laien vorfindet, die fähig und willens sind, den politischen Parteiapparat zu bedienen, überlasse er ihnen neidlos und restlos die ganze parteipolitische Tätigkeit; er selbst sei bloß der religiös-sittliche Führer, er gehe ihnen auch in politischen Angelegenheiten mit Rat und Tat an die Hand und unterstütze sie nach Möglichkeit, halte sich aber sonst politisch im Hintergrunde.**

Der Grund dieser Regel liegt auf der Hand. Was die katholischen Laien selber zustandebringen können, das sollen sie auch tun. Und wenn die Parteiorganisation ihr Werk ist, dann haben sie auch für den Ausbau und das Leben derselben weit mehr Interesse, arbeiten auch mit um so größerem Eifer und um so bereitwilligerem Opfersinn. Der Seelsorger aber erhält dadurch seine ganze Kraft frei für die Aufgaben der unmittelbarsten Seelsorge, die ja doch sein uregentliches Arbeitsgebiet ist, und beugt allen Anfeindungen und Verdrießlichkeiten vor, die er sonst durch seine Parteiarbeit vielleicht hervorrufen könnte.



Aber noch immer harrt die eigentliche und prinzipielle Frage der Entscheidung, ob nämlich politische Tätigkeit



mit Seelsorgsberuf an sich vereinbar ist oder nicht. Die Lösung dieser Frage kann nicht umgangen werden, einerseits weil die Antwort darauf von grundsätzlicher Bedeutung ist und notwendig das Urteil über das Verhalten des Seelsorgers in den konkreten politischen Verhältnissen beeinflussen muß, andererseits, weil die Frage keine bloß theoretische Schulfrage ist, sondern oft und oft eine sehr praktische und brennende werden kann.

Nehmen wir nur irgendeine Pfarrei, in die bereits religionsfeindliche Parteien eingedrungen sind oder einzubrechen versuchen; und wo gäbe es heute eine Pfarrgemeinde, die nicht von diesem Schicksale heimgesucht wäre? Eine Ortsgruppe einer christlichen Partei besteht noch nicht, oder die bestehende kann nicht recht emporkommen; denn von den katholischen Laien haben die einen nicht die Zeit und Möglichkeit, die anderen nicht die Fähigkeit, die Gründung oder die Leitung und den Ausbau einer christlichen Parteiorganisation ins Werk zu setzen; wieder anderen fehlt es am guten Willen. Greift der Seelsorger nicht ein, dann kommt überhaupt keine christliche Parteibildung in der Pfarre zustande oder sie bringt es zu keiner Geltung. Und der Pfarrer hätte Zeit und Kraft, die Organisierung seiner Pfarrkinder in einer christlichen Partei in Angriff zu nehmen und mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen. Darf und soll er in seiner Stellung oder trotz seiner Stellung als Seelsorger die politische Organisation seiner Pfarrgemeinde in die Hand nehmen? Die Antwort hängt einzig und allein von der Frage ab, ob mit dem Seelsorgsberuf parteipolitische Tätigkeit vereinbar ist oder nicht. Wenn ja, dann darf und soll der Seelsorger in dem eben beschriebenen Falle die christliche Parteiorganisation seiner Pfarrkinder betreiben; wenn nein, dann darf er sich in keinem Falle, auch nicht in dem eben angeführten Notfalle mit Parteiarbeit abgeben.

Welches ist nun die richtige Antwort? Sie sei in den folgenden Satz zusammengefaßt:

**V<sup>o</sup> Wo eine politische Organisation der Katholiken notwendig ist und eine solche von den Laien im Sinne des Christentums nicht durchgeführt wird, weil es ihnen entweder an der Möglichkeit oder am guten Willen dazu fehlt, muß sie der Seelsorger als Seelsorger in Angriff nehmen, wenn anders er nicht durch die unmittelbarste Seelsorgsarbeit absolut daran gehindert ist.**

Ich habe die jetzt angeschnittene Frage, ob nämlich parteipolitische Tätigkeit mit Seelsorge überhaupt ver-

einbar ist, nicht bloß Wochen und Monate, sondern Jahre lang erwogen, ich konnte aber trotz alles Nachdenkens zu keinem anderen Resultate kommen als jenem, welches in dem eben ausgesprochenen Grundsatz mitgeteilt wurde. Ob ich recht habe oder nicht, das möge der freundliche Leser selbst beurteilen, nachdem er meine Gründe gehört und geprüft hat.

Zunächst bedarf es wohl keines besonderen Beweises, daß der Seelsorger als Seelsorger nicht ruhig zusehen kann, wenn religionsfeindliche Parteien in seine Pfarre eindringen und seine Pfarrkinder zu Parteimitgliedern werben und machen wollen. Die Liebe zur Kirche und die Sorge um das Seelenheil der Seinen muß ihn vielmehr zu jeder erlaubten und menschenmöglichen Abwehr anspornen. Es kommt ja das Heil der Seelen nur zu sehr in Frage. Werden Katholiken Mitglieder religionsfeindlicher Parteien, dann ist es nur zu oft um ihren Glauben geschehen; zum mindesten wird er in der Regel schwer gefährdet. Und es kann auch gar nicht anders sein. Wer solchen Parteien beitrifft, nimmt nach und nach ihre Ideenwelt auf, lernt ihre Presse, ihre Zeitungen, Zeitschriften und Flugschriften kennen, geht in ihre Versammlungen, hört und liest so viele Entstellungen, Angriffe und „Widerlegungen“ des katholischen Glaubens, daß es geradezu ein Wunder wäre, wenn sein Glaubensleben nicht erschüttert und er der Kirche nicht entfremdet oder abwendig gemacht würde. Wie verderblich für den Glauben sich die Zugehörigkeit zu sozialistischen und kommunistischen Parteien auswirkt, können wir tagtäglich im Abfall so vieler katholischer Arbeiter von der Kirche erfahren. Der Bruch erfolgt nicht unvermittelt. Durch den Verkehr in diesen religionsfeindlichen Parteikreisen ist das Glaubensleben in ihnen längst erkaltet und innerlich halb oder ganz erstorben. Irgend ein äußerer Anlaß genügt dann, um den Bruch auch äußerlich zu vollziehen.

Und selbst wenn das Wunder geschähe und die Katholiken durch den Anschluß an religionsfeindliche Parteien keinen Schaden erlitten an ihrem religiös-sittlichen Leben, müßte trotzdem der Seelsorger mit aller Kraft den Beitritt der Katholiken zu verhindern suchen. Das würde die Liebe zur Kirche und ihre Verteidigung gebieterisch verlangen. Denn durch den Anschluß der Katholiken, durch ihre Stimme und ihre Beiträge würden die Machtmittel der religionsfeindlichen Parteien gewaltig gesteigert, und dadurch würden eben diese Parteien instand gesetzt, den Vernichtungskampf gegen die Kirche und ihre Ein-



richtungen, ihre Rechte und Freiheiten um so gewaltiger und verderblicher führen zu können. *Also darüber kann es keinen Zweifel geben, daß der Seelsorger dem Treiben religionsfeindlicher Parteien entgegenzutreten muß, und zwar in seiner Eigenschaft als Seelsorger.*

Aber worin soll dieser Abwehrkampf bestehen? In der bloßen religiösen Aufklärung? Darin allein, daß er seine Pfarrkinder über die religiös-sittlichen Pflichten im öffentlichen Leben unterrichtet, ihnen sagt, welches die religionsfeindlichen Parteien sind, und ihnen den Anschluß daran verbietet? Das ist allerdings der eine Teil der Abwehrarbeit, aber dieser genügt für sich allein nicht. Soll das Abgleiten der Katholiken in religionsfeindliche Parteien vermieden werden, dann muß für sie unbedingt auch eine politische Organisation geschaffen werden, und weil diese keine religionsfeindliche sein kann, muß sie notwendig eine religionsfreundliche, eine christliche und katholische sein. *Ohne eine solche politische Organisation und Partei geht es einfach nicht.* Wenn sich heute alles organisiert, dann kann man es auch den Katholiken nicht verbieten, sich zu organisieren. Und wenn alle Stände des Reiches, des Landes, jeder Gemeinde in irgendeiner politischen Partei ihre Interessenvertretung suchen und suchen müssen, dann besteht die gleiche Notwendigkeit auch für die Katholiken dieser Stände, wollen sie nicht in jeder Hinsicht ins Hintertreffen geraten und gesellschaftlich, sozial und finanziell schwer geschädigt werden. Und schließlich schreien auch die Interessen der Kirche eines Landes nach einer politischen Organisation der Katholiken. Wer soll denn Religion und Sitte im demokratischen Staate schützen; wenn nicht die politisch einheitlich organisierten Katholiken selbst? Von niemand anderem ist Schutz und Hilfe zu erwarten; hier gibt es nur Selbstschutz. Heute richtet aber der Einzelne nichts aus, und hätte er auch noch so hervorragende Eigenschaften. Heute tun es die großen Zahlen, die großen Massen, oder besser gesagt jene, welche die großen Massen in der Hand haben. Heute richten die Katholiken im politischen Leben nur dann etwas aus, wenn sie zu einer stramm organisierten Partei vereinigt sind.

*Also das kann ebenso wenig bezweifelt werden, daß für die Katholiken, wie des Reiches und Landes, so auch jeder Pfarrei und Gemeinde eine christliche Parteiorganisation einfach notwendig und unentbehrlich ist.*

Wenn nun die Laien sie nicht schaffen, gleichgültig ob deswegen, weil sie nicht können, oder weil sie nicht

wollen, wer muß sie dann ins Leben rufen und betreuen? Es bleibt niemand anderer als der Seelsorger. Denn ohne christliche Parteiorganisation geht es einfach nicht; sie ist *eine seelsorgliche Notwendigkeit*, um das Abgleiten der katholischen Bevölkerung ins religionsfeindliche politische Lager zu verhindern, um Glauben und Sitte der Pfarrkinder zu schützen und das Wohl der Kirche zu verteidigen. Die katholischen Laien bringen sie, wie vorausgesetzt, nicht zustande; also muß sie der Seelsorger in Angriff nehmen, und zwar als Seelsorger, weil er durch die Sorge um die Seelen dazu genötigt wird.

Und sind wir denn nicht schon oft und oft durch die Erfahrung und die rauhe Wirklichkeit belehrt worden, daß die bloße religiös-sittliche Aufklärung, daß ein bloßes Verbot nicht genügt, um religionsfeindliche Bestrebungen wirksam bekämpfen zu können, daß es immer und immer wieder christlicher Gegenorganisationen bedarf, um dem Anschluß der Katholiken an unchristliche Bewegungen einen wirksamen Damm entgegenzustellen?

Ich erinnere an den Kampf gegen Sozialismus und Kommunismus. Papst und Bischöfe haben wiederholt diese Systeme und Parteien verurteilt und den Anschluß daran den Katholiken streng verboten. War's damit abgetan? Bei weitem nicht. Schon Leo XIII. befahl die Gründung von Arbeitervereinen. Und hätte man nicht noch in letzter Stunde christliche Gewerkschaften gegründet, sähen wir wohl heute alle katholischen Arbeiter im roten Lager.

Und war es im Kampf gegen die sozialdemokratischen „Kinderfreunde“ genug, über die religionsfeindlichen, sittengefährdenden und revolutionären Ziele dieser Vereinigung aufzuklären und den Anschluß daran den katholischen Eltern und Kindern zu verbieten? Zwang und zwingt nicht wiederum die rauhe Wirklichkeit zu katholischen Gegenorganisationen? Wiederum ein Zeichen, daß bloße Verbote, daß bloße negative Arbeit nicht zum Ziele führt.

Ich erinnere weiters an die Propaganda für die Leichenverbrennung. Die Kirche erließ ein strenges Verbot, den Leichnam eines Katholiken verbrennen zu lassen, untersagte den Beitritt zu Leichenverbrennungsvereinen, verweigerte die Sterbesakramente und das kirchliche Begräbnis dem, der die Veraschung seiner Leiche letztwillig verfügte und diese Anordnung nicht mehr zurücknahm. War damit dem Anschluß von Katholiken an Leichenverbrennungsvereine Einhalt getan? Mit nichten! Erst die Ein-



führung christlicher Sterbe- oder Leichenbestattungsvereine beginnt wirksame Abhilfe zu bringen.

Und wie wurde und wird der Kampf gegen schlagende Studentenverbindungen, gegen liberale oder sozialdemokratische Sportvereine, gegen unchristliche Frauenvereine geführt? Durch ein bloßes Anschlußverbot? Sind wir nicht überall gezwungen worden, den schlagenden Verbindungen die katholischen Studentenverbindungen, den liberalen, neutralen, nationalen Sportvereinen die christlich-deutschen Turnvereine, die Deutsche Jugendkraft, den unchristlichen Frauenvereinen die katholischen Frauenorganisationen entgegenzustellen?

Diese und ähnliche Beispiele, die noch in großer Anzahl angeführt werden könnten, zeigen handgreiflich, daß unchristliche Bewegungen und Organisationen nicht durch ein bloßes Beitrittsverbot, sondern nur durchentsprechende christliche Gegenorganisationen wirksam bekämpft werden können.

So können auch religionsfeindliche Parteien nur durch Gründung entsprechender religionsfreundlicher Gegenparteien, in denen allein der Platz für Katholiken ist, in Schach gehalten, bzw. verdrängt werden. Ihre Gründung, bzw. Einführung in einer Pfarrgemeinde ist vom seelsorglichen Standpunkte von eminentem Interesse, ja eine direkte Seelsorgsnotwendigkeit, die verwirklicht werden muß. Geschieht dies nicht von Seite der Laien, nun — es ist wieder derselbe Schluß —, dann muß es vom Seelsorger geschehen. Ich mag tun, was ich kann, ich mag hin- und herdenken, wie ich will, ich komme an der Konsequenz nicht vorbei, *daß politische Tätigkeit an sich mit Seelsorge nicht bloß nicht unvereinbar ist, sondern mitunter sogar eine seelsorgliche Aufgabe werden kann.* Wenn mein Gedankengang nicht richtig ist, bitte ich um Aufklärung über den unterlaufenen Irrtum; für eine diesbezügliche Belehrung bin ich stets zugänglich und dankbar.

Ich kann es einfach nicht begreifen, wie man vom Seelsorger volle Zurückziehung von aller Politik verlangen, wie man ihn auf Kirche, Sakristei und Pfarrkanzlei allein festbannen kann. Armer Priester Gottes, wenn du diesen Ratschlägen folgst! Warte nur in der Kirche und im Beichtstuhl auf deine Schäflein! Hast gut warten! Deine Herde wird immer kleiner werden und schließlich ganz ausbleiben, denn vor der Kirchentüre stehen Wölfe genug, die dir deine Schafe abfangen. Was nützt das Warten in der Kirche, was nützen Predigt und Beichtstuhl, wenn außer der Kirche religionsfeindliche Parteien

durch ihre Wühlarbeit dafür sorgen, daß deine Pfarrangehörigen überhaupt nimmer in die Kirche kommen, und du der religionsfeindlichen Hetze außer der Kirche keinen Damm entgegensetzest. Armer Priester Gottes, der du bloß jene Gläubigen pastorieren willst, die zu dir in die Kirche kommen, die anderen aber ihre Wege gehen läßt! Nach dem Beispiele Christi ist dieses Verhalten nicht; der gute Hirt läßt die neunundneunzig Schafe in der Wüste und geht dem einen verirrtten Schäflein nach und ruht nicht, bis er es findet. Armer Priester Gottes, wenn du dich auf Kirche, Sakristei und Pfarrkanzlei einschränken läßt; wie lang wird es dauern und man wird dir auch hier den Stuhl vor die Türe setzen!

In den Zeiten der Hochflut des Liberalismus waren der große Bischof Franz Josef Rudigier und sein Klerus durchaus nicht der Meinung, daß sie sich von aller politischen Betätigung fernhalten sollten, obwohl die Liberalen es immer wieder „im Interesse der Kirche und des Klerus selber“ verlangten, den Klerus des Mißbrauches der Kanzel zu politischen Zwecken, der Aufwieglung und Aufhetzung des Volkes beschuldigten und mit dem Titel „politischer Hetzkaplan“ sehr freigebig waren. Bischof und Klerus begnügten sich nicht damit, das Volk über die falschen, religionswidrigen Lehren und Tendenzen des Liberalismus aufzuklären und den Beitritt zur liberalen Partei zu verbieten. Sie suchten obendrein den liberalen Vereinen entsprechende katholische Organisationen entgegenzustellen.

Auf der Diözesanversammlung der katholischen Vereine Oberösterreichs am 3. August 1868 sagte der ehrwürdige Diener Gottes: „Die Feinde der katholischen Religion sind zahlreich geworden, sie sind mächtig geworden . . . Die Mittel, deren sich die Gegner bedienen, sind vielerlei, besonders aber bedienen sie sich der Vereine. Daher ist es, meine teuren Anwesenden, auch unsere Aufgabe, auf dem nämlichen Wege ihnen entgegenzutreten, auf welchem sie gegen uns herantreten. Wir müssen auch Vereine bilden und müssen die Vereine fördern und müssen die Vereine in jeglicher Weise beleben. Vereinte Kraft macht stark. Wenn wir uns nicht vereinen, so sind wir verloren. Darum, meine Verehrtesten, bitte ich Sie, pflegen Sie die katholischen Vereine, wie diese da immer heißen mögen . . . Nur dann, wenn wir mit vereinten Kräften unseren Gegnern entgegentreten, werden wir siegen, sonst werden wir unterliegen“ (Meindl Konrad, Leben und Wirken des Bischofes Franz Josef Rudigier von Linz, II. Bd., S. 128).



Getreu diesen Grundsätzen handelten Bischof und Klerus. Unter den Gründern des „Katholischen Volksvereines für Oberösterreich“, der politischen Organisation der Katholiken dieses Landes, waren *vier Geistliche*. Als der Volksverein ins Leben getreten war, empfahl ihn der Bischof dem Klerus und Volk durch ein eigenes Mahnschreiben, das er Ende des Jahres 1869 an den Klerus richtete und in dem er die Gründung des Volksvereines aufs herzlichste begrüßte und den Beitritt empfahl. Mit dem ganzen Ansehen seiner Person unterstützte er diese Organisation, erschien in den Generalversammlungen, wenn er irgendwie konnte, und bekannte am 29. September 1875: „Ich erkläre den teuren Mitgliedern des Vereines, daß ich den Volksverein sehr lieb habe, so lieb als meinen eigenen Augapfel“ (Meindl, a. a. O. 136). Durch eifrige Mitarbeit der katholischen Geistlichkeit erwuchs der Volksverein bald zu einer so starken Organisation, daß er das Land Oberösterreich vor der Durchseuchung durch den Liberalismus bewahrte und auch heute noch trotz Krieg und Umsturz das starke Bollwerk für Glaube und Sitte unseres Volkes ist. Ich frage nun: War die politische Tätigkeit des großen Bischofs Rudigier und des von ihm geführten Klerus ein seelsorglicher Fehlgriff oder aber eine seelsorgliche Großtat? Ich glaube, die Geschichte hat längst zugunsten des zweiten Gliedes der Alternative entschieden, denn heute noch zehren wir von den wohltätigen Folgen jener Seelsorgsgroßtat. Daraus dürfte wieder der Schluß zu ziehen sein, daß politische Tätigkeit an sich mit dem Seelsorgsberuf sehr wohl vereinbar ist, ja eine seelsorgliche Aufgabe werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

## **Eigentum und soziale Pflichten.**

Von Univ.-Prof. *Albert Schmitt S. J.*, Innsbruck.

Nachdem nun in verschiedenen Zeitschriften so viel zur Diskussion über das Privateigentum veröffentlicht worden ist, nachdem besonders gegen die traditionelle katholische Moral schwere Vorwürfe gemacht worden sind, wird es den theologisch gebildeten Leser interessieren, wo denn der eigentliche Grund der Differenz gelegen ist, und ob diese Differenz für eine praktische Besserung der wirtschaftlichen Lage eine Bedeutung hat.

Was man an der traditionellen Moral auszusetzen hat, ist, daß sie keine „sozialen Bindungen des Privateigen-

tums“ und keine „soziale Gerechtigkeit“ gekannt habe; aber gerade diese Pflichten seien bestimmt, eine Neuordnung zum Besseren herbeizuführen. An diese beiden Begriffe sei daher unsere Darstellung angeknüpft.

I. *Soziale Pflichten*. Ein absolutes, d. h. völlig unabhängiges Verfügungsrecht über die Erdengüter hat die katholische Moral niemals gelehrt; das können höchstens jene behaupten, die die Lehrbücher nur auf jenen Seiten lesen, die sie im Inhaltsverzeichnis unter „Eigentum“ gefunden haben; an diesen Stellen wird aber nur das privatrechtliche Verhältnis des Eigentümers zu anderen Menschen behandelt (das Gebiet des 7. Gebotes). Wer aber die Prinzipienlehre vor Augen hat und einen Überblick über das gesamte Gebiet sich erworben hat, der weiß, daß nach der Moral der Mensch für alle seine Handlungen, für den Gebrauch aller ihm zur Verfügung stehenden Güter, Gott, dem obersten Herrn, verantwortlich ist. Ihm gegenüber ist kein Mensch unabhängig. Ihm gegenüber muß er für jeden Gebrauch der Erdengüter Rechenschaft geben. So hat der Mensch, der in der Familie lebt, sein Vermögen zu verwenden zur Erziehung der Kinder, um aus ihnen brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft zu machen; die Kinder haben wieder, wenn sie Vermögen besitzen oder erwerben, mit beizutragen zur Erhaltung der Familie und des Gutes, aus dem die Familie ihren Erwerb und ihren Bestand hat. So hat der Mensch, der im Staate lebt, seine nach dem Vermögensstand abgestuften Leistungen zu erfüllen, ja gegebenenfalls sich im Gebrauch seiner Güter den vorgeschriebenen Einschränkungen zu unterziehen oder auch Enteignungen auf sich zu nehmen. So hat jeder Mensch die Pflicht, dem Nächsten (einzelnen und ganzen Klassen) in der Not zu helfen in einem Ausmaß, das nach dem Überfluß seiner Güter und der Not des Nächsten abgestuft ist; er hat den Nächsten vor Schaden zu bewahren, auch wo er dafür materielle Opfer bringen muß, soweit diese Opfer seinem Vermögen und dem Schaden des Nächsten gegenüber nicht unproportioniert groß sind. Er muß ferner seinen privatrechtlichen Verpflichtungen dem Nächsten gegenüber treu und gerecht nachkommen, andernfalls, oder bei ungerecht zugefügtem Schaden denselben schadlos halten. Das alles sind wahre Gewissenspflichten, für deren Beobachtung der Mensch seinem Schöpfer und Herrn strenge Rechenschaft schuldet, und die jeder Moralist lehrt und einschränkt.

Nun fragen wir: Sind das nicht auch „soziale Pflichten“? Was soll denn sonst „sozial“ bedeuten, als: der



Gesellschaft gegenüber zu üben, der Gesellschaft zugute kommend? Aber allerdings, die Moraltheologen treiben nicht Demagogie mit dem Wort „sozial“; sie wenden das Wort nicht an, solange es in allen möglichen Farben schillert und ihm Bedeutungen unterlegt werden, die es nicht hat. Sie sind auch der wohl richtigen Ansicht, daß der guten Sache noch lange nicht gedient ist dadurch, daß man einer gewissen Mode folgend jedem dritten Wort das Attribut „sozial“ hinzufügt. Die Sache aber hat die Moral jederzeit gelehrt, auch wenn sie vorsichtig war im Gebrauch des Wortes.

Aber der Unterschied liegt darin, daß die Moral mit diesen Pflichten (ausgenommen die der kommutativen Gerechtigkeit) *die Person* des Eigentümers belastet, während die modernen Sozialreformer *das Eigentum* belasten wollen. Gewiß, der Mensch schuldet diese Leistungen, aber sein „Schulden“ ist ein debitum morale oder legale, er schuldet Gott, dem Sittengesetz und manchmal auch dem Staatsgesetz, persönlich seine Güter so zu verwalten, daß auch dem Nächsten und der Allgemeinheit gedient ist. Unsere Gegner aber machen daraus ein debitum juridicum, so daß die Leistung dem Nächsten schon vorher *stricto iure* gebührte, wie eine gestohlene Uhr ihrem Herrn.

Nun zu den vorgebrachten Beweisen. Die Gegner berufen sich auf die ursprüngliche Bestimmung der Erdengüter, die nach der Anordnung Gottes allen zum Lebensunterhalt dienen sollen. Es laste also auf den Gütern die innere Zweckbestimmung, daß sie für alle da sind; sobald das Sondereigentum dieser Bestimmung widerspreche, trete diese wieder in ihre Rechte. Diese Zweckbestimmung erkennt natürlich jeder an; aber die Folgerungen daraus sind nicht stichhaltig. Denn

1. Gott hat dem Menschen die Freiheit gegeben und nimmt sie ihm nicht, trotz des Mißbrauchs; er läßt das Böse geschehen, wenn er es auch nicht will, behält sich aber dessen Ahndung vor. So sagt auch der heilige Thomas (II. II. q. 66 a. 1): „*Alio modo quantum ad usum ipsius rei, et sic habet homo dominium naturale rerum exteriorum: quia per rationem et voluntatem potest uti rebus exterioribus ad suam utilitatem, quasi propter se factis.*“ Also der Mensch hat als freies Wesen die (physische, wenn auch nicht moralische) Möglichkeit, auch gegen die Bestimmung Gottes zu handeln. Ein solches Handeln kann nun gegen Gottes Anordnung sein entweder wegen eines

Fehlers in der ratio, eines Irrtums oder dergleichen; oder auch trotz klarer Erkenntnis wegen schuldbaren Nichtwollens. Wenn diese innere Bestimmung den Gütern selbst anhaftet, dann müßten die Verteidiger dieser Ansicht in voller Konsequenz zugeben, daß auch im Falle nicht schuldbaren Mißbrauchs das Recht auf diese Güter verloren geht; daraus würde folgen, daß nach Beseitigung des Irrtums die Besitzer als gutgläubige Besitzer fremder Sachen zu restituieren hätten. Diese Konsequenz habe ich aber noch von keinem unserer Gegner ausgesprochen gehört; sie wäre auch unerhört; aber andererseits ist sie doch die notwendige Folge aus der Ansicht.

2. Die Bestimmung eines Zweckes, z. B. einer Schenkung oder eines Vermächtnisses, ist nicht notwendig *condicio sine qua non* für den Erwerb des Rechtes, auch wenn es sich um eine innere Zweckbestimmung handelt; schenke ich einem Bettler ein Kleid, so folgt daraus noch nicht, daß ich die Schenkung zurücknehme, wenn er es nicht zur Bekleidung nimmt; so folgt auch daraus, daß Gott die Erdengüter zum Unterhalt aller bestimmt hat, nicht notwendig, daß dies *condicio sine qua non* für den Erwerb ist. Es müßte eigens bewiesen werden, daß Gott die Erdengüter *nur* unter der Bedingung dem Einzelnen überlasse, daß er sie nach Gottes Vorschrift verwende; daß also das Eigentum erst erworben wird, wenn der Inhaber es recht benützt, und wieder verloren geht, wenn er es schlecht anwendet. Die Unordnung und Unsicherheit, die daraus folgen würde, kann Gott nicht gewollt haben. Sie wäre gegen das Allgemeinwohl, ja mehr dagegen, als der schlechte Gebrauch. Auch die Gabe der Sprache ist ja ihrem inneren Wesen nach eine soziale; sie ist ganz und gar auf die Gesellschaft hingerichtet und hätte außerhalb der Gesellschaft überhaupt keinen Sinn. Auch für ihren rechten Gebrauch muß der Mensch seinem Schöpfer Rechenschaft ablegen, auch in ihrem Gebrauch soll er als vernünftiges Ebenbild Gottes dessen Pläne und Ziele verwirklichen. Aber ist der rechtmäßige Besitz und das Verfügungsrecht über dieses Gut an den rechten Gebrauch gebunden, so daß der Mensch im Falle des Mißbrauches sie verlieren müßte? Gewiß könnte Gott es so einrichten; aber er tut es nicht, weil er freien Dienst haben will, nicht sklavischen, gezwungenen, weil er die dem Menschen gegebene Freiheit nicht zurücknimmt, selbst wenn Böses damit geschieht. Die innere Bestimmung eines Gutes ist also nicht notwendig *condicio sine qua non* für das Verfügungsrecht darüber; daher kann aus der inneren Be-



stimmung der Erdengüter nicht geschlossen werden, daß die Pflichten über die rechte Verwendung derselben mehr sind als persönliche Pflichten, daß sie das Verfügungsrecht selbst entstehen oder erlöschen lassen.

3. Ebenso wenig beweist ein anderes Argument. Man sagt, es sei doch von allen Theologen zugestanden, daß das Sondereigentum nur sekundärer Natur sei (*de jure naturali secundario* oder *de jure gentium*); wo dieses aber dem ursprünglichen und primären Naturrecht im Wege stehe, müsse es weichen, und die ursprüngliche Bestimmung für alle trete wieder in Kraft. Gewiß; aber daraus die Folgerung ziehen, daß in solchem Falle die Erdengüter und das Verfügungsrecht über sie wieder der Gesellschaft zufallen, kann nur der, der voraussetzt, daß ursprünglich *positive* Gütergemeinschaft, und zwar als Forderung des primären Naturrechtes, geherrscht habe. Eine ganz falsche Voraussetzung, die vom heiligen Thomas (II. II. q. 66 a. 2, ad 1) klar abgewiesen wird. „*Ad primum ergo dicendum, quod communitas rerum attribuitur juri naturali, non quia jus naturale dicitur omnia esse possidenda communiter, et nihil esse quasi proprium possidendum, sed quia secundum jus naturale non est distinctio possessionum . . .*“ Also nur eine *negative* Gütergemeinschaft, die das und nur das besagt, daß vom Naturrecht keinem ein bestimmter Teil der Güter zugewiesen war, nicht aber eine positive Gütergemeinschaft, als ob jemals alles Gemeineigentum gewesen wäre, und die Gesellschaft als Eigentümerin diese Güter verwaltet, verwertet und verteilt hätte. Ein solches vom Naturrecht gebotenes Gemeineigentum als Vorstufe des Sondereigentums hat niemals existiert, und kann daher auch im Falle des Mißbrauchs des Sondereigentums nicht wieder auftreten. Jener allgemein gelehrte Satz von dem Vorrang des primären Naturrechtes im Kollisionsfall hat also nur darin seine Anwendung, daß der in äußerster Not Befindliche von dem Eigentum des Nächsten das, was er zur Abwendung der Not braucht, als nicht dem Anderen zugeschrieben betrachten, und deshalb es sich aneignen kann. Man vergleiche Thomas II. II. q. 32 a. 7 ad 3: „Im Falle der äußersten Not ist alles Gemeingut“ (im Sinne unserer Gegner müßte er sagen: Gemeingut ist alles, was einer nicht braucht oder mißbraucht); „daher ist es einem, der in solcher Not ist, erlaubt, fremdes Gut zu nehmen zum Unterhalt, wenn er niemand findet, der es ihm gibt.“ Aber daß durch Mißbrauch das Eigentumsrecht an die Gesellschaft übergehe infolge des primären Naturrechtes, das kann nur jemand behaupten, der als primäre

Forderung des Naturrechtes den positiven Kommunismus ansieht, was kein katholischer Theologe gelehrt hat.

So sehr also der Mensch in Verwaltung und Verwendung seiner Güter an Gottes Gesetze gebunden ist, an Gesetze, die auch auf das soziale Wohl Einfluß haben, so ist er doch unabhängig von anderen Rechtssubjekten, weil er ein eigenes Ziel und seine persönliche Bestimmung frei zu erfüllen hat; wäre er das nicht, so könnte er von anderen Rechtssubjekten an dieser seiner Bestimmung behindert werden. Da hat nun auch eine Berufung auf angebliche verschiedene Auffassungen im „römisch-heidnischen“ und „christlich-germanischen“ Recht keinen Sinn. Der Unterschied dieser verschiedenen Institutionen liegt nicht in einem verschiedenen Begriff, sondern nur in einer anderen Verteilung von Sondereigentum der Einzelnen und Sondereigentum der Gemeinde, der Markgenossenschaft. Nicht um ein Gemeindееigentum der ganzen menschlichen Gesellschaft ging es da, sondern auch das Eigentum der Gemeinde war eine Art Sondereigentum und besagte Unabhängigkeit von den Gliedern anderer Gemeinden, besonders von feindlichen Stämmen. Der Begriff des Sondereigentums ist jedoch ganz der gleiche.

4. Noch ist eines Einwandes zu gedenken, den man oft hört, und der auch manchmal in Form eines Beweises vorgebracht wird: Es kann kein Mensch ein Recht haben zu sündigen, sein Eigentum zu mißbrauchen; das wird ihm aber zugestanden, wenn man ihm trotz des Mißbrauches das Eigentumsrecht beläßt, wie es die Moral tut. Daß Laien an diesem Einwand stutzig werden, ist verzeihlich; aber daß selbst Theologen das Sophisma nicht durchschauen, ist zu bedauern. Es wird in diesem Syllogismus gearbeitet mit dem Doppelsinn des Wortes „Recht“. Das Wort kann bezeichnen, daß jemand valide und licite über eine Sache verfügen kann; es wird aber auch in dem Sinn genommen, daß jemand zwar valide, aber nicht licite verfügen kann. Das ist nun durchaus nicht das Gleiche; im ersten Fall schließt es in sich sowohl die privatrechtliche, wie auch die sittliche Befugnis; im zweiten Falle jedoch besagt es, daß man zwar dem Nächsten gegenüber kein Recht verletzt, weil er kein wirkliches Recht auf die Sache hat, daß man aber Gott gegenüber die sittliche Befugnis nicht hat. Nun können wir auf den Einwand antworten. Niemand kann auf Mißbrauch ein „Recht“ haben, d. h. sowohl gültig als erlaubt handeln, also ein Recht im vollsten Sinn. Ja: denn unerlaubt ist dies in jedem Falle. Niemand kann ein Recht auf Mißbrauch



haben, d. h. jeder Mißbrauch ist, wenn unerlaubt, auch ungültig. Nein: denn da müßte bewiesen sein, daß ein Anderer auf das mißbrauchte Gut das Eigentumsrecht hätte, so daß dessen Rechtssphäre verletzt würde. Das ist aber nicht bewiesen. Und wenn dieser Einwand als Beweis formuliert wird, so setzt er eben voraus, was zu beweisen wäre, daß durch den Mißbrauch das Recht verloren wird und auf einen Anderen übergeht.

Die Moral kennt also soziale Pflichten, wirkliche Gewissenspflichten, aber sie wenden sich an die *Person* des Besitzenden, allerdings seinem Überfluß entsprechend, jedoch sind sie nicht *reale* Pflichten, so daß ein Anderer oder die Gemeinschaft schon ein Recht an der Sache selbst hätte. Das Sondereigentum ist nicht absolut, sondern gebunden an Gottes Gesetz zugunsten des Nächsten; nicht aber (ausgenommen die privatrechtlichen Verpflichtungen) gebunden an den Nächsten. Der Eigentümer hat die Pflichten, die Gott als Obereigentümer auferlegt, zu erfüllen, hat aber auch die Freiheit, die der Obereigentümer ihm läßt, „quia per rationem et voluntatem potest uti rebus“.

II. *Soziale Gerechtigkeit.* Die katholische Moral huldigt keineswegs dem Individualismus, der den Menschen von jeder Bindung gegen die Gesellschaft lösen möchte; aber ebensowenig einem soziologischen Positivismus, der der Gesellschaft ein Dasein übergeordneter und ihren Mitgliedern vorausgehender Art zuschreibt, so daß die Glieder keine anderen Rechte hätten, als diejenigen, deren Ausübung durch den gesellschaftlichen Verband geboten erscheint. (Soziales Gesetzbuch I. 5). Denn sie weiß, daß es der Einzelmensch ist, und nicht die Gesellschaft, der nach Gottes Ebenbild geschaffen, eine unsterbliche Seele hat, von Gott geliebt und von Christus erlöst seine eigene persönliche Bestimmung hat, und daß seine Rechte aus seiner Natur erfließen, während die Gesellschaft für ihn ein notwendiges Mittel ist, mit dessen Hilfe er sein Ziel erreichen soll (ebd. I. 1, 5). Der Mensch ist von Natur aus darauf angewiesen, sich zu einem geordneten, wenigstens primitiv organisierten Gemeinwesen zusammenzuschließen; ist dies geschehen, so hat dieses Gemeinwesen den Charakter einer juristischen Person, die einerseits die Pflicht hat, die Rechte der Einzelnen zu schützen, zu ordnen, andererseits auch die Rechte, die dazu notwendig sind. Dieses Rechtsverhältnis regelt die Tugend der legalen Gerechtigkeit, die im Leiter des Gemeinwesens architectonice, primario, in den Gliedern administrative, se-

cundario zu üben ist, also anordnend — sich einfügend. Nun spricht man neuestens auch von einer „sozialen Gerechtigkeit“. Was soll ihr Gegenstand sein? Doch nicht derselbe wie jener der legalen Gerechtigkeit; das wäre ja nur ein neuer Name für die alte Sache, und daß mit bloßer Umbenennung nicht geholfen ist, haben wir oben schon gesagt. Was also? Man sagt: eine Summe von Pflichten, die vor und außer der legalen Gerechtigkeit dem Einzelmenschen gegenüber der Gesellschaft obliegen. Solche Pflichten bestehen; aber wenn sie Gerechtigkeitspflichten sein sollen, muß ihnen ein Recht der Gesellschaft entsprechen; was kann aber die nicht-organisiert gedachte Gesellschaft für Rechte beanspruchen? Ist sie überhaupt Rechtssubjekt, juristische Person? Kommen wir auf diesem Wege nicht der positivistischen Richtung der Soziologie, wie sie das Mechelner soziale Gesetzbuch (siehe oben) charakterisiert, zu nahe? Solche und ähnliche Bedenken dürften es sein, die die Moralisten zurückhaltend sein lassen gegen die neue Art der Gerechtigkeit.

Aber versuchen wir einen anderen Weg. Es gibt gewiß Forderungen des Sittengesetzes, deren Erfüllung für das Leben in der Gesellschaft von größter Bedeutung, ja notwendig ist. Es können dies Akte der verschiedenen Tugenden sein: genaue und treue Erfüllung der kommutativen Gerechtigkeit in Kauf und Verkauf, in Bestimmung der Lohnhöhe, in Wahrung der Rechte der Persönlichkeit auch des geringsten Arbeiters u. s. w.; oder werktätige, großzügige Erfüllung der Liebespflichten; oder auch treue und opferwillige Einhaltung der Pflichten der Ehe und Familie u. dgl. mehr. Sie alle verpflichten vor und außer der legalen Gerechtigkeit; aber sind diese Akte, weil sie fördernd oder notwendig sind für ein geordnetes Leben in der Gesellschaft, deswegen schon Akte der Gerechtigkeit, so daß man sie unter dem Namen der sozialen Gerechtigkeit zusammenfassen könnte? Die Ethik und Theologie verneinen es einmütig, und lassen es höchstens in einem sehr erweiterten und uneigentlichen Sinn zu. Will man genau und philosophisch richtig sprechen, so bleiben diese Akte, was sie sind, nämlich Akte der kommutativen Gerechtigkeit, der Liebe, der Pietät, der Keuschheit. Nur wenn die Jurisdiktionsgewalt kraft ihrer von Gott stammenden Autorität Akte der Untergebenen auf ein bestimmtes Ziel, hier auf das Allgemeinwohl, hinordnet, dann werden sie Akte der Tugend, auf die sie von der Autorität hingeordnet sind, in unserem Falle: der legalen Gerechtigkeit. Das ist nun durchaus kein Positivismus;

dieser Vorwurf kann nur gemacht werden, wenn man weder den Positivismus, noch die Funktion der Jurisdiktionsgewalt recht versteht. Denn diese Gewalt stammt von Gott und erhält von ihm ihre verpflichtende Kraft; und Jurisdiktion sagt eben, wie schon der Name (*jus dicere*) anzeigt: Recht schaffen. Ebensowenig kann man verlangen, daß bei solchen Vorschriften der Inhaber der Jurisdiktion ein Eigentumsrecht haben muß, wenn er zum Allgemeinwohl Einschränkungen des Eigentumsrechtes setzt; die *potestas jurisdictionis* ist eben grundverschieden von der *potestas dominii*; auch der Richter oder der von den Parteien gewählte Schiedsrichter spricht das Recht dem Einen oder Anderen zu, ohne selbst Herr über die Sache zu sein.

Also die Handlungen, die für das Gemeinwohl nützlich oder notwendig sind, bleiben vor und außer der organisierten Gesellschaft Akte der verschiedenen Tugenden, denen sie angehören; nur durch die verpflichtende Vorschrift der Autorität können sie Akte der legalen Gerechtigkeit werden. Aber etwas anderes ist freilich vor und außer der Organisation der Gesellschaft vorhanden: Der Mensch ist auf die Gesellschaft hingeordnet; daher hat er die naturgesetzliche Pflicht, in all seinen Handlungen und Verfügungen auf das Wohl der Gesellschaft Rücksicht zu nehmen, und sobald eine rechtmäßige Autorität besteht und Gesetze erläßt, sich einzuordnen. Am besten hätte man vielleicht diese Pflicht mit dem indifferenten Namen „Gemeinsinn“ belegt; so wäre die Kontroverse vermieden. Denn diese dreht sich um die Frage, ob dieser Gemeinsinn der Liebe oder der Gerechtigkeit, und zwar, ob der legalen oder einer neuen Form, der sozialen zugeschrieben werden soll. Die Entscheidung darüber könnte man ohne Schaden für die Praxis den Theologen überlassen. Nach meiner Meinung würde man schwer tun, den ersten Teil dieser Pflicht, nämlich bei Verfügungen über sein Privateigentum auf das Allgemeinwohl Rücksicht zu nehmen, unter die Gerechtigkeit aufzunehmen; es wäre das eher die Liebe als *virtus generalis*, die bei allen Handlungen Schaden des Nächsten zu vermeiden sucht; den zweiten Teil könnte man als die naturrechtliche Grundlage der legalen Gerechtigkeit bezeichnen.

Freilich wird heute in vielen Kreisen die Liebe und ihre Wirksamkeit unterschätzt im Vergleich zur Gerechtigkeit. Aber, ob das nicht ein Ausfluß einer falschen Einstellung ist, die in unseren Tagen vorherrscht und die die materielle Leistung höher wertet als den Geist der



Liebe und Zusammengehörigkeit? Eine ähnliche Einstellung, wie sie aufscheint in der Forderung nach ausschließlich staatlicher Armenpflege, wo das Almosen wie andere Abgaben nur unter Zwang geleistet, und als Recht entgegengenommen würde, ohne Pflege des christlichen Geistes der Liebe und Zusammengehörigkeit. Wenn wir die Sache im Lichte der christlichen Tugendlehre betrachten, so muß der Vergleich zugunsten der Liebe ausfallen. Für sie spricht:

1. *Ein höherer Grad der Sittlichkeit.* Gemessen am Formalobjekt der Tugend steht die Liebe höher, weil sie als Formalobjekt Gott selbst hat und zur theologischen Tugend gehört, während die Gerechtigkeit als Formalobjekt eine beschränkte Gutheit hat, die darin liegt, daß man dem Nächsten gibt, was ihm zu Recht gebührt.

2. *Die materielle Auswirkung.* Auch darin geht die Liebe weiter als die Gerechtigkeit; sie hilft und gibt, auch über das hinaus, was streng geschuldet ist, ja selbst wenn kein Rechtsanspruch vorliegt; sie bewirkt, daß auch die strengen Rechtspflichten (aus Liebe) zur rechten Zeit, oder schon vorher, in der rechten Weise, wie es unter Brüdern sich ziemt, geleistet werden:

3. *Die psychologische Auswirkung.* Sie spricht ganz für die Liebe. Denn ihr Fundament ist die Zusammengehörigkeit der Einzelnen zur selben Menschennatur und zur gleichen Gottesfamilie; sie ist in eminentem Sinne soziale Tugend und gemeinschaftsbildend; ihre Leistung ist eine persönliche Tat, in der die Zusammengehörigkeit und Bruderliebe mitspricht; sie ist geeignet, die Kluft zu vermindern oder zu schließen. Die Gerechtigkeit hat ihr Fundament darin, daß der Nächste ein von mir unterschiedener und unabhängiger Träger von Pflichten und Rechten ist, also in der Trennung und in gegenseitiger Unabhängigkeit; ihre Leistung ist an und für sich eine sachliche, kalte, die nicht geeignet ist, die Menschen einander näher zu bringen.

4. Aber verpflichtet nicht die Gerechtigkeit *unter Restitution*, während bei der Liebe diese Pflicht nicht besteht? Nach einstimmiger Lehre der Theologen besteht die Restitutionspflicht nur bei Verletzung der kommutativen Gerechtigkeit, die ja hier nicht in Frage kommt. Aber auch wo sie besteht, ist dies kein Vorzug der Gerechtigkeit; sie hat eben als Gegenstand ein beschränktes, genau abgegrenztes Gut, soweit das Recht des Anderen geht; diese Grenze muß allerdings erreicht werden, entweder durch die Leistung bzw. Unterlassung, oder durch

die Wiedergutmachung; aber dann hört die Verpflichtung der Gerechtigkeit auf. Die Liebe braucht keine Restitutionspflicht, weil sie kein abgegrenztes Objekt hat, und weil die Pflicht weiterbesteht.

5. Ferner wird man einwenden, die Liebe verpflichte nicht, wenn man selbst einen entsprechend großen Schaden leiden müßte; darauf kann man antworten, daß auch die Pflicht der Wiedergutmachung der Gerechtigkeit weicht, wenn man selbst dadurch in Not käme; beides sind nur Entschuldigungen und bedeuten nur einen Aufschub.

6. Aber Rechtspflichten sind *erzwingbar*. Liebespflichten nicht. Antwort: Auch nicht alle Rechtspflichten sind erzwingbar. Und wo sie es sind, ist das für die psychologische Auswirkung kein Vorteil; erzwungene Pflichten werden kalt und herzlos geleistet, wie die Steuern, und geben wie diese Anlaß zu Unzufriedenheit und Störungen. Wo aber das Allgemeinwohl es fordert, hat auch nach den Moralisten die Staatsgewalt das Recht, die Leistungen und Einschränkungen, die sonst die Liebe fordert, vorzuschreiben und sie so zu gesetzlich erzwingbaren Pflichten zu machen, soweit es nötig und nützlich ist. Und einer den Einzelnen überlassenen Erzwingbarkeit, auch wo sie nicht zuträglich ist, werden auch die Gegner nicht das Wort sprechen wollen.

Blicken wir zurück: Das, was die Gegner wollen, wenn sie von sozialen Pflichten des Eigentümers und von sozialer Gerechtigkeit sprechen, das verlangen die Moralisten ebenfalls *der Sache nach*. Aber die Begründung der Gegner, womit sie eine Pflicht der Gerechtigkeit erweisen wollen, ist nicht stichhaltig; und die neue Art von Gerechtigkeit ist nicht notwendig, da wir mit den bisher angeführten Arten auskommen und die Liebespflichten eine bessere Auswirkung haben. Auch die Liebe, und sie vor allem, ist eine „soziale Tugend“. Sie ist nach Thomas unter den Tugenden, die *ad alterum* sind, die größte (II. II. q. 30 a. 4 c.), und Friede ist die eigentümliche Wirkung der Liebe, nur indirekt der Gerechtigkeit (ib. q. 29 a. 2).

---

## **Speculum professoris theologici.**

Von Prof. Dr. Johann Haring, Graz.

(Schluß.)

4. *Betätigung des Glaubens*. Zur Glaubensstärke und Glaubenswärme muß im Lehrer der Theologie auch ein Leben nach dem Glauben treten. Es ist gewiß unrichtig,

die Berechtigung einer Lehre ausschließlich nach den Wirkungen zu beurteilen, die sie in ihren Anhängern auslöst. Denn in der Anwendung der Theorie können Fehler gemacht werden; auch der begeistertste Vertreter einer Lehre kann infolge menschlicher Schwäche in der Durchführung erlahmen. Nichtsdestoweniger bleibt es höchst verhängnisvoll, wenn der Lehrer seine eigenen Lehren nicht befolgt. Denn das Volk, ja die Menschen überhaupt wollen im Vorbilde die Lehre in die Tat umgesetzt sehen. Darum tut das Wort des Evangeliums (Mt 23, 3) über die Pharisäer: Alles, was sie immer euch sagen, haltet; nach ihren Werken aber handelt nicht — meist unvollkommen seine Wirkung; ja der Lehrer, der im Widerspruch mit seiner Lehre lebt, ist schuld daran, wenn seine Lehre verachtet wird. Darum betonen die oben angeführten kirchlichen Aktenstücke die Notwendigkeit des guten Beispieles. Pius X. beruft sich auf den alten Erfahrungssatz: „Ad doctorum exemplum plerumque componuntur discipuli.“<sup>1)</sup> Und Kanon 1360, § 1 des kirchlichen Rechtsbuches verfügt: „Ad munus magistrorum Seminarii eligantur sacerdotes non doctrina tantum sed etiam virtutibus ac prudentia prae-stabiles, qui verbo et exemplo alumnis prodesse possunt.“

In eindringlicher Weise schildert uns Vincentius Lirinensis in seinem Commonitorium cap. X sequ. den Widerstreit zwischen der Lehre und der Handlungsweise mancher kirchlicher Lehrer. Er erinnert an das prophetische Wort im Deuteronomium 13, 1 ff.: „Si surrexerit in medio tui propheta aut qui somnium vidisse se dicat et praedixerit signum atque portentum et evenerit, quod locutus est, et dixerit tibi: camus et sequamur deos alienos, quos ignoras et serviamus eis, quos ignorabas; non audies verba prophetae illius aut somniatoris, quia temptat vos deus vester.“ Jawohl, eine große Versuchung ist es für den Schüler, wenn er sieht, daß sein Lehrer, den er vielleicht überaus geehrt und geliebt hat, selbst seiner Lehre untreu wird, sei es durch das Wort, sei es durch die Tat. Magna tentatio est. Ist der Glaube des Schülers nicht fest gegründet, so kann er Schiffbruch leiden. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn zur Zeit des Vatikanischen Konzils, als manche Lehrer der Theologie wankten, auch manche Priester und Laien wenigstens eine Zeitlang irrgingen.<sup>2)</sup> Man muß Gott danken, daß das Unheil sich nicht noch größer entwickelte. Vieles im Zeitalter der so ge-

<sup>1)</sup> Pascendi, Gasparri P., Cod. jur. can. fontes, III, 719.

<sup>2)</sup> Man vgl. die Schilderungen bei A. Weiß, Lebensweg und Lebenswerk, 58 ff.



nannten Aufklärung wird verständlich, wenn wir die Lebensgeschichte so mancher theologischen Vertreter der damaligen Zeit studieren.

Nur wenn Lehre und praktische Betätigung harmonieren, ist also ein durchschlagender Erfolg zu erwarten. Darum schreibt schon Nikolaus Clemanges in seiner Schrift „Über das theologische Studium“: „Nicht die Kappe macht den Doktor, nicht das Aufsetzen des Doktorbirettes, nicht der Katheder oder ein erhöhter Sitz. Jene äußeren Zeichen zeigen an, daß er fähig sein soll, durch sein Leben, sein Betragen, seinen unbescholtenen Glauben, seine reiche Bildung andere zu belehren. Niemand ist für einen wahren Lehrer zu halten, wenn nicht sein Leben und Denken zu der Kunst zu lehren, befähigt.“<sup>1)</sup> Kurz und bündig erklärt die Lavanter Synode 1903: „Magistri theologiae sint magistri pietatis simul et scientiae.“<sup>2)</sup>

Von diesem großen Gedanken war man auch bei der Eröffnung der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg 1903 erfüllt. Als Programm stellte Albert Ehrhard in seiner Ansprache auf:<sup>3)</sup> „Die Aufgabe der theologischen Fakultäten besteht nicht bloß darin, in der Person ihrer Vertreter Wahrheit und Heiligkeit zu verbinden, sondern noch viel mehr die zukünftigen Priester mit jenen Grundsätzen des sittlich-religiösen Lebens zu erfüllen, welche sie in der praktischen Seelsorge leiten sollen.“ Und Franz Hettinger, der Lehrer Ehrhards, ruft der theologischen Jugend zu: „Früher oder später sinken Ihre Lehrer ins Grab, aber die Welt des Geistes, des Glaubens, der katholischen Wissenschaft, in welche sie Ihren Geist eingeführt haben, die Liebe zur Kirche, die sie in Ihren Herzen entzündet haben, das höhere, das geistliche, das echt wissenschaftliche und priesterliche Leben, das Sie an ihnen, die Ihre Vorbilder waren, gesehen und aufzunehmen sich bestrebt hatten, das ist nicht mit ihnen vorübergegangen.“<sup>4)</sup>

5. *Beherrschung des Lehrgegenstandes.* Der Lehrer der Theologie muß seinen Lehrgegenstand voll und ganz beherrschen. Es ist dies eigentlich eine selbstverständliche Sache. Bei der Unbegrenztheit der wissenschaftlichen Disziplinen ist die Forderung aber leichter gestellt als verwirklicht. Dazu kommt, daß kein Gelehrter vom Himmel fällt, also auch der akademische Lehrer erst durch fort-

<sup>1)</sup> Siebengartner M., Schriften und Einrichtungen zur Bildung der Geistlichen, 1902, 338.

<sup>2)</sup> Synodus Lavant. 1903, 663.

<sup>3)</sup> Ehrhard A., Katholische Kirche und theologische Fakultät, 1903, 18.

<sup>4)</sup> Hettinger Fr., Timotheus<sup>3</sup>, 375 f.

gesetzte Beschäftigung mit dem Fache fortschreitende Vertrautheit mit der Disziplin erlangen wird. Aber das muß verlangt werden, daß niemandem, der nicht entsprechend vorgebildet und vorbereitet ist, ein theologisches Lehramt übertragen werden soll. Einst war das theologische Doktorat, das erst nach praktischer Übung im Lehrfache verliehen wurde, eine unmitttelbare Vorschule für das Lehramt. Der graduierte Doktor war, was sein Name sagt, ein diplomierter Lehrer. Heute kann das Doktorat nur als eine Vorbedingung in Betracht kommen. Manche Disziplinen, wie Bibelwissenschaft, Kirchengeschichte, kanonisches Recht bedürfen einer besonderen, weiter ausholenden Vorbereitung. Es ist Aufgabe jener Faktoren, welche bei Besetzung von akademischen Lehrstellen mitzuwirken haben, Vorsorge zu treffen, daß es im Bedarfsfalle nicht an tauglichen Kandidaten fehle.<sup>1)</sup>

Eine Beherrschung des Fachgegenstandes wird um so eher gegeben sein, wenn der akademische Lehrer nicht bloß das zu bieten sucht, was andere aus den Quellen geschöpft haben, sondern wenn er auch selbständig wenigstens einige Partien aus den Quellen zu erforschen bemüht ist.<sup>2)</sup> Der akademische Lehrer soll auch Forscher sein, wenngleich die Lehrtätigkeit die erste und vornehmste Aufgabe bleiben muß.<sup>3)</sup> „Der Gedanke schafft sich in dem Worte seine geistige Umhüllung, dauernd wird dieses Kleid aber erst durch die Schrift. Sie macht den Lehrer der Gegenwart auch zum Lehrer der Zukunft.“<sup>4)</sup> Der akademische Lehrer erweitert räumlich und zeitlich durch die Forschertätigkeit seine Wirksamkeit. Er vertieft sie aber auch. Wissenschaftliche Forschung bewahrt vor Verknöcherung und Stagnation, gewährt tieferen Einblick in die Wissenschaft und befähigt zur besseren und ausdrucksvolleren Ausübung des Lehramtes. Sorgfältig muß der akademische Lehrer den Fortschritt der Wissenschaft, besonders aber seiner Disziplin verfolgen, die Ergebnisse in Evidenz halten und so weit als zweckdienlich im Lehrvortrag verwerten. Die Erwerbung dieser Kenntnisse ist eine Berufspflicht und kein Gegenstand der Selbstüberhebung. Hugo von St. Viktor schreibt:<sup>5)</sup> „(Lector) primum

<sup>1)</sup> Über die Vorbildung der theologischen Lehrer im Laufe der Geschichte vgl. *Haring J.*, Das Lehramt der kath. Theologie, 1926, 66 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. die Ratio studiorum der Jesuiten, Reg. communes n. 9. *Duhr B.*, Die Studienordnung, 1896, 199 f.

<sup>3)</sup> Vgl. *Haring J.*, Das Lehramt der kath. Theologie, 108 ff.

<sup>4)</sup> *Stamminger J.*, Zum Gedächtnisse Kard. Hergenröthers, 1892, 12.

<sup>5)</sup> Didascalcon, l. 3, c. 14. *Migne*, l. 176, 773.

nullam scientiam, nullam scripturam vilem teneat, secundum a nemine discere erubescat, tertium, cum scientiam adeptus fuerit, ceteros non contemnat.“ Und die Provinzialsynode von Bordeaux 1850 erklärt: „Magistri, ut in dies melius suo fungantur officio, copiosam doctrinam opere quotidiano et piis precibus colligant.“<sup>1)</sup> Und neun Jahre später warnt wieder eine Provinzialsynode von Bordeaux:<sup>2)</sup> „Nec magistri, quamquam bene informati, se suo officio fungi posse praesumant, nisi scientiam suam semper nutriant imo et augeant.“ Die Lavanter Synode 1903 äußert sich in dieser Beziehung: „Vero progressui cuiusque bonae disciplinae clerus non debet esse alienus multoque minus professor, a quo non mediocris quaedam sed altioris gradus scientia exigitur. Professores omnigena scientia sint insignes, studio veritatis praestent . . . praecipuis unusquisque suae propriae disciplinae progressum vigilanti oculo continuo prosequatur, nec unquam sibi persuadeat se in hac re finem assecutum esse; qui enim non progreditur, regreditur.“<sup>3)</sup> Und die Seckauer Diözesansynode sagt: „Magistri autem theologiae non solum in traditione disciplinarum excellant sed etiam in libris scientificis conscribendis omni studio incumbant, ut exprobratio inferioritatis conticescat.“<sup>4)</sup>

Auf schriftstellerische Tätigkeit der akademischen Lehrer wird heute großes, vielleicht manchmal zu großes Gewicht gelegt.<sup>5)</sup> Eine wahre Förderung des Lehrberufes bedeutet sie nur, wenn sie mit der Lehrtätigkeit im Zusammenhang steht. Hettingers Biograph<sup>6)</sup> bemerkt: „Die Schriften Hettingers stehen im lebendigen Zusammenhang mit seinen Vorlesungen; sie sind gleichsam die gereifte Frucht derselben . . . Er huldigte der Ansicht, die schriftstellerischen Werke eines Professors harmonierten nur dann mit der Aufgabe desselben, wenn sie aus dessen Haupttätigkeit, aus dem Kolleg, aus dem Dozieren hervorgewachsen. Dozieren und Schriftstellern müßten sich gegenseitig ergänzen, das eine müsse das andere unterstützen.

<sup>1)</sup> Conc. prov. Burdigal. 1850, tit. 5, cap. 3, Coll. Lac., IV, 596.

<sup>2)</sup> Conc. prov. Burdigal. 1859, tit. 5, cap. 1, n. 4. Coll. Lac., IV, 766.

<sup>3)</sup> Synod. Lavantin. 1903, 665.

<sup>4)</sup> Synod. Seccoviensis 1911, 185 f.

<sup>5)</sup> Vgl. *Haring J.*, Das Lehramt der kath. Theologie, 106 ff. *Fullerton G.*, Die amerikanischen Hochschulen, 1914, 78 schreibt: „Nicht alle Menschen haben gleiche Begabungen. Einige sind hervorragende Lehrer, aber von Natur aus nicht befähigt, den Fortschritt der Wissenschaften, die sie vertreten, wesentlich zu fördern . . . Der Amerikaner hält die Lehre, daß ein großer Forscher notwendig auch ein großer Lehrer sein muß, für einen Aberglauben.“

<sup>6)</sup> *Kaufmann F.*, Franz Hettinger, 1891, 15.



Darum publizierte Hettinger ebenso lange als er dozierte.“ — Und von Hugo Laemmer bemerkt sein Biograph:<sup>1)</sup> „Seine Lehrtätigkeit empfing von seinem literarischen Schaffen neues Licht und Leben.“ — Doch muß der akademische Lehrer immer das bleiben, was sein Name besagt. Beinträchtigung des Lehrberufes durch die Forschertätigkeit ist vom Übel. Paul Schanz († 1903), ein ebenso großer Gelehrter als vortrefflicher Lehrer, sprach in dieser Richtung von einer förmlichen Versuchung; denn je tiefer ein Gelehrter eindringt in die Schächte des Wissens, um die verborgenen Schätze zu heben und anderen zugänglich zu machen, um so mehr läuft er Gefahr, den Lehrberuf in den Hintergrund treten zu lassen. Doch diese Versuchung muß im Interesse des Hauptberufes überwunden werden.<sup>2)</sup>

Die menschliche Kraft hat ihre Grenzen. Fordert das akademische Lehramt einen ganzen Mann, so darf der akademische Lehrer sich auch nicht mit zerstreuenden Nebenarbeiten abgeben, bezw. damit belastet werden. Die Gefahr liegt nahe. Die große Welt meint vielfach, daß der akademische Lehrer überhaupt nur die Aufgabe habe, einige Stunden in der Woche Vorträge zu halten. Die notwendige Fort- und Weiterbildung, die Forscher- und Schriftstellertätigkeit wird oft nicht beachtet. Und doch nimmt gerade diese Seite der Berufstätigkeit einen Großteil der Kräfte in Anspruch, wenn anders der akademische Lehrer den Anforderungen seines Amtes entsprechen soll. Pius X. bedroht im Rundschreiben Pascendi die Vernachlässigung der theologischen Disziplinen durch den theologischen Lehrer infolge Bevorzugung profaner Wissenschaften mit der Absetzung: „removeantur . . . qui sacras negligunt disciplinas aut profanas anteponere videntur.“<sup>3)</sup> Und die Lavanter Synode 1903<sup>4)</sup> wünscht die möglichste Freistellung der Theologieprofessoren: „Quum munus professoris theologiae, ut recte impleatur, totum virum expostulet, cum munere isto non conjungantur, nisi gravissima urgente necessitate, alia officia et negotia, quae professoris in dicto munere notabiliter impedirent ab eoque abstraherent. Can. 589, § 2 Cod. jur. can. wünscht, daß den Lehrern des Regularstandes nicht Aufgaben aufgebürdet werden, welche vom Lehrberufe ablenken. Der in diesem Kanon liegende Gedanke darf wohl verallgemeinert werden.

<sup>1)</sup> *Schweter Jos.*, Prälat Dr Hugo Laemmer, 1926, 150.

<sup>2)</sup> *Koch A.*, Zur Erinnerung an Paul v. Schanz, Tübinger Theolog. Quartalschrift, 1903, 121 f.

<sup>3)</sup> *Gasparri P.*, Cod. jur. can. fontes, III, 719.

<sup>4)</sup> Synod. Lavant. 1903, 672.

Indes ist dieser Grundsatz nicht so aufzufassen, daß der Lehrer der Theologie von der praktischen Seelsorge sich vollständig ferne halten solle. Im Gegenteil. Gelegentliche Aushilfe in der Seelsorge und bescheidene Anteilnahme an der kirchlichen Verwaltung werden dazu beitragen, den Zusammenhang mit der Praxis nicht zu verlieren. Tatsächlich haben hervorragende akademische Lehrer wie Haneberg, Hettinger, Göpfert, Laemmer u. a. nach Maßgabe der Verhältnisse sich auch in der kirchlichen Praxis betätigt. Ja von Hugo Laemmer kann sein Biograph berichten:<sup>1)</sup> „Seine Lehrtätigkeit empfing . . . von seinen Verwaltungsarbeiten neue Fingerzeige der Nützlichkeit und Brauchbarkeit und von der Seelsorgstätigkeit Frische, innere Salbung und Lebendigkeit.“ Nichtsdestoweniger bleibt der Grundsatz aufrecht: Nebenarbeiten, welche die Lehrtätigkeit behindern, sind zu meiden. Nur Säkularmensen können neben dem Lehrfach und der Schriftstellerei noch eine ausgedehnte anderweitige Tätigkeit entfalten.<sup>2)</sup>

6. *Das pädagogische Geschick.* Beherrschung des Stoffes auf Seite des theologischen Lehrers ist notwendig, genügt aber noch nicht. Der akademische Lehrer muß auch Pädagoge sein, muß sich voll und ganz dem Hörerkreise anpassen. Das verlangt gründliche Vorbereitung, und zwar auch für die einzelne Lehrstunde. Die Hörer haben regelmäßig nur einmal Gelegenheit, einen akademischen Vortrag über die einzelnen Partien des Lehrstoffes zu hören. Ein mißlungener Vortrag bedeutet eine Lücke im Wissen des Hörers, falls er nicht anderweitig den Stoff zu ergänzen vermag. Ein unvorbereiteter oder schlecht vorbereiteter Vortrag wird meist in die Breite gehen, das Wesentliche nicht markant hervortreten lassen und weder den Hörer noch den Lehrer selbst befriedigen. Sehr viel kommt auf die Lehrmethode an. Bloßes Diktieren ermüdet. Aber auch sonst muß für Lebendigkeit und Durchsichtigkeit des Vortrages gesorgt werden. Wichtig ist, daß womöglich der Vortrag in die richtige Stellung zu einem Lehrbuch gebracht wird. Vortrag und Lehrbuch sollen sich nicht ausschließen, vielmehr sich gegenseitig ergänzen.<sup>3)</sup> Der gewissenhafte akademische Lehrer wird auch stets seine Lehrmethode zu vervollkommen trachten. Mittel dazu bildet die Beob-

<sup>1)</sup> Schweter J., Prälat Dr Hugo Laemmer, 150.

<sup>2)</sup> Solches berichtet L. Pastor vom Dogmatiker J. B. Heinrich, Der Mainzer Domdekan Dr J. B. Heinrich, 1925, 11 ff.

<sup>3)</sup> Siehe über diese Fragen Haring J., Das Lehramt der kath. Theologie, 1926, 112 ff.

achtung der Methode seiner Kollegen und das Studium der Hochschulpädagogik.<sup>1)</sup> Selbstverständlich handelt es sich nicht um die mechanische Nachahmung eines fremden Musters, vielmehr muß die Individualität berücksichtigt werden. Aber mit großem Nutzen wird man lesen, was Meister des eigenen Faches über die Form des Unterrichtes gedacht haben. Freilich liegt diese Literatur etwas abseits in Gelegenheitschriften, Lebenserinnerungen und dergleichen.<sup>2)</sup>

Der akademische Lehrer überhaupt, und nicht zuletzt der theologische soll bestrebt sein, seinen Schülern die Wissenschaft in *schöner Form* zu bieten. Hauptsache bleibt selbstredend immer der Inhalt. Da aber der Mensch und besonders die Jugend erfahrungsgemäß viel auf anmutige Formen gibt, darf wie bei der Rede oder bei der Predigt auch im akademischen Vortrag das rhetorische Element nicht vernachlässigt werden. Schmidkunz sagt in seiner Einleitung in die akademische Pädagogik:<sup>3)</sup> „Als praktisch erforderlich kann jedenfalls erwartet werden, daß auch der Dozent Gedanken-toilette mache, daß er jene Bündigkeit, Kürze und Klarheit zeige, die schließlich von jedem Sprechenden, zumal Vortragenden, verlangt werden, daß er insbesondere den Mißgriff vermeide, das Wesentliche hinter dem Unwesentlichen, den Faden hinter dessen Verknüpfungen verschwinden zu lassen.“ — Tatsächlich haben große akademische Lehrer auch auf äußere Form großes Gewicht gelegt. Von Hettinger sagt sein Biograph:<sup>4)</sup> „Er arbeitete an seinen Heften und feilte daran, wie ein Künstler, der sein liebes Kunstwerk immer noch schöner gestalten möchte. Wir hatten alle die Überzeugung, daß ihm die Vorlesung die wichtigste und höchste Aufgabe sei.“ Bischof Linsenmann, selbst einst ein gefeierter akademischer Lehrer, stellt den Grundsatz auf:<sup>5)</sup> „Einer akademischen Zuhörerschaft ist der Lehrer das höchste schuldig, was er innerhalb der durch Zeit und Raum gebotenen Grenzen zu leisten vermag; die akademische Jugend soll nicht bloß abgerichtet, sie soll geistig gehoben und gefördert werden.“ Vom Kirchenhistoriker Max Sdralek heißt es in seinem Nachrufe:<sup>6)</sup> „Die Dar-

<sup>1)</sup> Vgl. dazu Schmidkunz H., Einleitung in die akademische Pädagogik, 1907. Haring J., Das Lehramt der kath. Theologie, 1926, 111 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Paulsen F., Die deutschen Universitäten, 1902, 284.

<sup>3)</sup> A. a. O. 79.

<sup>4)</sup> Kaufmann F., Franz Hettinger, 6.

<sup>5)</sup> Miller Alf., Linsenmanns Gesammelte Schriften, I, 1912, 13.

<sup>6)</sup> Haase Felix, Die Aufgaben des Kirchengeschichtslehrers nach Prof. Max Sdralek, 1914, 15 f.



stellungsform Sdraleks war eine glänzende. Er sprach stets frei — nur bei dem schwierigen Stoffe in den gnostischen Systemen benützte er einige Notizen. Sein Vortrag war rasch und lebhaft. In geschickter Weise flocht er Geschichten und Anekdoten ein, die treffend die Situation beleuchteten, aber bei denen, welche nicht regelmäßig seine Vorlesungen und nicht die Eigenart seines Esprit kannten, manchmal verblüffend wirkten . . . Gerade durch diese rednerische Begabung übte Sdralek einen tiefen Eindruck und Einfluß auf seine Zuhörer aus.“ — „Wir müssen uns auch den glänzenden Stil unserer Gegner aneignen“, schrieb einst Franz Morgott<sup>1)</sup> an seinen Schüler Grabmann, „also feilen und immer wieder feilen, jeden Artikel, jeden Satz, jedes Wort“. Vom Eichstätter Kanonisten Josef Hollweck schreibt sein Nachfolger Ludwig Bruggaier: „Zum Lehrer befähigte ihn eine überaus glückliche, ja hinreißende Lehrgabe, die ihm von Natur aus eignete, aber auch in unermüdlicher Arbeit fort und fort durch ihn gepflegt und gefördert wurde. Jedes seiner Worte, das er auf dem Katheder sprach, war gewählt und abgemessen, eine reife Frucht peinlich gewissenhafter Forschung und Vorbereitung, getragen und gestützt durch seine eindrucksvolle Persönlichkeit. Vorzüglich wie sein Wort waren auch sein eindrucksvoller, oft hinreißender, tiefen Eindruck hinterlassender Vortrag und die ihn begleitenden, aus der Geschlossenheit seiner Persönlichkeit gleichsam herausgewachsenen Aktionen.“<sup>2)</sup>

Mit der schönen Form ist aber eine gewisse Einfachheit der Darstellung wohl vereinbar. Ja es wäre sogar verfehlt, im Bestreben nach Schönheit der Form stets im höchsten Pathos sprechen zu wollen. Daueraffekte sind unnatürlich und nützen sich sehr bald ab. Daher finden wir, daß gerade große akademische Lehrer die edle Einfachheit pflegten. All die vielen Hörer des großen Kanonisten Rudolf v. Scherer wissen, wie einfach, ungekünstelt, aber nichtsdestoweniger anziehend und belehrend sein Lehrvortrag gewesen ist. Jahrzehnte sind verflossen und noch immer kursieren geflügelte Worte aus seinem Hör-

<sup>1)</sup> Grabmann M., Franz Morgott, 34.

<sup>2)</sup> Archiv für kath. Kirchenrecht, 1927, 107, 657. — Freilich müssen Professoren sich manchmal eine verschiedene Beurteilung gefallen lassen. Während z. B. J. B. Stammer, Zum Gedächtnisse Kard. Hergenröthers, 1892, 10, den großen Historiker auch als trefflichen Lehrer schildert, findet Heinrich Schrörs, Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen herausgegeben von E. Stange, III, 1927, 200 f. sehr viel am Vortrage auszustellen (keine Schattierung, keine Charakteristiken, Monotonie).

saal unter seinen ehemaligen Schülern. Von Franz Xaver Wernz schreibt Franz Ehrle in „Stimmen der Zeit“:<sup>1)</sup> „Wernz wurde (im Kolleg) nie Redner, suchte nie durch rednerischen Schwung zu bestechen und hinzureißen; er blieb stets Lehrer, der in einem belebten, eindrucksvollen und vor allem lichtvollen Vortrag die Hörer durch die Kraft seiner Beweise überzeugen wollte . . . . Übrigens wurde der Vortrag ungeachtet der sachlichen Ruhe und Nüchternheit bei sich bietender Gelegenheit durch interessante Exkurse und humoristische Bemerkungen gewürzt.“ Vom Kanonisten J. Silbernagl heißt es: „Er pflegte Kirchenrecht vollständig frei vorzutragen. Seine Vorlesungen waren stets sorgsam vorbereitet und zeichneten sich durch ihre Klarheit und Gediegenheit aus. Nie verlor er sich in öde unfruchtbare Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien, sondern war beständig darauf bedacht, den Forderungen des praktischen Lebens, wie sie der spätere Beruf seiner Hörer mit sich brachte, Rechnung zu tragen.“<sup>2)</sup> Über Paul Vetter berichtet Anton Koch<sup>3)</sup>: „Die Klarheit seines Denkens, sein logischer, mit gründlichem Wissen gepaarter Scharfsinn, sein ruhiges besonnenes Urteil und seine sorgfältige Diktion machten ihn zum geborenen Lehrer. Sein Vortrag war nicht glänzend, sondern höchst einfach und schlicht, aber ansprechend klar und verständlich.“ Vom bekannten Kirchenhistoriker Franz X. v. Funk heißt es im Nekrolog: „Seine Darstellung ist ohne Phrasen, der echt historische Stil. Ihm kam es nicht auf die Schönheit der Form, sondern auf die Wahrheit des Inhaltes an, denn er wollte nicht glänzen, sondern belehren und überzeugen. Darum war auch sein Lehrvortrag nicht schwungvoll, sondern einfach, bündig und kurz (qui docet, vitabit omnia verba quae non docent; S. Aug. De doctrina christiana, I. 4, n. 20). Trotzdem oder vielmehr eben deshalb hat er auch bei seinen Zuhörern im Rufe eines sehr gelehrten Dozenten gestanden.“<sup>4)</sup> Der Nachruf auf Josef Feldmann, Paderborn († 29. Juli 1927)<sup>5)</sup> hebt hervor: „Sorgfältig präparierte er seine Vorlesungen. Sein Vortrag war zwar formell nicht glänzend, aber bei aller Schlichtheit — die übertriebene Schätzung der Form in wissenschaftlichen Ausführungen beurteilte er mit Recht als De-

<sup>1)</sup> 90, 346.

<sup>2)</sup> Schnitzer J. im Vorwort zu Silbernagl J., *Verfassung und Bestand sämtl. Kirchen des Orients*, 1904, IX f.

<sup>3)</sup> Tübinger Theol. Quartalschrift, 1907, 610 f.

<sup>4)</sup> Koch A., Tübinger Theol. Quartalschrift 1908, 135.

<sup>5)</sup> Theologie und Glaube, 1927, 19, 598 f.

kadenz — das Interesse der Hörer durch Klarheit und Gedankenreichtum stets fesselnd, so daß die jungen Studenten gleichmäßig begeistert waren von seiner Art, sie in die Philosophie einzuführen.“

7. *Originalität*. Eine große Rolle in der akademischen Pädagogik spielt die Originalität des Lehrers. „Es hieße“, sagt Linsenmann,<sup>1)</sup> „ein wesentliches Element des Unterrichtes verkennen, wenn man nicht der Einzelpersönlichkeit ein Recht der Originalität zuerkennen und von ihr eine bestimmte Anregung des Lernenden erwarten und ableiten wollte“. „Keine Klugheit und selbst keine Weisheit erzielt, was allein ein warmes Menschenherz zustande bringt: ein Herz für die Sache, die zu lehren ist, und zugleich ein Herz für die Menschen, denen sie gelehrt werden soll.“<sup>2)</sup> Gerade beim akademischen Lehrer erproben sich die angeführten Sätze. Von Alban Stolz sagt sein Biograph:<sup>3)</sup> „An seinen Vorlesungen gefiel mir einmal die originelle und geistreiche Weise, wie er alles auffaßte und vorbrachte, sodann die tiefe Menschenkenntnis, die er bekundete; die Fälle aus dem praktischen Leben, die er überall einzuflechten und wodurch er die Theorie zu würzen verstand, besonders aber, daß er auch auf uns Studenten einzuwirken suchte, indem er mit Wärme und Begeisterung die Würde, Wichtigkeit und Schwierigkeit unseres Berufes uns vor Augen stellte und dabei nicht versäumte, Streiflichter fallen zu lassen auf die Notwendigkeit, in intellektueller und moralischer Hinsicht uns tüchtig vorzubereiten und ein des künftigen Standes würdiges Leben zu führen.“ Und ein anderer Biograph des Alban Stolz schreibt:<sup>4)</sup> „Stolz war in seinen Vorlesungen außerordentlich originell; was er sagte, hatte er vorher in und mit sich selbst im Lichte der Religion tief erwogen. Alles faßte er in der ihm eigenen geistreichen Weise auf und wußte es in einfacher, aber oft sehr markierter Art dort auszusprechen.“ — Und selbst wenn einem Lehrer das Rednertalent nicht gegeben ist, so kann er doch durch Originalität und Wärme seine Hörer fesseln. Vom Kanonisten Franz Heiner berichtet sein Biograph,<sup>5)</sup> daß ihm zeitlebens die Rednergabe versagt blieb, da allein schon die fast ununterbrochene Wiederholung des Wörtchens

<sup>1)</sup> Miller Alf., Linsenmanns Gesammelte Schriften, I, 1912, VIII.

<sup>2)</sup> Ausspruch von Dr. Johann Huemer (Straßmayr E., Oberösterreichische Männergestalten, Linz 1926, 82).

<sup>3)</sup> Schmitt J. in Alban Stolz, Nachtgebet meines Lebens, 1908, 128.

<sup>4)</sup> Mayer Julius, Alban Stolz, 1921, 265.

<sup>5)</sup> Hilling N., Archiv für kath. Kirchenrecht, 1920, 100, 111.



„eben“ den glatten Laut seines Vortrages hinderte. Trotzdem verstand Heiner es durch seine klaren und praktischen Darlegungen, durch die häufige Anführung von Beispielen und Erlebnissen die Aufmerksamkeit der Hörer zu gewinnen und vor allem ihr Herz durch die religiöse Wärme seiner Ausführungen zu begeistern. Noch heute steht unter dem Klerus der Erzdiözese Freiburg der Name Heiners als der eines tüchtigen Kanonisten und eines für die Kirche begeisternden Lehrers in Ansehen.

8. *Lehrfreudigkeit*. Über die ganze Tätigkeit des theologischen Lehrers muß eine gewisse Lehrfreudigkeit mit Liebe zu den Hörern und zum Lehrgegenstand ausgegossen sein. Die Jugend hat in dieser Beziehung ein zartes Gehör. Die Lehrfreudigkeit des Lehrers reißt auch den Saumseligen mit, auch dann, wenn vielleicht das momentane Interesse an der Sache fehlt. Ein mißmutiger Lehrton hingegen läßt die Jugend kalt und vereckelt selbst einen an sich interessanten Lehrgegenstand. Es bewahrheitet sich das alte Wort des heiligen Augustinus:<sup>1)</sup> „Si enim in pecunia corporali quanto magis in spirituali hilarem datorem diligit Deus?“

Die Lehrfreudigkeit bewirkt beim akademischen Lehrer auch die gewissenhafte Einhaltung und Ausnützung der Lehrstunden. Der Lehrer soll für seine Schüler ja auch ein Vorbild sein. Wie soll der Schüler Liebe und Eifer für den Lehrgegenstand gewinnen, wenn der Lehrer selbst es hierin am guten Beispiel fehlen läßt? Die Lehrfreudigkeit hat ferner zur Folge, daß der akademische Lehrer seine Hörer nicht als Objekt seiner Tätigkeit, sondern als jugendliche Freunde betrachtet, mit denen er auch nach Abschluß der Lehrzeit in Freundschaft verbunden bleibt. Gern wird er allen mit Rat und Tat beistehen und für die weitere Ausbildung den Weg weisen. — Die Gewissenhaftigkeit des Lehrers verlangt aber auch unter Umständen Strenge, besonders bei Prüfungen. Doch niemals erscheine die Strenge als Ausfluß der Willkür oder des Übelwollens, sondern als Betätigung einer heiligen Pflicht, die von einem angehenden Diener des Heiligtums das Notwendige fordern muß.

### III. Der Abschied vom Lehramt.

Die verschiedenen Ämter und Stellungen in der Kirche sind nicht der Personen wegen geschaffen; im Gegenteil:

<sup>1)</sup> De catechizandis rudibus, c. 2. *Migne*, 1. 40, 311.

„Beneficia dantur propter officia.“<sup>1)</sup> Reichen also die Kräfte des theologischen Lehrers nicht mehr aus, um ein so wichtiges Amt auszufüllen, so muß auf einen entsprechenden Ersatz Bedacht genommen werden. Das ältere kanonische Recht stellte hinsichtlich der gebrechlichen kirchlichen Amtsinhaber zwar den Grundsatz auf: „Afflicto afflictio non est addenda.“<sup>2)</sup> Es sollte dem unfähig gewordenen Benefiziaten bloß ein Koadjutor bestellt werden. Das neuere Recht kennt aber auch unter Anweisung einer Pension eine Amtsentsetzung des Pfarrers propter permanentem infirmitatem mentis aut corporis.<sup>3)</sup> Mancherorts hat man dem alternden Professor unter Belassung im Amte eine jugendliche Kraft an die Seite gegeben. Staatliche Gesetze sehen vielfach bei Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze die Übernahme in den Ruhestand vor. Schwer mag dem einzelnen der Abschied vom liebgewonnenen Amte werden, zumal man Alter und Gebrechlichkeit sich selbst nicht eingestehen will und über die Abnahme der Kräfte sich meist kein richtiges Urteil bildet. Aus Menschlichkeitsgründen möchte man vielleicht Ausnahmen gewähren. Doch das allgemeine Wohl geht dem persönlichen vor. Jedenfalls darf aus Menschenrücksicht die Sache niemals der Person geopfert werden. Bischof Linsenmann sagte: „Man muß zur rechten Zeit auch jüngeren Kräften Platz machen können.“<sup>4)</sup>

\* \* \*

Auf dem Grabsteine des großen Theologen Johann Adam Möhler am Friedhof vor dem Sendlingertore in München stehen die Worte: „Defensor fidei, literarum decus, ecclesiae solamen.“ Sie sind, wenn sie, wie im vorliegenden Falle, den Tatsachen entsprechen, wohl die schönste Grabschrift für einen Theologieprofessor. Aber auch ein anderer Ausspruch charakterisiert uns einen idealen Lehrer der Theologie. J. B. Stamminger wendete einst auf Kardinal Hergenröther die Worte an: „Bene dixit, bene scripsit, bene vixit.“<sup>5)</sup> In diesen Satz läßt das vorliegende Speculum sich zusammenfassen:

„Oportet S. Theologiae professorem bene dicere, bene scribere, bene vivere.“

<sup>1)</sup> Vgl. c. 15 in VI, 1, 3: officium propter quod beneficium ecclesiasticum datur.

<sup>2)</sup> c. 5, X, 3, 6.

<sup>3)</sup> Can. 2147, § 2, n. 1 Cod. jur. can.

<sup>4)</sup> Miller Alf., Linsenmanns Gesammelte Schriften, I, 1912, 15.

<sup>5)</sup> Zum Gedächtnisse Kard. Hergenröthers, 1892, 3.

# Kant und die neuere deutsche Philosophie.

Von Viktor Cathrein S. J., Valkenburg.

(Schluß.)

Angesichts des Wirrwarrs der philosophischen Systeme und der Mißachtung, in welche die Philosophie um die Mitte des 19. Jahrhunderts geraten war, darf es nicht wunder nehmen, daß eine große Entmutigung in den Kreisen der Philosophen sich geltend machte und man in Zeitschriften und Broschüren „die Gründe der Entmutigung auf philosophischem Gebiete“, „die Ursachen des Mißerfolgs und des Verfalls der Philosophie“ untersuchte.

„Wie eine geschlagene Armee“, schreibt Fr. A. Lange,<sup>1)</sup> „sich nach einem festen Punkt umsieht, bei welchem sie hofft, sich wieder sammeln zu können, so hörte man schon allenthalben in philosophischen Kreisen die Parole: ‚auf Kant zurückgehen‘. Erst in neuerer Zeit aber ist es mit diesem Zurückgehen Ernst geworden.“

„Zurück zu Kant!“ Unlängst ist ein Buch erschienen mit dem reizenden Titel: „Vorwärts zu Kant“, aber der Untertitel: „Neue Wege der Philosophie“ zeigt zur Genüge, daß wir es nur mit einer neuen revidierten Darstellung der Kantischen Philosophie, mit einem neuen Beitrag zur philosophischen Zerfahrenheit zu tun haben.

Der Kernpunkt der ganzen Philosophie ist die *Metaphysik*, und solange man die Behauptung Kants gläubig hinnimmt, *eine wahre Metaphysik sei unmöglich*, ist kein Heil für die Philosophie zu erwarten. Hören wir hierüber einen Philosophen, der zwar in vielen Punkten ein Bewunderer Kants ist, aber auch ein offenes Auge für das Unhaltbare in dessen System sich bewahrt hat. Franz Erhardt schreibt in seinem lesenswerten Werke „Bleibendes und Vergängliches in der Philosophie Kants“<sup>2)</sup>: „Die bisher immer noch vorherrschende Mißachtung und Ablehnung der Metaphysik *läßt sich durchaus nicht mehr ertragen. Das Verlangen nach einer metaphysischen Weltanschauung ist dem menschlichen Geiste viel zu tief eingeprägt, als daß es sich auf die Dauer unterdrücken ließe*, wenn es auch vorübergehend zurückgedrängt werden kann. Daher macht sich dieses Verlangen auch in der Gegenwart allmählich wieder stärker und stärker geltend, und fordert gebieterisch seine Befriedigung. Aber noch immer

<sup>1)</sup> Geschichte des Materialismus, II, 1.

<sup>2)</sup> Leipzig 1926, S. 263.



steht Kants Autorität einer ernsten und gründlichen Beschäftigung mit der Metaphysik hindernd im Wege . . . . Ohne Zweifel hat Kants Kritizismus in dieser Hinsicht sowohl in älterer als neuerer Zeit sehr ungünstig, ja geradezu unheilvoll gewirkt. Seinem Einfluß ist es vor allen Dingen zuzuschreiben, daß seit dem Ende des 18. Jahrhunderts so viele vergebliche, weil im Prinzip verfehlte Versuche zur Gewinnung einer allgemeinen Weltanschauung gemacht worden sind. Indem man die negativen Ergebnisse des Kritizismus als gesicherte Resultate des philosophischen Nachdenkens ansah und auf ein metaphysisches Verständnis des Weltinhaltes doch nicht Verzicht leisten wollte, glaubte man auf anderem Wege als dem streng wissenschaftlicher Untersuchung und logischer Beweisführung einen befriedigenden Aufschluß über das Wesen der Dinge und den Zweck des Daseins gewinnen zu können. So suchte sich *Jakobi* dadurch zu helfen, daß er im offenkundigen Widerspruch mit den Tatsachen der Erfahrung der Vernunft das Vermögen zuschrieb, uns eine unmittelbare Anschauung von übersinnlichen Dingen zu verschaffen. So wollte *Schleiermacher* religiöse Überzeugungen auf das Gefühl unbedingter Abhängigkeit begründen, obwohl es doch ganz klar ist, daß das Gefühl aus sich uns weder über die Welt noch über einen göttlichen Weltgrund das mindeste zu sagen vermag. So trat bei *Schelling* an die Stelle des gewöhnlichen logischen Verfahrens die intellektuelle Anschauung und der Standpunkt der absoluten Vernunft, der demjenigen, der genial genug war, sich zu seiner Höhe erheben zu können, eine von allen Hemmnissen der Subjektivität befreite und keiner mühsamen Ableitung mehr bedürftige Einsicht in das Innere der Dinge und das Wesen des Absoluten selbst gewähren sollte. So haben andere auf andere Weise bis zum heutigen Tage versucht, die von Kant aufgerichteten Schranken des Erkennens zu überwinden oder zu umgehen, ohne doch an diesen Schranken selbst zu rütteln. Aber alle Standpunkte und Versuche dieser Art sind mit einem inneren Widerspruch behaftet, an dem sie zuletzt scheitern müssen. Hat Kant wirklich darin recht, daß die menschliche Erkenntnis durchaus in die Grenzen der Erfahrung eingeschlossen ist, so muß man notwendigerweise auf den Aufbau einer metaphysischen Weltanschauung verzichten. Will man umgekehrt diesen Verzicht nicht leisten, so kann man Kants Kritizismus unmöglich gelten lassen . . . Ein großer Fortschritt der Philosophie ist jedenfalls aus dieser Richtung nicht zu erwarten.“

Das ist sehr gut gesagt. Auch die neuesten Systeme von Max Scheler, Nikol, Hartmann u. a. mit ihrer „alogischen Wertschau“ fußen ganz auf der Kantschen Meinung, der Verstand sei nicht imstande, über die sinnliche Erfahrung hinauszukommen, und eine Metaphysik im hergebrachten Sinne sei unmöglich. Das ist die Erbsünde der deutschen Philosophie seit Kant.

### III.

Wir müssen noch einen weiteren Grund erwähnen, der Kant viele Verehrer verschafft, und zwar besonders in den Kreisen des gebildeten Publikums. Vom Standpunkt des Agnostizismus, der durch Kant zur Herrschaft kam, konnte von Religion im hergebrachten Sinn eigentlich keine Rede mehr sein. Von jeher hat man allgemein unter Religion den Glauben an überirdische persönliche Wesen verstanden, von denen man sich abhängig fühlte und die man durch Gebete, Opfer, Feste, Tempel u. dgl. zu verehren und gnädig zu stimmen suchte. Da man nach dem Agnostizismus von solchen Wesen nichts wissen kann, so sah man sich vor die Alternative gestellt, entweder die ganze Religion für Aferwahn zu erklären oder aber sie zu einem rein subjektiven Gebilde umzugestalten, das aus der Gefühls- und Gemütsseite des Menschen entspringt, also rein psychologisch erklärt werden muß, und dementsprechend sich auch in jedem Menschen nach seinen subjektiven Anlagen und Bedürfnissen verschieden gestaltet.

Man entschied sich für die letztere Alternative, die dem Subjektivismus entspricht und die den ungeheuern Vorteil bietet, daß man sich rühmen kann, Religion zu besitzen, ohne von ihr im geringsten belästigt zu werden. Heute wird demgemäß in den weitesten Kreisen die Religion als eine Art Gefühlssache betrachtet. Aus den Gefühlen entstehen Gedanken und Vorstellungen, wie sie dem Gemüte des Menschen entsprechen, und von Individuum zu Individuum, ja in einem und demselben Individuum zu verschiedenen Zeiten verschieden auftreten. „Die Religion, der ich angehöre“, schreibt Prof. *Spitta*,<sup>1)</sup> „habe ich nicht, weil sie die wahre ist, wie man doch meinen sollte, sondern sie ist die wahre, weil ich sie habe, und ich habe sie, weil sie meinem Bedürfnis entspricht“. Und *Kaftan* bemerkt,<sup>2)</sup> nicht mit Unrecht sei gesagt worden, „ein jeder habe *sein* Christentum für sich, wenn

<sup>1)</sup> Mein Recht auf Leben, 1900, S. 198.

<sup>2)</sup> Die Wartburg, 1904, Nr. 6, S. 59.

anders er etwas davon habe“. Selbstverständlich kann man an dieser Auffassung nur festhalten, wenn man den Agnostizismus voraussetzt, und da Kant den Agnostizismus „begründet“ hat, so muß man auch an Kant festhalten.

Wie für die Religion, so hat der Agnostizismus auch für die *Moral* seine befreienden Folgen. Kann man von Gott und Unsterblichkeit nichts wissen, so können die sittlichen Gebote nicht auf den Willen Gottes gegründet sein. Nach Kant soll uns ja erst das Sittengesetz nicht zwar zum Wissen, wohl aber zum Glauben an Gott als einem Postulat der Vernunft führen. Der Glaube an Gott setzt also den kategorischen Imperativ voraus, und dieser ist unabhängig von Gott. Deshalb sagt er, der kategorische Imperativ sei ein synthetisches Urteil a priori, in dem wir aus innerer Nötigung das Sollen mit den Handlungen verknüpfen. Die *Autonomie* ist dem Sittengesetz wesentlich, *Heteronomie* aber, d. h. die Unterwerfung unter das Gesetz eines andern, und wäre dieser andere auch Gott, ist nicht sittlich. Wir selbst sind „zuoberst“ gesetzgebend (nomothetisch) und dürfen nur unserem eigenen Gesetz uns unterwerfen, wenn wir wahrhaft sittlich handeln wollen.

Dieses Evangelium wurde mit Freuden in den weitesten Kreisen aufgenommen. Viele zaudern, solchen Tönen zu lauschen, solange sie keine überragende Autorität haben, auf die sie sich stützen können. Nun hatten sie an Kant eine solche Autorität. Diese befreite die Gebildeten, die selbst wenig zu denken pflegen, von der Mühe der Spekulation über Gott und göttliche Dinge. Mit Berufung auf Kant konnten sie alle Beweise für das Dasein Gottes vornehm ablehnen, sich als autonome Herren betrachten, die in sittlichen Dingen niemand verantwortlich sind als sich selbst. Denn Autonomie bedeutet, wie *Ed. v. Hartmann* richtig sagt:<sup>1)</sup> „nichts anderes, als daß ich die höchste, inappellable Instanz für mich in sittlichen Dingen bin“. Diese Autonomie ist für viele zum stehenden Schlagwort geworden. Unzählige, die sich sonst um die Kantsche Philosophie wenig bekümmern, wiederholen es immer und immer wieder: Kant hat bewiesen, daß wir vom Dasein Gottes nichts wissen können. Wir sind autonom, Heteronomie ist nicht sittlich. Der Mensch ist sein eigener Herr. Das ist ein sanftes Ruhekissen, auf dem man ungestört durch metaphysische Spekulationen

<sup>1)</sup> Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins, 1879, S. 98.



das Leben genießen kann. Hier liegt einer der Hauptgründe, warum man auch heute noch von Kant nicht lassen mag.

Weil man uns in der Beurteilung Kants vielleicht Voreingenommenheit vorwerfen könnte, so wollen wir zum Schluß noch erwähnen, wie die Koryphäen der deutschen Philosophie über den Gründer der kritischen Schule geurteilt haben. Ihnen wird man gewiß keine Voreingenommenheit gegen Kant vorwerfen können. Uns ist kein deutscher Philosoph von Bedeutung bekannt, der nicht fast alle Hauptpunkte der Kantschen Lehre verwirft.

Nach *Schelling*<sup>1)</sup> ist das materielle Resultat der Kantschen Kritik ein „leeres und nichtiges“. Er meint, Kant habe „das Problem der Naturerklärung umgangen“ und seine Lösung des metaphysischen Problems (Gott, Seele u. s. w.) sei unhaltbar. *Hegel* behauptet,<sup>2)</sup> Kants Theorie habe sich *nur wegen des Negativen, auf einmal von der alten Metaphysik befreit zu sein, so viele Freunde erworben*, die kritische Erkenntnistheorie sei unzureichend und widersprechend. *Herbart*<sup>3)</sup> meint, „Kants Naturlehre ist von Anfang bis zu Ende falsch“. Dem Gefühl des Sollens hat er „eine doppelt falsche Auslegung gegeben“. Die Grundfragen der Metaphysik, was Geist und Materie sei, hat er nur mit Notbehelfen zugedeckt. Nach *Ed. v. Hartmann*<sup>4)</sup> führt die Erkenntnistheorie Kants „zum absoluten Illusionismus“, in dem uns der „Wahnsinn des eine Welt scheinenden Nichts angähnt“. *A. Bolliger* urteilt:<sup>5)</sup> „Wir müssen Kant vergessen, das ist seit Jahren meine wohlbegründete Überzeugung.“ Gegen den Vorwurf des Mangels an Pietät gegen Kant rechtfertigt er sich mit der treffenden Bemerkung, er tue nur, was Kant getan, der „mit ein paar Federstrichen die Metaphysik der Jahrtausende wegzuwischen und für alle Zeiten lahm zu legen suchte.“

Ähnlich scharf urteilen über Kant *Venetianer*,<sup>6)</sup> *Rau*,<sup>7)</sup> *Ernst Laas*,<sup>8)</sup> *Montgomery*,<sup>8)</sup> *O. Caspari*<sup>10)</sup> und *Fr. Paulsen*. Nach *W. Wundt*<sup>11)</sup> wird heute von allen die Einseitigkeit,

<sup>1)</sup> Zur Geschichte der neuen Philosophie. W. W. Bd. X, 89.

<sup>2)</sup> Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, W. W. Bd. XV, 610.

<sup>3)</sup> W. W. Bd. VII (Ausg. Kehrbach), 292 ff.; II, 479.

<sup>4)</sup> Das Ding an sich. Kantstudien, 1871, 28.

<sup>5)</sup> Anti-Kant, 1882, I, S. 1.

<sup>6)</sup> Schopenhauer als Scholastiker, 1873, 11.

<sup>7)</sup> L. Feuerbachs Philosophie, 1882, 224.

<sup>8)</sup> Idealismus' und Positivismus, II, 6 und 369.

<sup>9)</sup> Die Kantsche Erkenntnislehre, 1871, 192.

<sup>10)</sup> Drei Essays über Grund- und Lebensfragen, 1886, 91.

<sup>11)</sup> Philosophische Studien, herausgegeben von W. Wundt, VII, 1.

um nicht zu sagen die moralische Unmöglichkeit der Kantschen Ethik zugegeben. Die Apriorität des kategorischen Imperativs sei aber ein unerläßlicher Bestandteil des Kantschen Systems. „Wer also die Unmöglichkeit einsieht, diese Ethik mit der empirischen Natur in Einklang zu bringen, und diese Unmöglichkeit wird heute von allen zugegeben, . . . der mag darin eine Instanz gegen die ganze Grundanschauung Kants sehen; er kann aber nicht auf dem Boden dieser Anschauung stehen bleiben und Kants transzendente Ethik dennoch verwerfen.“ Der Göttinger Philosophieprofessor *J. Baumann* schreibt:<sup>1)</sup> Die Absicht Kants bei Aufstellung seiner Erkenntnislehre war, „den moralisch-religiösen Annahmen freien Raum zu schaffen. Aber gerade in dieser seiner praktischen, das heißt den Willen betreffenden Lehren, ist er längst durch die reale Wissenschaft widerlegt. Seine Lehre von der Willensfreiheit, von dem Soll, von der Moral als Gesetz freier Geister ohne Rücksicht auf irdische Bedingtheit ist durchaus nicht mehr haltbar und damit werden alle daran geknüpften Folgerungen ganz schwankend.“ An einer anderen Stelle bemerkt er:<sup>2)</sup> „Trotzdem ihm (Kant) Substanz, Kausalität apriorische Begriffe waren, hat er den Menschen als Ding an sich, als Noumenon, als Substanz, Ursache in seiner Moral und Moraltheologie gedacht. Es ist wahrlich kein Wunder, daß man bei Kant Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts nicht stehen blieb, sondern ihn nur als eine Anregung zum philosophischen Denken auffaßte.“

Hören wir jetzt noch einige Urteile katholischer Autoren. Über Kants Hauptwerk urteilt *O. Willmann*:<sup>3)</sup> „Der Wert der Vernunftkritik besteht darin, daß sie ein Objekt der Kritik ist, von dem diese mehr lernen kann als an minder verfehlten Formen des unechten Idealismus. Sie ist der apagogische Beweis für die Richtigkeit der idealen Welterklärung; sie führt die Leugner der intelligiblen Prinzipien ad absurdum, denn ein absurdum, wie es die Geschichte der Philosophie nur noch im Spinozismus aufzuweisen hat, ist das *Gewebe von Widersprüchen, Fiktionen und Sophismen*, welches die Transzendentalphilosophie vor uns ausbreitet, kein Peplos der Athene, sondern eine Penelopearbeit, bei der, was eben gewebt wurde, so-

---

<sup>1)</sup> Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechtes und der Gotteslehre, 1898, S. 90.

<sup>2)</sup> Haeckels Welträtsel, 1900, S. 34.

<sup>3)</sup> Geschichte des Idealismus, III (1907), S. 545

gleich wieder getrennt wird.“ *A. Deneffe* sagt:<sup>1)</sup> „Kant ... hat viel Finsternis und wenig Licht gebracht. Er hat mit dazu beigetragen, daß vielen Menschen unter dem Scheine der Wissenschaft die höchsten geistigen Güter geraubt wurden. Er hat mit seinem Agnostizismus vor die Augen vieler Menschen einen Vorhang gezogen, so daß sie ihren Gott und Schöpfer nicht mehr erkennen wollen. ... Diejenigen, die Kants agnostischen Irrtum weiter verbreiten, schaufeln am Grabe des Volkes und der Seelen.“ *Peter Wust* schreibt:<sup>2)</sup> „Ganz gewiß, Kants Gesamtsystem ist für den theistischen Metaphysiker eine ganz ungeheuerliche Zusammenballung von Irrtümern und Widersprüchen.“

Doch genug solcher Zeugnisse, die wir leicht vermehren könnten. Will man sich davon überzeugen, daß die nachkantischen deutschen Philosophen ihren Vorgänger nur als Anreger zu neuen Philosophien betrachteten, so braucht man sich nur ihre Systeme anzusehen. Jeder nimmt irgend ein Stück aus der Kantschen Philosophie und lehnt fast alles übrige ab. So ist es bei J. G. Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Herbart, Beneke, Schopenhauer, Hartmann, Wundt u. s. w. Wer auch nur oberflächlich die Geschichte der neueren deutschen Philosophie kennt, wird uns das bestätigen. Und so wie es bisher war, ist es auch in der neuesten Zeit geblieben. Bezeichnend für die heutige Lage der Philosophie ist schon der Umstand, daß kein Philosoph so viele Anhänger zählt als Fr. Nietzsche, der Kant einen „verwachsenen Begriffskrüppel“ nannte und den berüchtigten Satz aussprach: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.“ Mit Recht schreibt *L. Stein*:<sup>3)</sup> „Wie tief muß die philosophische Bildung der Deutschen gesunken sein, wie weit muß die spekulative und dialektische Gedankenarmut um sich gegriffen haben, wenn der philosophische Gedankenanarchist Nietzsche der einzige deutsche Denker ist, der sich rühmen kann, getreue Anhänger zu besitzen! Begreiflich, eine Zeit, die selbst der Gedankenanarchie verfallen ist, wird mit der Gewalt des Instinkts dem zujubeln, der die Gedankenanarchie nicht bloß sanktioniert, sondern geradezu zum beherrschenden Prinzip erhebt.“

Ein anschauliches Bild der heutigen Philosophie in Deutschland entwirft *Fr. Paulsen*, der Professor der Philosophie war und den Zustand derselben sehr gut kannte.

<sup>1)</sup> Kant und die katholische Wahrheit, 1922, S. 189.

<sup>2)</sup> Köln. Volkszeitung, Literar. Beibl., 1927, Nr. 112.

<sup>3)</sup> An der Wende des Jahrhunderts, 1899, S. 294.



Bei den Protestanten, so schreibt er,<sup>1)</sup> trat im 18. Jahrhundert an die Stelle der Theologie die Philosophie als die baumeisterliche Wissenschaft. „Mit kühnem Wagemut konstruierte sie, besonders seit den Tagen Kants, ein System nach dem anderen, von denen jedes den Anspruch erhob, als Ewigkeitssystem . . . die notwendige und allgemeine Form der Weltanschauung darzustellen. Aber diese stolzen Systeme brachen bald zusammen und brachten die Philosophie um ihr Ansehen. Seit dem Niedergang des Ansehens, das das letzte unter diesen Systemen, das Hegelsche, als die endlich offenbar gewordene Weltvernunft genoß, hat die Philosophie ihre Stellung verloren. *Innerhalb ihres Gebietes herrscht seitdem Anarchie* und ihr Ansehen in der Welt draußen wich bald der erbitterten Geringschätzung, womit Betrogene, nachdem ihnen die Augen aufgegangen, sich zu rächen pflegen.“

„Mit dem Mißtrauen gegen die Philosophie paart sich beim sogenannten gebildeten Publikum ein leichtgläubiges Zutrauen, ja eine gewisse Gier nach seltsamen und unerhörten Gedanken, die sich bis zu einer wahren Sucht nach Paradoxie steigert.“ „Der lauteste, schreiendste Widerspruch gegen alles, was sonst galt, ist am ehesten sicher, einen großen Zulauf zu erregen. Man denke an Rembrandt als Erzieher, an Nordau, an Tolstoi, an Nietzsche.<sup>2)</sup> Sogleich ist eine Schar von Gläubigen und Adepten zur Stelle und befriedigt das Verlangen nach allgemeinen Gedanken über die Dinge und das Leben mit den wildesten ‚Umwertungen‘ alles bisher Anerkannten; je schroffer der Widerspruch, um so besser; so sind wir doch des alten Geltenden ledig.“ Der Niedergang der deutschen Philosophie zeigt sich nach Paulsen auch darin, daß es keinen Bestand anerkannter Wahrheiten mehr gibt. „Es gibt kein Einverständnis über Methoden und Ziele, und *überhaupt kaum einen Punkt gesicherten Gemeinbesitzes*. Jeder geht seinen Weg, unbekümmert um die anderen, stolz darauf, keinen Vorgänger zu haben, sondern völlig neue Wege zu beschreiten.“

Wer ist an dieser Entwicklung schuld? Niemand anders als Kant. Das zeigt Paulsen selber in seiner Schrift: „Kant, sein Leben und seine Lehre“. <sup>3)</sup> Nach Kant ist der Mensch der Schöpfer der Wahrheit. Er wollte dann allerdings noch an absoluten, notwendigen Wahrheiten festhalten, aber das war sehr inkonsequent. Wir Menschen

<sup>1)</sup> Die deutschen Universitäten, 1902, S. 536.

<sup>2)</sup> Man könnte noch beifügen: an Chamberlain, Spengler u. a.

<sup>3)</sup> 1899, S. 399.

ändern uns, wie alles hier unter dem wechselnden Mond. Deshalb hat unsere Zeit, wie Paulsen sagt, die absoluten Wahrheiten aufgegeben und bekennt sich zur *historisch-genetischen Denkweise*. „Wie alle Formen des Lebens und Daseins, so sind auch die Formen des Denkens nicht absolute, sondern ‚historische Kategorien‘.“ So wird heute fast allgemein gelehrt. Nach *Wundt*<sup>1)</sup> widerspricht sowohl der Geschichte als der Natur des Menschen eine starre Konstanz seines Denkens und Tuns, und *O. Spengler* meint: „Es gibt nichts Bleibendes und Allgemeines . . . es gibt keine ewigen Wahrheiten. Jede Philosophie ist ein Ausdruck ihrer und nur ihrer Zeit.“ Damit ist jeder wahren Wissenschaft das Todesurteil gesprochen. Was wir heute für wahr halten, wird eine spätere Zeit vielleicht als falsch verwerfen.

*O. Külpe*, einer der besten Philosophen der Neuzeit, redet von dem „pathologischen Zwischenzustand“,<sup>2)</sup> einer „*philosophischen Anarchie*“, die zur Zeit noch vorherrschend ist. Er meint die ganze *moderne positivistische Richtung seit Hume und Kant müsse überwunden werden, damit die Metaphysik ihre Auferstehung feiern könne*. *H. G. Opitz* klagt:<sup>3)</sup> Während in allen anderen Wissenschaften manches Ergebnis zweifellos feststeht, ist in der Philosophie alles im Wanken. „Kann sie trotz des Aufwandes staunenswerten Fleißes, trotz des Umstandes, daß sich die befähigsten Köpfe in ihr versucht haben, und das schon seit Jahrtausenden der Fall ist: kann sie trotzdem auch nur einen einzigen, sage einen einzigen Satz aufweisen, der unbestritten, der allgemein anerkannt wäre?“ — Ähnlich drückt sich *R. Eucken* aus.<sup>4)</sup> Unumwunden anerkennt er die heutige „*Trostlosigkeit auf philosophischem Gebiete*“. „Der Philosophie“, klagt er, „fehlen einfache Grundwahrheiten“. Es herrscht auf diesem Gebiete eine „starke Zersplitterung“.

Das ist der Zustand der heutigen Philosophie, in den uns der Skeptizismus Kants geführt hat. Und jetzt sollen wir zurück zu Kant, von dem diese trostlose Zerfahrenheit ihren Ausgang genommen hat! Ist das möglich? Nein, und wiederum nein!

Es gibt nur einen Weg zum Heile in der Philosophie. Wir müssen die Vernunft wieder in ihre Rechte einsetzen. Wir müssen anerkennen, daß sie imstande ist, uns ein

<sup>1)</sup> Ethik I<sup>3</sup>, 4.

<sup>2)</sup> Die Philosophie der Gegenwart, 1912.

<sup>3)</sup> Mein philosophisches Vermächtnis an das Volk der Denker, 1915, 13.

<sup>4)</sup> Zur Sammlung der Geister.

richtiges Bild von der Außenwelt zu geben, daß sie fähig ist, sich, von der Erfahrung ausgehend, allgemeine Begriffe und allgemeine Grundsätze zu bilden, Grundsätze, die notwendig und unwandelbar sind und von jedem denkenden Geist anerkannt werden müssen.

Also nicht zurück zu Kant, sondern zurück zu den großen Denkern der Vergangenheit: zu Aristoteles, zu Augustinus, zu Thomas von Aquin, zu Leibniz. Schon *A. Trendelenburg*, der selbst die Zerfahrenheit der deutschen Philosophie tief beklagte, hat die Überzeugung ausgesprochen,<sup>1)</sup> „daß die Philosophie nicht eher zum Bestande kommen werde, als bis sie auf dieselbe Weise wächst, wie die anderen Wissenschaften, indem sie nicht in jedem neuen Kopf ansetzt und wieder absetzt, sondern geschichtlich die Probleme aufnimmt und weiterführt“.

## **Fürsorgezöglinge und Fürsorgeerziehung in den Klöstern der Töchter vom hl. Kreuz.**

Von *F. Calles*, Aachen-Soers.

Nach dem Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt<sup>2)</sup> vom Jahre 1922 hat jedes deutsche Kind ein Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit. Wenn nun die eigene Familie des Minderjährigen sich bei der Erziehung in erheblichem Umfange als unzulänglich erweist oder ganz versagt, so ordnet das Vormundschaftsgericht von Amts wegen oder auf Antrag des Jugendamtes die Fürsorgeerziehung an. Die Fürsorgeerziehung dient der Verhütung oder der Beseitigung der Verwahrlosung und wird in einer geeigneten Familie oder Erziehungsanstalt unter öffentlicher Aufsicht und auf öffentliche Kosten durchgeführt. Minderjährige, die an geistigen Regelwidrigkeiten leiden oder an schweren ansteckenden Erkrankungen, sind, soweit es aus hygienischen oder pädagogischen Gründen geboten erscheint, in Sonderanstalten oder Sonderabteilungen unterzubringen. Die Fürsorgeerziehung endigt mit dem Eintritt der Volljährigkeit. Fürsorgeerziehungsbehörde ist der Provinzialausschuß. Die ihm obliegende Ausführung der Fürsorgeerziehung erfolgt durch den Landeshauptmann. Er be-

<sup>1)</sup> Logische Untersuchungen, III, Vorwort.

<sup>2)</sup> Landesrat *Dr Voßen*, Das Jugendwohlfahrtsrecht . . . , zusammengestellt im Auftrage des Landeshauptmannes der Rheinprovinz, Düsseldorf 1925.



stimmt darüber, in welcher Weise der Zögling unterzubringen ist, wenn durch Beschluß des Vormundschaftsgerichtes oder Urteil des Jugendgerichtes, die vorläufige oder endgültige Fürsorgeerziehung eines Minderjährigen angeordnet wird. Das Jugendgericht kann statt Strafe Fürsorgeerziehung oder andere Erziehungsmaßregeln anordnen, wenn es sie für ausreichend hält. In der Rheinprovinz bestehen eine Reihe gut geleiteter und praktisch eingerichteter Anstalten. Die katholischen weiblichen schulentlassenen Fürsorgezöglinge verteilen sich auf die Klöster vom Guten Hirten, die Häuser der Töchter vom heiligen Kreuz, die Heime der Augustinerinnen, der Schwestern von der christlichen Liebe und der Hiltruper Missions-schwestern.

Wir behandeln im Folgenden die Erziehungsweise der Töchter vom heiligen Kreuz, die in der Betreuung der verwahrlosten Frauen und Mädchen über eine fast hundertjährige Erfahrung verfügen. Am 2. Februar 1841 hielten nämlich vier Schwestern aus dem Mutterhaus der Töchter vom heiligen Kreuz ihren Einzug in das Frauengefängnis in Lüttich, das ihnen zur Leitung anvertraut wurde.<sup>1)</sup> Eine schwere Aufgabe wartete ihrer. Sie wurden mit Unwillen und Feindseligkeit vom Aufsichtspersonal empfangen, mit Mißtrauen von den Gefangenen. Ein ganz unwürdiges, elend ausgestattetes Gemach, wo man die mit der Krätze behafteten Gefangenen unterzubringen pflegte, wurde ihnen als Wohnung angewiesen. Das sollte Schlafzimmer, Speisesaal und Küche zugleich sein. Mit heldenhaftem Eifer machten sich die Schwestern ans Werk. Sie brachten Ordnung und Reinlichkeit in die verwahrloste Stätte. Ihre Sanftmut und dienstbereite Liebe erfüllte die Sträflinge allmählich mit Zutrauen und Ehrfurcht. Die wichtigste und liebste Sorge der Schwestern war die Arbeit am Seelenheil der schuldbeladenen Gefangenen, und sie hatten sichtlichen Erfolg. Zucht und gute Sitten hielten ihren Einzug. Der Religionsunterricht wurde eingeführt, dem die Sträflinge aufmerksam zuhörten. Die Chronik des Gefängnisses konnte von zahlreichen Bekehrungen unter diesen so verwahrlosten Menschenkindern berichten. Ein Jahr nach der Übernahme des Gefängnisses wurde eine andere Aufgabe als Ergänzung der soeben geschilderten in Angriff genommen. Die Bekehrten, namentlich solche, die einem sittenlosen

<sup>1)</sup> *Alfons Vauth S. J.*, Unter dem Kreuzesbanner. Die ehrw. Mutter Maria Theresia Haze und ihre Stiftung: die Genossenschaft der Töchter v. hl Kreuz, Düsseldorf 1921, Schwann.

Lebenswandel Lebewohl gesagt, bedurften weiterer Fürsorge. Die Schwestern sonderten einstweilen diese in einem Zimmer im oberen Stock des Gefängnisses von den übrigen ab. Die Zahl dieser „Büßenden“ betrug bald 24, so daß die Schwestern ihren damals noch lebenden Stifter, den Kanonikus Habets, baten, ein eigenes Heim für diese zu errichten. Um dafür die Mittel zu bekommen, gründete Habets einen Verein von „Damen der Barmherzigkeit“. Die Regierung stellte einen Flügel des alten fürstbischöflichen Palastes zur Verfügung. Am 27. Mai 1842 erfolgte die feierliche Einweihung des Heims für Büberinnen, das nach drei Jahren bereits 110 Jnsassen zählte. Zweimal mußten im Laufe der Zeit die Büberinnen ihr Heim wechseln, bis sie schließlich in dem freigewordenen ersten Mutterhaus Unterkunft fanden. Im Herzen der Stifterin der Töchter vom heiligen Kreuz, der ehrwürdigen Mutter Maria Theresia Haze, hatte dieses Werk der Nächstenliebe stets einen bevorzugten Platz. Kein Wunder also, wenn diesem Werke auch von ihren Töchtern in der Folgezeit großes Interesse entgegengebracht wurde. In Deutschland war es zuerst die Oberin des Theresienhospitals in Düsseldorf, die ehrwürdige Schwester Emilie Schneider,<sup>1)</sup> die Ende 1854 den Plan faßte, ein Heim für verwahrloste Mädchen zu errichten. Da kein anderes Haus zur Verfügung stand, dachte man daran, Teile des Hospitalgebäudes dafür einzurichten. Doch fand dieses Vorhaben nicht die kirchliche Bestätigung, da aus einer Verbindung eines solchen Heimes mit dem Hospital allzu große Nachteile erwachsen konnten. Der Gedanke jedoch starb nicht; wir sehen ihn später am 1. Mai 1859 lebendige Gestalt annehmen in der Gründung von Christi Hilf, einer Anstalt, die heute mehr als 200 gefährdeten und verwahrlosten Mädchen Hilfe und Förderung angedeihen läßt. Im Jahre 1903 gründeten dann die Töchter vom heiligen Kreuz das Fürsorgeheim St. Raphael in Aachen-Soers und übernahmen 1908 das von dem Landeshauptmann der Rheinprovinz errichtete Notburgahaus in Neuß. Außer diesen Anstalten leiten sie noch seit 1904 in der Provinz Westfalen das Erziehungsheim „Antoniusstift“.

Die Töchter vom heiligen Kreuz wollen ihre Zöglinge für Gott und das ewige Ziel erziehen und sie durch ihr Beispiel und geeignete Anleitung zu nützlicher Arbeit für das spätere Leben Vorbilden.

---

<sup>1)</sup> Vgl. *Richstätter*, Eine moderne deutsche Mystikerin, Freiburg, Herder.

Die Ausbildung der Zöglinge ist eine theoretische und praktische. Es ist ein Unterricht eingerichtet, in dem die Schülerinnen Religion und Lebenskunde, Deutsch und Rechnen, Hauswirtschaftslehre und Bürgerkunde, Kranken- und Säuglingspflege lernen. Es ist Gelegenheit gegeben, die Gesellenprüfung im Damenschneidergewerbe und ein Examen als Büglerin zu machen, sowie an einem Kursus in Stenographie und Maschinschreiben teilzunehmen. Die Mädchen werden in allen Zweigen des Hausfrauenberufs ausgebildet: Sie können Weiß- und Kleidernähen, Anfertigung von Aussteuern, Sticken und Filieren, Flicken und Stopfen, Waschen und Bügeln, grobe und feine Hausarbeit, Garten- und Stallarbeit, Kochen und Backen je nach ihrer Fähigkeit und Neigung lernen. Zur Belebung des Eifers werden Fleißprämien verteilt und Prüfungen abgehalten, auf die sich die Mädchen emsig vorbereiten. Der Ehrgeiz, der in ihnen steckt, ist ein gutes Hilfsmittel der Erziehung. Lob und Tadel verfehlen selten ihren Eindruck.

Der Gesundheit dient neben dem wöchentlichen Bad das fleißig geübte Turnen. Für Spiel und Unterhaltung ist gut gesorgt. In der Erholung sind immer kleine Gruppen in getrennten Räumen beisammen. Bücher und Gesellschaftsspiele lassen keine Langeweile aufkommen. Theater, Kino und Musik verschönen manchen Feiertag.

Da die Anforderungen an das Erziehungspersonal immer mehr gesteigert werden, sind die Töchter vom heiligen Kreuz bestrebt, die Ausbildungsmöglichkeiten ihrer Schwestern zu vermehren. Bereits haben eine stattliche Zahl ein staatliches Examen abgelegt, andere stehen in der Ausbildung, z. B. in den Seminaren zu Freiburg und Münster. In jeder Anstalt steht eine Fachbibliothek den Erzieherinnen zur Verfügung. Vorträge und Konferenzen helfen zur Weiterbildung. — Die Kraft zu ihrem selbstlosen und opfervollen Wirken finden die Schwestern in der ungeteilten Hingabe an Gott. Sie haben die eigene Familie verlassen, um ihren Zöglingen Mutter zu sein.

Um der Öffentlichkeit Gelegenheit zu geben, sich von der Arbeit zu überzeugen, die in ihren Erziehungsheimen geleistet wird, gestatten die Töchter vom heiligen Kreuz gerne eine Besichtigung ihrer Häuser. So folgte im Jahre 1926 die Aachener Presse einer Einladung der Schwester Oberin zu einem Rundgang durch das Institut St. Raphael. Der Redakteur der sozialdemokratischen „Freien Presse“ schrieb in seinem Bericht über den Besuch u. a. folgendes:



„Trotz aller prinzipiellen Bedenken, die wir für die Anstaltserziehung für solche Personen überhaupt und deren meist überbetonte, rein konfessionelle Pädagogik haben, können wir doch zu Ehren derjenigen, die in St. Raphael mit der Pflege der jungen Mädchen betraut sind, und zur Beruhigung der Familienangehörigen sagen, daß die Anstalt, und das ist für uns die Hauptsache, keine Kaserne darstellt, wie das vielfach anderswo ist, und daß die Zöglinge sich durchweg wohl zu fühlen scheinen . . .

Es ist besonders erfreulich, daß die Mädchen nicht ausschließlich, dem Bourgeois-Bedürfnis nach billigen Dienstboten Rechnung tragend, für diesen Beruf vorgebildet werden, sondern daß sie neben der praktischen Ausbildung, der Hausarbeit, sowie der Anleitung im Nähen, Stopfen, Flickern, Waschen, Bügeln, gründliche Ausbildung als Weißnäherinnen, Stickerinnen erhalten können und ihnen in einem Zeichnen- und Zuschneidekursus Gelegenheit geboten ist, die Gesellenprüfung abzulegen. (In diesem Jahre bestanden wieder drei Zöglinge die Gesellenprüfung im Damenschneidergewerbe mit gut.) Die Büglerinnen können an einem Kursus in Herren- und Stärkewäschebügeln teilnehmen. Wer sich für diese Arbeiten nicht eignet, wird zu Küchen-, Garten- und Hausarbeiten angeleitet. Vor seiner Entlassung nimmt jedes Mädchen an einem Kochkursus teil . . .

Wesentlich ist bei allen Zöglingen dieser Art die Stärkung des Willens. Ja sie muß gewissermaßen die Gesamtgrundlage des ganzen Systems sein, wenn der junge Mensch später im Leben gesichert dastehen soll. Durch das Erziehungssystem der Vertrauensposten sowie die Gewährung einer Monatsprämie, die nach persönlichem Belieben verwertet werden kann, soll der Eifer und gute Wille des Zöglings geweckt werden. Als Strafe kommt körperliche Züchtigung nicht in Frage. Besuch können die Mädchen jeden Monat erhalten.

Psychologisch schwer zu behandelnde Kinder bewohnen ein besonderes Zimmer. Das Alleinsein nicht als Strafe, sondern als Hilfe zur Beruhigung und Selbstbesinnung, ohne jeden Ton von Herabsetzung, hat sich bei derartigen jungen Menschen als besonders wirksames Mittel bewährt. Die einzelnen Zimmerchen sind freundlich mit Bildern ausgestattet, und die Patienten scheinen sich recht wohl zu fühlen.

Das ganze Haus macht überhaupt einen überaus wohnlichen und blitzblanken Eindruck. Die Pflege des

Körpers ist eins der sichersten Mittel zur Selbstachtung und inneren Reinlichkeit.

Ein Gang durch das zweckmäßig und sauber eingerichtete, sehr schön gelegene Haus, das von schönen Gärten umschlossen ist, zeigt uns die Mädchen bei ihrer Arbeit bezw. beim Unterricht. In großen Sälen lernen die Mädchen Arbeiten jeder Art. Aber auch feinere Arbeiten, wie Tischdecken, feine Handarbeiten u. s. w. werden hier angefertigt . . . Die Mädchen machen einen sympathischen, netten, äußerlich und innerlich gepflegten Eindruck . . . Das Verhältnis zwischen den Lehrpersonen und den Zöglingen scheint im allgemeinen herzlich zu sein. Die Mädchen benehmen sich ungezwungen und sind durchwegs munter, obgleich sie der Freiheit entbehren. Lichtbilder, Turnen, Theater und Gesangabende, Spaziergänge am Sonntag und ein großer Ausflug im Jahre bringen etwas Abwechslung in die beiden Erziehungsjahre. Auch nach ihrer Entlassung steht die Anstalt den Mädchen mit Rat und Tat zur Seite.“

Mit diesen Ausführungen ist der Sozialdemokrat der Tätigkeit der Töchter vom heiligen Kreuz gerecht geworden. Ablehnend steht er der konfessionellen Erziehung gegenüber. Es ist aber unmöglich, ohne Religion den Willen der Zöglinge so zu stärken, daß sie dauernd sittlich fest bleiben. Das geht nicht nur aus der reichen Erfahrung hervor, die den konfessionellen Anstalten zur Verfügung steht, sondern auch aus den Erzählungen der Mädchen und den Briefen der Entlassenen.

Ich habe den Zöglingen wiederholt Gelegenheit gegeben, ihre Gedanken über die Notwendigkeit der Religion zu Papier zu bringen. Um ihnen die Sicherheit zu geben, daß auch eine verneinende Antwort nicht schade, durften keine Namen angegeben werden. Der Inhalt der Arbeiten und ein Vergleich mit den Erfahrungen, die im allgemeinen mit den Zöglingen gemacht wurden, ließen erkennen, daß die meisten Mädchen offen ihre Meinung niederschrieben. Man kann wohl sagen, daß ungefähr 60% Zöglinge in der Religion das Mittel finden, nach sittlicher Besserung zu streben. Etwa 30% sind gleichgültig gegen die Religion. Sie gehen vielleicht bei Gelegenheit zu den Sakramenten und beten nach Laune und Stimmung. Der Rest kümmert sich nicht um die Religion.

Eine treffende Beantwortung der Frage nach der Notwendigkeit der Religion ist folgende: „Im Anfange meiner Zeit in der Fürsorgeanstalt wollte ich mit aller Energie und Willensstärke mich zur Höhe bringen ohne

eine Spur von Religion. Ich sagte mir, was kann dir die Religion und Gott helfen, wenn ich hier bin. Die Zeit geht deshalb nicht anders und schneller um. Und wie viele Menschen . . . da dachte ich an verschiedene, die draußen wirklich sittlich und moralisch auf der Höhe stehen, aber ohne Religion und Gott, also kann ich ihnen dasselbe doch nachmachen. Und mit Recht kann ich behaupten, daß ich in jeder Hinsicht hier im Hause gut vorankam mit einigen unvermeidlichen Schwierigkeiten, und so ohne Religion weiter kam. Da kam ein Etwas in meinem ganzen Ich, das ich so leicht nicht ausdrücken kann. Ich merkte, daß ich alle meine Willensstärke aufs äußerste anstrengen mußte, um nicht jeden Augenblick zu straucheln. Es war eine Wehmut, ein unnennbares Heimweh in mir, das nach einem Halt suchte, und ich griff wie ein Versinkender an die bisher mir ganz wertlose Religion, aber ohne eine allzu große Hoffnung darauf zu setzen. Ich wollte es nur versuchen. Aber mit jedem Tag und mit jeder Übung der Religion, die ich mitmachte, stählte ich mich wieder zu einem neuen Menschen. Aber mit welchem Unterschied, während ich früher ohne Religion auch ziemlich auf der Höhe stand, und doch immer noch etwas suchte, das mich nicht nur hoch bringt, sondern auch befriedigt, finde ich jetzt in der Religion meine volle Zufriedenheit. Man kann also ohne Religion mit der Aufbietung aller Willensstärke wohl auf die Höhe kommen, aber da zu bleiben, konnte ich nicht fertig bringen mit der Aufbietung aller mir zur Verfügung stehenden Mittel.“ Ähnlich, wenn auch nicht so klar, schrieb der größere Teil der Zöglinge. Von den Leugnern der Notwendigkeit der Religion konnte aber niemand nachweisen, daß er ohne Religion sittlich auf der Höhe bleiben könne. Ein ganz klares Bild von dem religiösen Stand der Mädchen zu gewinnen, ist wegen ihrer leichten Sinnesänderung nicht möglich. Um der Heuchelei vorzubeugen, die nie ganz auszurotten ist, drängen die Schwestern in keiner Weise ihre Schützlinge zum Empfang der heiligen Sakramente. In dem Werkbuche der Töchter vom heiligen Kreuz heißt es: „Es ist den Schwestern nicht erlaubt, sich um den häufigen oder seltenen Empfang der heiligen Sakramente der Kinder zu bekümmern. Die Schwestern hüten sich noch mehr, dazu zu drängen oder lobende oder tadelnde Bemerkungen darüber zu machen. Das ist alleinige Sache des Beichtvaters. Man erlaube den Kindern nicht, aus der Beichte zu erzählen, noch werfe man ihnen vor, daß ihr Betragen mit dem oftmaligen Hinzutreten zum Tische des Herrn



nicht in Einklang stünde.“ Die Mädchen sollen nicht zu Klosterfrauen erzogen werden. Darum soll man sie auch nicht mit übermäßig viel Gebet belasten. Die in einer Überfütterung liegende Gefahr ist allerdings sehr groß: Schon manches Mädchen hat aus dem Zuviel der religiösen Übungen den verhängnisvollen Schluß gezogen, es brauche nun lange Zeit überhaupt nichts mehr zu tun. Verekeln wir den Zöglingen die Religion, so nehmen wir tatsächlich uns das wesentlichste Erziehungsmittel.

In den Anstalten soll man den Gottesdienst kurz, aber recht würdig und feierlich gestalten, die Zöglinge durch gemeinsames Beten und Singen interessieren, damit sie gerne teilnehmen. Ist so das Gemüt für die Religion gewonnen, muß Unterricht und Lektüre auf den Verstand einwirken. Bewährt hat sich die Lesung der Katechesen von Stieglitz u. a. beim Kaffeetisch am Morgen, wenn der Geist noch frisch ist.

Die Zöglinge haben stets Gelegenheit, bei fremden Priestern zu beichten. Ein Zwang wird auch hier in keiner Weise ausgeübt. Nützlich sind jährliche dreitägige Exerzitien, bei denen aber die Mädchen, wenn sie wünschen, in der Freizeit leichte Arbeit verrichten können. Denn für diese Kinder ist eine lange Aufmerksamkeit und Sammlung unmöglich. Voraussetzung für einen günstigen Verlauf der Exerzitien ist gutes Vorbereiten und gutes Nacharbeiten. Nur der durchaus erfahrene Exerzitienmeister wird einen Erfolg erringen, der über die Stimmungswirkungen hinausgeht. Mit Geduld und Güte muß er den Zöglingen den Weg zu ihrem wahren Glück weisen.

Die Zöglinge haben durchschnittlich das Alter von 17 Jahren, wenn sie den Anstalten zur Fürsorgeerziehung überwiesen werden. In unserem Heim wurden im Jahre 1927 133 Mädchen aufgenommen. Davon waren 76 Dienstmädchen, 25 ohne Beruf, 17 Arbeiterinnen, 11 Angestellte, 4 Handwerkerinnen. Der Stand des Vaters war bei 48% Zöglingen Arbeiter, bei 32% Handwerker, bei 12% Landwirt. Der Grund der Fürsorgeerziehung ist bei den meisten Mädchen Verwahrlosung, an der in etwa 80% Fällen das Elternhaus die Schuld trägt.<sup>1)</sup> Etwa 60% der Zöglinge sind seelisch oder geistig anormal, ungefähr 45% geschlechtskrank.

Für schwer erziehbare Psychopathen sowie für die kranken Mädchen haben die Schwestern Sonderabteilungen eingerichtet.

<sup>1)</sup> Vgl. *Otto Rühle*, Das verwahrloste Kind. Verlag: Am anderen Ufer, Dresden.

Hat das Gericht auf Fürsorgeerziehung erkannt, so wird der Zögling von einer Fürsorgedame dem vom Landeshauptmann bezeichneten Heim zugeführt. Hier empfängt die Oberin das Mädchen in freundlicher Weise. Es wird gebadet, gestärkt und dem Hausarzt vorgestellt. Dann wird es einer Abteilung zugeteilt, in der es Zeit hat, sich allmählich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Bald zeigen sich auch die Charakterfehler. Eine endlose Geduld der Schwestern ist nötig, diese Fehler zu bekämpfen, den Charakter der Mädchen zu bilden. Die Hauptfehler dieser Mädchen sind die sinnlichen Freundschaften und das Lügen. Durch fortwährende Aufsicht, die möglichst unauffällig gehandhabt wird, und ein gesundes Mißtrauen, das nicht verbittert, wehren die Schwestern den schlimmen Folgen dieser Fehler.

Eine weitere Schwierigkeit in der Führung der Zöglinge liegt in ihrer Unbeständigkeit und Empfindlichkeit. Viel Takt, Selbstbeherrschung und Festigkeit müssen die Erzieherinnen aufbringen, wollen sie nicht ihren Einfluß auf ihre Schützlinge verlieren. Von Strafen kann natürlich nicht abgesehen werden. Doch ist körperliche Züchtigung ausgeschlossen. Die Strafen bestehen meist in der Entziehung von Vergünstigungen. Als Belohnung kommen vor allem Prämien und Vertrauensposten in Betracht.

Hat der Zögling nach einem etwa zweijährigen Aufenthalt im Erziehungsheim eine gute Führung gezeigt, so wird er in der Regel der Geschäftsstelle für katholische Familienerziehung in Dormagen gemeldet, die ihm eine gute Dienststelle vermittelt. Eine Beauftragte der Anstalt bringt das Mädchen in das neue Heim. Damit das Kind nicht vor anderen zurückzustehen braucht, wird ihm eine ordentliche Aussteuer mitgegeben. In der Dienststelle untersteht das Mädchen bis zur Großjährigkeit der Fürsorgerin, die ihm in allen Angelegenheiten hilfreich zur Seite steht. Die Fürsorgerin soll dem Pfarrer und dem Bürgermeister den Zuzug des Zöglings mitteilen. Nur dann hat der Geistliche die Möglichkeit, sich des Kindes anzunehmen. Das Mädchen geht mit den besten Vorsätzen in die Welt hinaus. Begegnet man ihm mit Härte und Mißtrauen, merkt es, daß man es nur ausnützen will, dann wird es verbittert und sucht sich seine Freiheit. Findet es aber verstehende Menschen, so fühlt es sich wohl draußen und gewinnt bald den Übergang ins neue Leben. Man kann wohl sagen, daß mindestens 30% der Zöglinge

nach dem Verlassen der Anstalt ordentlich bleiben.<sup>1)</sup> Eine genaue Statistik läßt sich darüber nicht aufstellen, da vielfach ehemalige Zöglinge sich später schämen, der Anstalt ein Lebenszeichen zu geben. Aus vielen Briefen und Besuchen früherer Zöglinge aber wissen die Schwestern, daß ihre Arbeit nicht vergeblich ist. In den Briefen kehrt immer der Gedanke wieder: Ich bin in der Freiheit. Gewiß, das ist schön. Aber im Kloster war ich wohlgeborgen und hatte keine Sorgen. Ein Mädchen schreibt: „Im Kloster kann man in den Tag hinein leben; aber die Sorgen kommen erst, wenn man auf sich selbst angewiesen ist. Wenn ich das Gebet nicht hätte, ich wäre schon lange wieder gefallen.“ Ein anderes schildert die Gefahren, in denen es leben muß, und bittet um Gebetshilfe. In den Anstalten bestehen auch Kongregationen. Deren Mitglieder hegen meist den Wunsch, auch draußen in die Kongregation aufgenommen zu werden. Dann soll man die Mädchen nicht zurückweisen, es sei denn, daß die Aufnahme eines solchen Mädchens für den Verein nicht tragbar ist. Es bietet sich hier für unsere Kongreganistinnen ein dankbares Arbeitsfeld.<sup>2)</sup> Manche Kinder aus schwierigen und armseligen Familienverhältnissen bleiben unseren Jugendvereinen fern, weil wir sie nicht genug heranholen, weil unsere gute Jugend diesen nicht genug nachgeht, ja, weil sie diese sogar, wenn sie einmal kommen, von sich stößt, weil sie ihnen zu schmutzig oder irgend sonst zu unangenehm oder auch zu böse sind, wie sie meinen. Von uns weggestoßen oder von uns wenigstens nicht gesucht und herbeigeholt, müssen sie sich selber den Weg suchen oder fallen anderen Führern, die nur zu leicht Verführer sind, in die Hände. Was so allgemein gesagt ist, gilt in weit höherem Maße von den entlassenen Fürsorgezöglingen. Schon dieses Wort stößt leider manche gute Seele ab. Und doch, ein solches gefährdetes Mädchen in den Verein hineingeholt und es dadurch gerettet haben, ist dem göttlichen Heiland sicher noch viel lieber als die allerschönste Vereinsfeier. In jeder Kongregation wird es gewiß Mitglieder geben, die bereit sind, unauffällig und bescheiden Schutzengelarbeit zu verrichten.

In neuester Zeit geht man daran, Übergangsheime für die entlassenen Zöglinge zu errichten. Man will durch

<sup>1)</sup> Vgl. die Zeitschrift: Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz, Landeshaus Düsseldorf, Nr. 24 vom 16. Dezember 1926: Landesrat Dr Voßen, 25 Jahre Fürsorge-Erziehung in der Rheinprovinz.

<sup>2)</sup> Dr Josef Beeking, Helfende Güte, Freiburg i. Br. 1925, Caritas-verlag.



den Aufenthalt in diesen Heimen, von denen aus die Mädchen an ihre Arbeitsstellen gehen, sie langsam an Freiheit und Selbständigkeit gewöhnen. Ein solcher Übergang ist nötig, weil eine Anstaltserziehung, und sei es die beste, nicht zu voller Selbständigkeit, wie sie fürs Leben nötig ist, führen kann.

Wer sich der Fürsorgezöglinge annimmt, muß sich besonders vor zwei Fehlern hüten, wenn er trübe Erfahrungen vermeiden will. Er darf nicht einfach den Zögling für schlecht und verdorben halten und ihm Achtung und Vertrauen entziehen, anderseits darf er ihm nicht alles ohne Prüfung glauben und ihm offen sein Mitleid zeigen. In den Zöglingen steckt mehr Ehrgefühl als manche glauben. Selten wird geschenktes Vertrauen von ihnen getäuscht. Gewiß hält man dem entgegen, daß doch draußen so oft Fälle bekannt werden, wo Fürsorgezöglinge in Stellen nicht bleiben oder sogar Schlechtigkeiten und Verbrechen begehen. Ich habe festgestellt, daß oft die Art der Unterbringung und Betreuung die Schuld daran tragen. Von den vielen Mädchen aber, die brav bleiben und treu ihre Pflicht tun, redet man nicht. Das nimmt man als etwas Selbstverständliches hin. Allerdings muß sich der Menschenfreund vor Vertrauensseligkeit hüten. Kommt da eines Tages ein längst entlassener Zögling in die Anstalt und erzählt unter heißen Tränen, sein Bräutigam sei plötzlich gestorben. Da ihm allgemein Teilnahme entgegengebracht wird, kommt er zwei Tage später mit der Nachricht, die Schwiegermutter sei aus Kummer irrsinnig geworden und habe Selbstmord verübt. Nun stiegen doch starke Zweifel bei den Mitfühlenden auf. Sie zogen Erkundigungen ein und erfuhren, daß die rührenden Geschichten glatt erfunden waren. Ein anderer entlassener Zögling versuchte, bald bei diesem, bald bei jenem Geistlichen sich auszusprechen, und heuchelte jedesmal seine Bekehrung vor. In einer Anstalt wurde ein Mädchen von Köln untergebracht, das angab, in Indien gelebt zu haben. Da es über indische Verhältnisse genau orientiert war, trug man kein Bedenken, dem Mädchen zu glauben, bis sich bald herausstellte, daß das Mädchen nie außerhalb Kölns gelebt und seine Kenntnisse der indischen Zustände aus Büchern geschöpft hatte.

Lügen dieser Art sind meist pathologischer Natur. Den Schwestern gelingt es vielfach, die Zöglinge davon abzubringen, indem sie der Lüge jedesmal auf den Grund gehen. Das Mädchen sieht die Zwecklosigkeit seines Lügens ein und gewöhnt es sich ab.

Die Zöglinge werden von den Schwestern mit „Kinder“ angedeutet. Als Kinder sollen sie sich in dem Erziehungsheim fühlen. Eine Heimat soll ihnen geboten werden. Heimat! Die fehlte diesen armen Menschen. Möchten sich doch draußen recht viele finden, denen der gütige Gott ein Heim geschenkt, die einem heimatlosen Mädchen eine neue Heimat bieten. Möge aber auch allmählich das Vorurteil schwinden, das man in weiten Kreisen gegen Fürsorgezöglinge und Erziehungsanstalten hegt. Es würden dann Erzieherinnen und Schützlinge sich mit noch mehr Mut und Vertrauen ihrer schweren Aufgabe widmen.

## **Die gemäß can. 613, § 1 im Codex J. C. enthaltenen Vorrechte und Privilegien der Ordensleute.**

Von Prof. Josef Pejška C. Ss. R., Obořistě.

Die im angeführten Gesetze ausgesprochene und genau umschriebene Rechtsbestimmung übt auf das heutige Ordensrecht einen sehr interessanten Einfluß aus. Es wurde nämlich im can. 613, § 1 die spontan wirkende Übertragung eines Privilegs vom direkt beschenkten Ordensinstitut auf eine andere Familie mittels der *Communicatio privilegiorum*, welche ja selbst ein Privileg bildet, für alle Zukunft aufgehoben (*exclusa*). Ausgeschlossen bleibt es, der Gesetzgeber habe die Absicht gehegt, die Ordensleute ihrer rechtlichen Ausnahmstellung zu entkleiden und sie der ordentlichen Jurisdiktion der Ortsbischöfe zu unterstellen. Folgerichtig muß sich in dem kirchlichen Gesetzbuche eine Anordnung finden, welche den einsehneidenden Verlust an Freiheiten in irgend einer Weise zugunsten der Ordensleute auszugleichen imstande ist. Diesem Zwecke entspricht nun die bündige Erklärung des can. 613, § 1: „*Quaelibet religio iis tantum privilegiis gaudet, quae vel hoc in Codice continentur, vel a Sede Apostolica directe eidem concessa fuerint, exclusa in posterum qualibet communicatione.*“

Haben etwa die Orden und Kongregationen auf Grund dieser ganz bestimmten Rechtsnorm ihre alten, aus der *Communicatio* reich fließenden Privilegien wie mit einem Schlage eingebüßt? Wir können ohne Zaudern mit Nein antworten. Das Weiterbestehen der bereits erworbenen Rechte und Freiheiten wird im can. 4 ausdrücklich und grundsätzlich jedermann garantiert, und es wäre ein sehr unangenehmer Mißton in der kirchlichen Gesetzgebung,

sollten gerade die Ordensleute, dem can. 4 zuwider, eine so umfangreiche Einbuße an erworbenen und längst ausgeübten Rechten erleiden. Bei zielbewußtem und aufmerksamem Durchforschen des Cod. jur. can. gelangen wir bald zu der angenehmen Überzeugung, daß nicht bloß die bindenden Gesetze, sondern auch die zerstreuten, in mannigfaltigen Quellen schwer auffindbaren und noch schwerer beweisbaren Privilegien der religiösen Genossenschaften den Gegenstand der Kodifikation bildeten. Widerspruchlos muß zugestanden werden, daß fast sämtliche Vorrechte, deren Besitz die Religiösen bisher lediglich auf Grund der Kommunikation behaupteten, sich nunmehr im kirchlichen Gesetzbuch eingeschaltet finden, wodurch sie zum Eigentum aller, einer bestimmten Kategorie angehörigen Genossenschaften geworden sind.

Es liegt uns nun ob, diese den Ordensfamilien direkt im Gesetze zugesprochenen Rechtsbefugnisse und Freiheiten hier kurz zu skizzieren, um es ersichtlich zu machen, daß der Verlust der Kommunikation durchaus nicht mit dem Entziehen der betreffenden Privilegien identifiziert werden darf. Wohl finden sich die Privilegien der Kardinäle im Cod. jur. can. übersichtlich taxativ zusammengestellt vor (can. 239), und analog dazu gibt can. 349 die Vorrechte der Bischöfe an, den Privilegien der Ordensleute jedoch wurde kein einheitlicher Platz angewiesen, weil diese mehr einen sachlichen als persönlichen Charakter aufweisen (*privilegia realia*, can. 75).

Die meisten Privilegien der Ordensleute basieren direkt auf der *Exemption* des Institutes. Gilt die Genossenschaft als exempt, so sind ihre Einzelanstalten samt ihren Bewohnern der unmittelbaren Leitung der Ortsbischöfe entzogen, deren Jurisdiktion, gewisse Angelegenheiten abgerechnet, an die eigenen Ordensprälaten übergeht. Eine überreiche Fülle von Rechtsbefugnissen spricht das Kirchenrecht den Ordensoberen zu, sofern ihnen der Titel *Ordinarii* von Rechts wegen zusteht. Es ist etwas Neues in dem geltenden Rechte, wenn can. 198, § 1 Äbten und Prälaten mit einem separaten Territorium (*nullius*) sowie den höheren Vorständen der klerikalen exempten Ordensinstitute das inhaltvolle Attribut eines *Ordinarius* beimißt. Was eine *religio clericalis* sei, gibt can. 488, 4<sup>o</sup> an. Als *Superiores majores* gelten: der Abt-Primas, der Vorsteher einer mönchischen Kongregation, der regierende Abt eines selbständigen Stiftes, das Oberhaupt einer Genossenschaft (*supremus religionis Moderator*), der Provinzial, ihre Stellvertreter (*vicarii*), und die eine ähnliche



Stellung bekleidenden Prälaten (can. 488, 8<sup>o</sup>). Auch die Vorsteherinnen der Ordensfrauen fallen unter die Rubrik *Superiores majores*, keineswegs jedoch kommt ihnen der Titel *Ordinarii* zu. So oft also in dem *Cod. jur. can.* ein bestimmtes Recht dem *Ordinarius* oder dem *Ordinarius proprius* zugesprochen oder eine Pflicht auferlegt wird, ist mit Ausschluß der Hausvorsteher an die höheren Oberen zu denken, soweit der Gegenstand es zuläßt und die Genossenschaft klerikal und exempt ist, gleichviel, ob es sich um einen Orden mit feierlichen Gelübden handelt oder um eine Kongregation.

1. Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Richtlinien können wir an die Lösung der gesteckten Aufgabe herantreten. Vor allem genießen Ordensleute aller Gattungen und Grade die bekannten vier Privilegien der Kleriker überhaupt (can. 614). Da es sich nun um eine eminente Gunst handelt, wird hier der Begriff *Clericus* denkbar weitest ausgedehnt, so daß neben den vollberechtigten Ordensmitgliedern auch die Novizen, jedoch keineswegs die bloßen Postulanten, Laienbrüder sowohl als Kleriker, selbst Frauengenossenschaften und Ordensleute im weiteren Sinne (can. 680) einen unveräußerlichen Anspruch (can. 123) auf die in den can. 119—122 angeführten Freiheiten erheben dürfen.

2. In das Reich der Privilegien sind wohl die Strafbestimmungen zu rechnen, welche die Autorität der Ordensvorstände gegen die Widersacher zu schützen haben. So soll z. B. gegen starrsinnig Ungehorsame (can. 2331, § 1) und gegen Unruhestifter (*conspirantes*) mit Strenge eingeschritten werden (can. 2331, § 2); eine Ordensperson, welche den eigenen Prälaten vor ein weltliches Gericht zitieren wollte, verfällt dem Kirchenbann (can. 2341); wer den eigenen höheren Obern an der Ausübung seiner Jurisdiktion hindern (can. 2334, 2<sup>o</sup>; 2336, § 1) oder denselben vor der Öffentlichkeit in Wort und Schrift entehren würde, soll zur legalen Genugtuung angehalten werden (can. 2344; 1938, § 2).

3. Als Ehrenrecht ist es anzusehen, wenn can. 223, § 1, 4<sup>o</sup> dem Abt-Primas, dem Vorsteher einer Klostervereinigung (*Congregationes monasticae*, can. 488, 2<sup>o</sup>) und den „*supremi Moderatores religionum clericalium exemptarum*“ einen Sitz beim ökumenischen Konzil mit entscheidender Stimme reserviert. Zum Provinzialkonzil sind die höheren Vorstände der exempten klerikalischen Genossenschaften (can. 286, § 4), zu einer Diözesansynode die Äbte

und je ein Superior einer klerikalen Ordensfamilie zu rufen (can. 358, § 1, 8°).

4. Recht weitgehend sind die Dispensvollmachten der Ordensvorsteher. Hieher ist vor allem can. 15 zu rechnen mit seiner Bestimmung: „Leges, etiam irritantes et inhabilitantes, in dubio juris non urgent; in dubio autem facti potest *Ordinarius* in eis dispensare, dummodo agatur de legibus in quibus Romanus Pontifex dispensare solet.“ Der Begriff *Ordinarius* ist dem can. 198, § 1 zu entnehmen. Noch weiter erstreckt sich die Befugnis der Prälaten, die Hausvorstände mitgerechnet, alle Hausgenossen im weitesten Sinne des can. 514, § 1 (*familiares*) vom Einhalten der Feiertage sowie der kirchlichen Fastengebote zu erheben (can. 1245, § 3).

Die Ordensoberen, auch Frauen, sind befähigt, Privatgelübde ihrer Untertanen aus triftigen Gründen zu annullieren (*irrita reddere*) oder den Vollzug derselben nach Bedarf zu verschieben (*suspendere*, can. 1312). Eine Dispens zu erteilen wird dem Vorstand einer klerikalen exempten Familie vorbehalten (can. 1313, 2°).

5. Die seelsorglichen Obliegenheiten den Ordensmitgliedern gegenüber gehen vom Ortspfarrer an den unmittelbaren Hausoberen über, wohl nur in einer klerikalen Genossenschaft, mag diese exempt sein oder nicht. So bestimmt can. 514, § 1 für kranke Mitglieder: „In omni religione clericali jus et officium Superioribus est per se vel per alium aegrotis professis, novitiis, aliisve in religiosa domo diu noctuque degentibus causa famulatus aut educationis aut hospitii aut infirmæ valetudinis, Eucharisticum Viaticum et extremam unctionem ministrandi.“ Nur die außer dem eigenen Kloster krank liegenden Ordenspersonen, sowie weltliche, in der Klausur zufällig erkrankte Gäste fallen der geistlichen Fürsorge des Pfarrers anheim.

Mitglieder einer religiösen, klerikalen, exempten Genossenschaft vermögen das Sakrament der Buße von einem Priester gültig zu erhalten, der nicht vom Bischof, sondern bloß vom Ordensprälaten die Jurisdiktionsgewalt erhalten hat (can. 875, § 1). Falls der Delegierende das Amt eines *Ordinarius* bekleidet (can. 198, § 1), können sich die „a proprio Ordinario“ bevollmächtigten Ordenspriester während einer Seefahrt des can. 883 bedienen und die Beichten der Mitreisenden, ja sogar der unterwegs darum ersuchenden Hafenbewohner gültig entgegennehmen.

Exempte Ordenshäuser haben das Recht, sich eine eigene separate Begräbnisstätte zu errichten (can. 1208,

§ 2), und zwar nicht allein unter der eigenen Kirche, im Garten oder sonstwo im Bereiche des exempten Gebietes, sondern auch auf dem Pfarr- und Kommunalfriedhofe (can. 1209, § 1).

Tritt die Notwendigkeit ein, einen verstorbenen Professan, einen Novizen, Postulanten oder Hausdiener zu bestatten, so gehört der ganze Begräbnisakt, d. h. das Einführen der Leiche in die Kirche, die Exsequien daselbst und die prozessionelle Begleitung zur Ruhestätte von Rechts wegen dem Ordensobern, mit Ausschluß des Ortspfarrers (can. 1221, § 1; 1231, § 2). Dasselbe Recht steht dem vom Diözesanbischof angestellten Kaplan der Klosterfrauen zu (can. 1230, § 5; 1231, § 2). Dem Pfarrer ist gelegentlich der Funeralien einer Ordensperson keine portio funeralis zu entrichten (can. 1236, § 1), weil ihm der Verstorbene keineswegs untertan gewesen ist.

6. Die höheren Prälaten einer klerikalen exempten Ordensfamilie üben den Mitgliedern gegenüber die kirchliche Gerichtsbarkeit aus. Ein Rechtsstreit zwischen Angehörigen derselben Familie soll regelmäßig in erster Instanz vor dem Provinzial oder dem Lokalabte entwickelt werden (can. 1579, § 1). Der Generalobere sowie der supremus Moderator Congregationis monasticae (siehe can. 488, 2º) können zu demselben Zwecke eine weitere Instanz errichten (can. 1594, § 4). Eine beträchtliche kanonische Strafgewalt kommt den höheren Ordensoberen zu (can. 2221), die andererseits als Ordinarii Strafen nachlassen dürfen, welche das Kirchenrecht gefällt hat (can. 2237; 2253, 3º). Das Oberhaupt einer klerikalen exempten Genossenschaft allein und ein Abt, jeder mit Zustimmung seiner Kapitularen, können sich die Sünden der Mitglieder vorbehalten (can. 896).

7. Sehr umfassend ist die Selbständigkeit der Religiösen, gottesdienstliche Räume kanonisch einzurichten und in denselben liturgische Handlungen vorzunehmen, die sonst zur Amtssphäre des Bischofs und des Pfarrers gehören. Eine allgemeine Rechtsnorm bietet der can. 1156: „Jus benedicendi locum sacrum, si hic pertineat ad clerum saecularem vel ad religionem non exemptam, vel ad laicalem, spectat ad Ordinarium territorii in quo locus reperitur; si ad religionem clericalem exemptam, ad Superiorem maiorem; uterque vero potest alium sacerdotem ad hoc delegare.“ Hier ist wohl die Rede von einer bloßen Segnung (benedictio), obgleich nichts im Wege steht, die Weihe feierlich zu erteilen. Soll hingegen eine Kirche, eine



Kapelle oder ein Altar konsekriert werden, müssen die Ordensleute den Ortsbischof dazu einladen (can. 1155, § 1).

Die Grundsteinlegung einer Ordenskirche vorzunehmen ist der höhere Obere einer klerikalen exempten Genossenschaft befugt (can. 1163). Denselben steht es ebenfalls zu, Glocken für die eigene Kirche zu segnen (benedicere, can. 1169, § 5).

Wurde eine bloß benedizierte Kirche entweiht (*violata*), darf ihre Wiedereinsegnung der amtierende Rektor derselben vollziehen, ja mit dessen Vorwissen oder wenigstens präsumptiver Erlaubnis ein jeder Priester (can. 1176, § 1). Eine konsekrierte Kirche vermag der Provinzial einer *religio clericalis exempta* zu rehabilitieren (can. 1176, § 2).

Eine Neuerung im Kirchenrechte ist es, daß einen deshalb exsekrierten Altar, weil die steinerne Mensa von ihrer Unterlage (*basis*) losgetrennt worden ist, ein einfacher Priester, mit der Zustimmung des eigenen Ordinarius, also des Provinzials, wiedereinweihen darf (can. 1200, § 1). Die Ritenkongregation hat zu diesem Behufe am 9. September 1920 eine neue „*formula brevior*“ vorgeschrieben (*Acta A. S. XII*, 449).

Innere, halböffentliche Hausoratorien in den Klöstern errichtet nach Bedarf der zuständige Ordinarius oder Provinzial eines klerikalen exempten Institutes (can. 1192, § 1). Nicht bloß in der öffentlichen Kirche einer exempten Anstalt, Klosterfrauen inbegriffen (can. 1265, § 1, 1<sup>o</sup>), sondern auch in den Hauptoratorien der Klöster (*oratoria principalia*, zum Unterschiede von *oratoria secundaria*) darf die Eucharistie von Rechts wegen dauernd aufbewahrt werden (can. 1267). Einer authentischen Erklärung vom 3. Juni 1918 gemäß (*Acta A. S. X*, 347) kommt dieses Privileg außer der eigentlichen Ordensfamilie auch der Noviziatskapelle und der Hauskapelle der zum Eintritt in die Gesellschaft sich vorbereitenden Studenten zugute.

Neue gottesdienstliche Gewänder und Gefäße zum Gebrauche der eigenen Kirche und Kapelle, ja selbst für die einem Männerorden unterstehenden Ordensfrauen, zu weihen, ist der Klosterobere befugt, falls diese Gegenstände keiner Konsekration bedürfen (can. 1304, 5<sup>o</sup>).

Fromme Stiftungen für exempte Kirchen anzunehmen, ist das ausschließliche Recht des höheren Prälaten (can. 1550).

8. Exempte Ordenspersonen können von keinem Bischöfe rechtlich die heiligen Weihen erhalten, ohne ihm zuvor den Entlassungsschein (*litterae dimissoriales*) des

eigenen Provinzials oder des Abtes zu präsentieren (can. 964, 2<sup>o</sup>). Die Namen der Weihekandidaten mit ewigen Gelübden brauchen nicht in der Pfarrkirche dem Volke verkündet zu werden (can. 998, § 1). Exempte Ordinanden dürfen ohne Empfehlungsschein (litterae testimoniales) zur Weihe zugelassen werden (can. 995, § 1 und 2). Ein Privileg bildet zweifelsohne der besondere Weihetitel, vom Kirchenrecht für Ordensleute eigens geschaffen. Es ist der titulus paupertatis oder professionis sollemnis für die Orden, der titulus mensae communis oder Congregationis für die Genossenschaften mit einfachen Gelübden (can. 982, § 1 und 2).

9. Eine fast gänzlich unabhängige Stellung behaupten die Ordensoberen, Frauengenossenschaften nicht inbegriffen, betreffs des Erwerbes, der Verwaltung und Veräußerung der Güter, namens der Gemeinschaft (can. 532, § 1; 534, § 1). Eine teilweise Beschränkung und Abhängigkeit vom Bischofe schreibt das Recht für den Fall vor, daß Stiftungsgelder zugunsten des Gottesdienstes, der Pfarrei oder Mission anzulegen seien (can. 533, § 1, 1<sup>o</sup>—4<sup>o</sup>).

*Ein Schlußwort.* Der vorliegende Elenchus privilegiorum erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Zudem konnten die einzelnen Punkte bloß flüchtig skizziert werden, ohne ihnen eine nähere Erklärung folgen zu lassen. Nichtsdestoweniger erkennen wir unschwer die seit Jahrhunderten gebräuchlichen Vorrechte der Ordensleute, mit denen sie vom Heiligen Stuhle zu dem Zwecke versehen wurden, um in ihrem konzentrischen Eigenleben von außen her weniger beeinflusst und gehindert zu sein.

Wohl ist die communicatio privilegiorum nunmehr in den wohlverdienten Ruhestand getreten, jedoch braucht dasselbe durchaus nicht von den einzelnen aus ihr entspringenden Privilegien behauptet zu werden. Diejenigen Begünstigungen nämlich, welche rechtmäßig per communicationem erworben, tatsächlich ins Werk gesetzt und dauernd ausgeübt worden sind, müssen auch heute noch, trotz des can. 613, § 1, zu den „jura quaesita“ (can. 4) gezählt werden, und es ist kein Rechtsgrund vorhanden, am Weiterbestand derselben zu rütteln. Kein Wunder, daß selbst Theologen aus dem Ordensstand mit leichtem Herzen von der Communicatio Abschied nehmen, wie z. B. der Jesuit Führich, der Dominikaner Blat, der Redemptorist Damen. (*Tim. Schäfer*, *De religiosis*, Münster 1927, Seite 454).

# Die Gesamt-Missionierung von Wien 1928.

## Ein Beispiel moderner Großstadtseelsorge.

Von P. Alois Bogsrucker S. J., Volksmissionär in Linz a. D.<sup>1)</sup>

### I. Vorgeschichte.

Jeder Priester, der einen tieferen Einblick in die religiösen Verhältnisse des heutigen Wien gewonnen hatte, war sich dessen bewußt, daß es in den letzten Jahren wenigstens nach außen hin immer mehr abwärts ging. Seit Ende des Krieges erlebte der katholische Glaube in Wien einen schweren Schlag nach dem andern.

Schon bald erteilte zum erstenmal in Österreich die Behörde geschiedenen Eheleuten die Erlaubnis, eine neue Ehe einzugehen. Solcher Ehen (nach dem ersten sozialdemokratischen Landeshauptmann *Sever*) *Sever-* oder *Dispensehen* genannt, folgten bald eine Unzahl; bis einschließlich 1927 gab es deren im kleinen Österreich bereits über 50.000!

Noch größere Verheerungen wurden angerichtet in den Seelen der *Kinder*. Fast genau nach dem Freimaurer-Muster in Frankreich 1881 ff. wurde der „Zwang zu den religiösen Übungen“ der Schüler abgeschafft, eine Verfügung, die so weit ging, daß dem Religionslehrer dadurch sogar untersagt war, Kontrolle über den Besuch der heiligen Messe zu üben. Den Religionslehrern wurde selbst die Erteilung des Religionsunterrichtes in der ärgsten Weise erschwert, vor allem auch dadurch, daß ihnen oft die ungünstigsten Unterrichtsstunden zugeteilt wurden; weltlichen gut katholischen Lehrpersonen, die früher in oft mustergültiger Weise Religionsunterricht erteilten, suchte dies die Wiener Schulbehörde zu verleiden und vielfach unmöglich zu machen. Auf solche Weise erreichte man, daß tatsächlich eine Unzahl von Schulklassen, ja sogar ganze Schulen ohne jeden Religionsunterricht blieben. Dazu kommt, daß seit Jahren gut katholische Lehrpersonen nur in ganz seltenen Fällen auf leitende Posten gestellt wurden, während gut katholische Lehramtskandidaten überhaupt nicht mehr angestellt wurden, wenn sie nicht vorher dem Zentral-Lehrerverein (soz.-dem.) beitraten.

Nebenher gründete die sozialdemokratische Partei den sogenannten „*Verein der Kinderfreunde*“ (380 Ortsgruppen).

<sup>1)</sup> Anmerkung der Redaktion. Der hochw. Verfasser dieses Artikels, P. A. Bogsrucker S. J., war der Leiter der großen Missionierung Wiens.



mit 67.000 Kindern) für Schulkinder und „Die roten Falken“ für größere Kinder, die in jeder Weise, auch durch öffentliche Mittel der Gemeinde Wien, tatkräftigst unterstützt wurden. Den Mitgliedern dieser Vereine wird es durch raffiniert angelegte Ausflüge und andere Veranstaltungen fast immer unmöglich gemacht oder wenigstens verleidet, am Sonntag der heiligen Messe beizuwohnen, sowie durch eigene Trutzumzüge auch unmöglich gemacht, sich an der Fronleichnamsprozession zu beteiligen. 1928 nahmen bereits am sozialdemokratischen Umzug fast dreimal so viel Kinder teil, als an den katholischen Fronleichnamsprozessionen!

Gleichzeitig nahm die *öffentliche Unsittlichkeit* in erschreckender Weise zu. Unsittliche Plakate, die früher unmöglich gewesen wären, tauchten eines nach dem andern auf. Theaterstücke, die früher wegen ihrer grob unsittlichen Tendenz verboten wurden, konnten teilweise sogar dank des Schutzes von Seite der Gemeinde aufgeführt werden (z. B. Artur Schnitzlers „Reigen“, bei welchem Stück ein Mann siebenmal seine Frau vertauscht). Neuestens wurde von der roten Gemeinde gegen die bestehende Ordnung eine eigene „Gemeindewache“ gebildet und dieser die Straßenpolizei übergeben, so daß in Zukunft auch durch die Polizei der öffentlichen Unsittlichkeit keine Schranken gesetzt werden können.

Abermals gegen das bisher geltende Gesetz erbaute die sozialdemokratische Gemeinde ein *Krematorium*, in dem im Jahre 1927 bereits jede achte Wiener Leiche eingäschert wurde, darunter zum Teil von praktizierenden Katholiken, die irregeführt worden waren.

Auf der ganzen Linie ging man einheitlich vor *gegen den § 144 des Str. G. B.*, der die vorsätzliche Unterbrechung der Schwangerschaft (Kindesmord) als Verbrechen hinstellt und demgemäß unter schwere Strafe stellt. Von gegnerischer Seite wurde ein „*Bund gegen den Mutterchaftszwang*“ gegründet, dessen Ziele von allen gegnerischen Großblättern — nicht bloß von den sozialdemokratischen, sondern ebenso von den bürgerlich-freisinnigen wie „Neues Wiener Tagblatt“, „Neue Freie Presse“, „Neues Wiener Journal“ — derart eifrig gefördert wurden, daß sie von der Vorstandschaft obgenannten Vereines die dankbare Anerkennung ausgesprochen erhielten.

Außerdem wußten die Gegner — wie es scheint, besser als wir Katholiken —, daß nicht bloß politische Kriege, sondern auch Geistesschlachten vor allem durch *die Presse* entschieden werden. Dementsprechend hatten sie gerade

in den letzten Jahren ihre Stellung auf dem Gebiete der Presse bedeutend verstärkt. Während die Gegner ungefähr 20 Tagesblätter besitzen mit einer Tagesauflage von 800.000 bis 900.000, haben wir Katholiken in Wien eigentlich nur zwei mit einer Gesamtauflage von kaum 50.000, seit der Gründung des „Kleinen Volksblatt“ Jänner 1929 deren drei. Ein viertes Blatt steht uns nur nahe, hat aber entscheidenden Momenten die christliche Sache im Stich gelassen. Die einzige Zeitung, die auf die religiöse Einstellung Wiens einen merklichen Einfluß übt, ist das „Wiener Kirchenblatt“, mit ca. 80.000 Abnehmern in Wien.

Und niemand wird irgehen, wenn er das Anwachsen der katholikenfeindlichen Mächte in Zusammenhang bringt mit dem Anwachsen *der Loge* in Österreich. Sie war eigentlich in Österreich durch das kaiserliche Patent vom Jahre 1804 für alle österreichischen Untertanen verboten und nur beim sogenannten Ausgleich 1867 für die zur ungarischen Krone gehörigen Länder erlaubt worden. Trotzdem hatten sich im geheimen auch in Österreich vom Jahre 1871 angefangen (Loge Humanitas, die bereits 198 Brüder zählt) bis 1917 nicht weniger als 14 Logen gebildet. (Im Kriegsjahre 1917 entstand die Loge Fortschritt, die heute 60 Mitglieder aufweist.) Schon wenige Monate nach dem Umsturz erhielt die Loge die offizielle staatliche Genehmigung (3. Februar 1919). Seither kam fast jedes Jahr eine Loge dazu, so daß das kleine Österreich 1927 bereits 21 Logen aufzuweisen hat. Besonders seit dem Umsturz arbeitet die österreichische Freimaurerei, die zum radikalen, romanischen Flügel gehört, fieberhaft. Schon die berüchtigten Schulerlässe Glöckels sind, wie früher angedeutet, ob ihrer verblüffenden Ähnlichkeit mit den französischen der Achtzigerjahre als Kinder freimaurerischen Geistes erkenntlich. September 1927 hielten die Freimaurer einen Kongreß in Wien ab, der hauptsächlich die Entfernung der christlichen Ehegesetzparagraphen zum Ziele hatte. Sie gründeten dafür einen eigenen „*Bund für Menschenrechte*“. Daß ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt wurden, dafür zeugt die Abstimmung im österreichischen Parlament 1929, bei welcher zum erstenmal die Mehrheit für die Abschaffung dieser Paragraphen stimmte, so daß ernstliche Gefahr besteht, daß in Bälde auch Österreich christentumfeindliche Ehegesetze erhält. Und dabei hat es fast den Anschein, als ob die Freimaurerei in Österreich von den berufenen Stellen zu wenig gekannt und in ihrer Gefährlichkeit vollkommen unterschätzt werde.

All diese Bemühungen der Gegner mußten bei den Wienern um so eher Erfolg haben, weil diese seit Menschengedenken *keinen festen religiösen Untergrund* hatten. Es war der Josefinismus äußerlich kaum überwunden, da begann der Liberalismus mit seinem positiven und negativen Indifferentismus seine Herrschaft, die er an drei Jahrzehnte lang ausübte. Dabei waren früher die *Seelsorgerposten* in Wien vielfach nicht glücklich besetzt. Seit Jahrzehnten litt Wien unter schreiendster Priesternot. Dies hatte zur Folge, daß vielfach schon gebrechliche Männer, die den Riesenaufgaben moderner Großstadtseelsorge nicht mehr gewachsen waren, noch wichtige Posten versehen mußten, während als Katecheten oft Priester angestellt wurden, die den Kindern weder Glaubensklarheit noch Glaubensfreude beizubringen verstanden. Die untersten Schulklassen aber hatten als Religionslehrer in der Regel überhaupt keinen Priester, sondern nur einen weltlichen Lehrer, der vielfach von liberalen Professoren erzogen worden war.

Unter diesen Umständen erklärt es sich leicht, daß der Gottesdienst zumeist schlecht besucht war, während der Sakramentenempfang arg vernachlässigt wurde. Männer konnte man — bevor P. Abel seine Tätigkeit in Wien begann — in den Kirchen überhaupt nicht viele sehen. Seit ungefähr 20 bis 30 Jahren hob sich allerdings das religiöse Leben langsam, aber nur so weit, daß man bei Kriegausbruch die Zahl der wirklich praktizierenden Katholiken auf ungefähr 10% schätzen konnte.

Nun kam der *Krieg*. Schlau, wie die Helfershelfer Satans schon sind, wußten diese die Schuld an all dem Elend und dem Hunger und vor allem den Blutopfern auf die Religion zu schieben. Bald nach dem Umsturz, da fast die gesamte Bevölkerung ihre Zeitungen las, gelang ihnen dies in hohem Maße.

Als die Gegner sich plötzlich als die Herren der Situation erblickten, setzten sie ihre Angriffe in verstärktem Maße fort. Wie bekannt, erreichten diese in Wien einen solchen Grad, daß vielen Katholiken wie in den ersten Zeiten des Christentums das praktische Bekenntnis zum katholischen Glauben sogar die Existenz kostete.

So bot Wien dem aufmerksamen Beobachter das Bild einer Gegend, in der der wahre katholische Glaube ein schmerzliches Erlebnis nach dem andern hatte und vor allem seinen Einfluß auf die Öffentlichkeit immer mehr einbüßte. Waren der Kirche gegen Kriegsende und unmittel-



bar darauf Tausende durch die verschiedenen *Sekten* verloren gegangen, die mit Lebensmittelpaketen oder Geld wirksame Propaganda trieben, so setzte hernach ein förmlicher Generalsturm gegen die katholische Religion vom „*Freidenkerbund*“ ein, dem Zehntausende zum Opfer fielen. Insgesamt hat das katholische Wien auf diese Weise innerhalb zehn Jahren an 150.000 Gläubige verloren. Die führende sozialdemokratische „*Arbeiterzeitung*“ schrieb denn auch: „Mit dem Blei in der Hand kann man bereits ausrechnen, bis zu welchem Zeitpunkt die katholischen Gotteshäuser in Wien überflüssig sein würden.“ Der rote Parteiführer Winter bezeichnete in einem Zukunftsroman den ehrwürdigen, herrlichen Stephansdom als „Viktor-Adler-Halle“. — Wien war verloren, ist auch heute noch verloren, wenn nicht eifrig und planmäßig und zugleich großzügig dem Unglauben entgegengearbeitet wird. Unter solchen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß man sich die Rettung versprach von einer allgemeinen, gut durchgeführten Volksmission.

Der Schreiber dieser Zeilen hatte sich selber wiederholt überzeugen können, wie durch solche Volksmissionen eine Reihe von Städten für den katholischen Glauben entweder zurückgewonnen wurden oder wenigstens eine bedeutende Stärkung des katholischen Lebens erfuhren. Wenn also ein Mittel durchschlagenden Erfolg herbeiführen konnte, dann eine richtig durchgeführte Volksmission. — Aber zunächst waren die Hoffnungen, eine solche zu ermöglichen, noch sehr gering. Städte wie München und Berlin hatten zwar ihre Gesamtmissionen gehabt; aber diese brauchten sich auf höchstens eine halbe Million Katholiken und kaum 50 Kirchen zu erstrecken. Hier in Wien hatte man's mit 1½ Millionen Katholiken zu tun und mehr als 100 Kirchen! Woher so viele geeignete Missionäre nehmen? Wie die nötigen Geldmittel beschaffen? — Obendrein war die Mission in Wien 1919, bei welcher in zwei Abschnitten Missionen in 60 Kirchen gehalten worden waren, von sehr geringem Erfolg begleitet gewesen. Kein Wunder, daß selbst die kirchlichen Kreise, die sie herbeischnen mußten, eine gründliche große Volksmission in Wien einfach für ein Ding der Unmöglichkeit hielten. Da half nur ein Gedanke: Wo die Not der Seelen derart drängt, muß Gott, dem an den Seelen alles liegt, zum Erfolg verhelfen, wenn wir tun, was in unseren Kräften steht! — Und er half!

Der erste Hoffnungsstrahl leuchtete auf bei einem dreitägigen Kongreß der Volksmissionäre, der im Sommer 1927 in Wien stattfand. Er war von sämtlichen österreichischen Missionsorden besucht. Es herrschte dabei echt brüderliche Stimmung sowie der entschlossene Wille, durch Volksmissionen unserem österreichischen Volk zu helfen. Als nun der Versammlung die Idee von einer gründlichen Missionierung Wiens vorgelegt wurde, löste die Mitteilung hellste Begeisterung aus. Einstimmig war man der Ansicht, durch Zusammenwirken aller Missionsorden sei eine solche möglich. Se. Eminenz Kardinal Piffl, davon in

Kenntnis gesetzt, drückte seine hohe Freude darüber aus und gab gleichzeitig die Erklärung ab, es sei sein dringender Wunsch, daß die Gesamtmissionierung Wiens in Angriff genommen werde.

Nun war es wohl eine Fügung Gottes, daß ein Wiener Missionär das Jahr vorher — 1926 — zur Teilnahme an der Münchner Mission eingeladen wurde. Er benützte diese Gelegenheit, um den ganzen hiezu erforderlichen Apparat zu studieren. Derselbe Apparat konnte und mußte auch in Wien Anwendung finden.

Für die Durchführung selbst schienen folgende *allgemeine Richtlinien* maßgebend:

1. Je einheitlicher gearbeitet wird, desto zielbewußter und gründlicher kann gearbeitet werden. Darum nimmt mit entsprechender Genehmigung ein Missionär die Oberleitung selbst in die Hand.

2. Da die vorbereitenden Arbeiten eine ungewöhnliche Ausdehnung annehmen mußten, dazu oft prompteste Erledigung nötig war und obendrein der ganze technische Apparat so billig als nur möglich zu funktionieren hatte, war die Zuhilfenahme eines technischen Betriebes auf apostolischer Grundlage nötig. Ein solcher fand sich in der Buchhandlung „Verein Volksbildung“, XVIII., Sternwartestraße 9.

3. Um aber möglichst sicher zu arbeiten, wurde ein eigenes Missionärskomitee gegründet und jeder Missionsorden Wiens gebeten, einen Vertreter zu den monatlichen Komiteesitzungen zu entsenden. Dieser Einladung wurde tatsächlich Folge geleistet und so fanden sich allmonatlich je ein Redemptorist, Franziskaner, Kapuziner, Lazarist, Salvatorianer, Steyler Missionär, Dominikaner und Jesuit im Kontor des Vereines „Volksbildung“ zusammen.

4. Noch wichtiger schien die stete Fühlungnahme mit den Wiener Seelsorgern selber. Dem wurde dadurch Rechnung getragen, daß der Leiter des Missionärskomitees die Pfarrer und Kirchendirektoren durch ihren Obmann zusammenrufen ließ und ihnen die verschiedenen Fragen zur Begutachtung vorlegte.

5. Nicht an letzter Stelle war man sich dessen bewußt, daß apostolische Unternehmungen nur dann wirklichen Erfolg zu zeitigen pflegen, wenn sie mit echt christlicher Liebe durchgeführt werden. Darum galt während der ganzen Arbeit auch der Grundsatz: Es sollten Kränkungen irgendwelcher Art so weit als nur möglich vermieden werden.

## II. Die Vorbereitungsarbeiten.

### 1. Beschaffung der Missionäre.

Das schwierigste Problem lag ohne Zweifel in der Beschaffung genügender und geeigneter Missionäre. Diese wurden vor allem erbeten von den österreichischen Missionshäusern. Aber da diese nicht einmal die Hälfte der erforderlichen Missionäre stellen konnten, mußte man ans Ausland denken. So gingen dringende Bittbriefe an die reichsdeutschen Ordensobern, bezw. an die Missionshäuser der Kapuziner, Franziskaner, Jesuiten und Redemptoristen sowie einiger anderer Orden. Für reichsdeutsche Missionäre bedeutete die Teilnahme an der Wiener Mission

aus verschiedenen Gründen wenig Verlockendes. Drum mußten kräftige Motive ins Feld geführt werden. Wohl als das kräftigste davon erschien der Hinweis, daß Wien vor Jahrhunderten das christliche Abendland vor der Türkennot gerettet habe und nunmehr sich Gelegenheit biete, diesen Liebesdienst durch Mithilfe bei der Abwehr des modernen Unglaubens zu vergelten.

Die Bemühungen waren von einem unerwarteten Erfolg gekrönt. In Bälde waren so viele Missionäre zugesichert, daß man die weitgehendsten Ansprüche von Seite der Seelsorger befriedigen konnte.

Nun war es möglich, an die Wiener Seelsorger mit konkreten Vorschlägen heranzutreten.

## *2. Wiener Seelsorger und die allgemeine Mission.*

Im Dezember 1927 wurden sämtliche Pfarrer und Kirchendirektoren in den üblichen Beratungssaal im erzbischöflichen Palais einberufen, um über die grundlegenden Fragen zu beraten. Etwa folgende Gedanken wurden ihnen in einem kurzen Referat vorgelegt:

1. Angesichts der entsetzlich traurigen religiösen Lage Wiens sei es notwendig, etwas Großzügiges zu unternehmen. — 2. Das Beispiel Münchens habe gezeigt, daß am schnellsten und am sichersten eine religiöse Auf-rüttelung erfolge durch eine gut eingerichtete Volksmission. — 3. Dieselbe müsse mindestens 14 Tage dauern; wünschenswert seien, wo es möglich sei, einige vorausgehende Predigten. — 4. Die Mission könne freilich nur dann tiefgreifenden Erfolg haben, wenn sie in möglichst vielen Kirchen gehalten werde, darum nicht bloß in Pfarr-, sondern auch in Kloster- und Filialkirchen. — 5. Die Durchführung sei möglich, weil die nötige Anzahl der Missionäre schon so gut wie sichergestellt sei. — 6. Es sei zweckent-sprechend, nicht alle Kirchen in demselben Zeitabschnitt, sondern in zwei aufeinanderfolgenden zu missionieren, weil nur so alle Kirchen mit tüchtigen Kräften versehen werden könnten. — 7. Als Zeitpunkt sei am günstigsten die Zeit vom 3. bis 18. November, bezw. vom 24. November bis 9. De-zember.

Während in allen anderen Fragen völlige Übereinstimmung herrschte, äußerten manche Seelsorger Bedenken, ob nicht ein anderer Termin, ent-weder der Oktober wegen seiner milderer Temperatur, oder die Fastenzeit ob des ihr anhaftenden Ernstes günstiger sei. Darauf wurde festgestellt: Die Fastenzeit eigne sich für solche Missionen nicht sonderlich aus folgenden Gründen: a) Wäre es unmöglich, für diese Zeit auswärtige Missionäre in nötiger Anzahl zu bekommen. b) Manche Sonntage der Fastenzeit haben bereits schönes Frühjahrswetter. An solchen läßt sich der Großstädter nicht abhalten, aufs Land hinauszu ziehen, und so gehen die kostbarsten Missionstage verloren. c) Nach einer Fastenmission ist kaum mehr recht Zeit, um die während der Mission geschaffenen Einrichtungen feste Wurzel fassen zu lassen. — Gegen den Monat Oktober hinwieder spreche die Tat-sache, daß zu dieser Zeit alle Garten- und Schrebergartenbesitzer noch voll zu tun haben und sich daher für den Besuch der Mission nicht Zeit nehmen würden. — Tatsächlich hätte das Missionswetter im November 1928 gar nicht besser sein können.



Wie erwähnt, versammelten sich ungefähr alle Monate die Vertreter der verschiedenen Missionsorden zu Beratungen. Den ersten Gegenstand bildeten „*Die Missionskirchen*“. Sollte sich die Mission auf möglichst viele Seelen erstrecken, dann mußte möglichst vielen die Gelegenheit zum Anhören der Missionspredigten geboten werden. Außerdem mußte die Teilnahme möglichst erleichtert werden dadurch, daß man nicht weit zu gehen hatte und womöglich Sitzgelegenheit besaß. Dazu war nötig, alle halbwegs hiefür geeigneten Kirchen und Kapellen ausfindig zu machen. Um wieder mit konkreten Vorschlägen den Seelsorgern die Arbeit zu erleichtern, wurde diese Arbeit vom Missionärskomitee besorgt. An der Hand des Schematismus wurden in mehreren Sitzungen die einundzwanzig Bezirke Wiens durchgegangen. Ca. 110 Stellen wurden für besonders geeignet befunden; diese wurden der Versammlung der Wiener Seelsorger zur Stellungnahme vorgelegt. Zum Teil mündlich, zum Teil schriftlich wurden sämtliche Pfarrer oder Kirchendirektoren Wiens befragt: 1. ob sie bestimmt Mission wünschten; 2. ob beim ersten oder zweiten Termin; 3. ob spezielle Wünsche bezüglich des Missionsordens bestünden; 4. wie viele Missionäre benötigt würden.

Nun konnte gleich an die Aufteilung der Missionskirchen unter die verschiedenen Orden geschritten werden. In einer Missionäre-Sitzung wurden die verschiedenen Missionskirchen der Reihe nach genannt; für die schon ein bestimmter Wunsch vorlag, brauchte nichts mehr bestimmt zu werden. Die übrigen wurden der Reihe nach unter die vertretenen Missionsorden aufgeteilt. Daraufhin wurden die Pfarrer von der getroffenen Auswahl verständigt mit dem Bemerken, gegenteilige Wünsche zu äußern. Im großen und ganzen blieb es bei den Vereinbarungen, nur einige Verschiebungen wurden im Laufe der Monate noch notwendig.

### 3. Die Normalpläne.

Bei Missionen wird der Plan gewöhnlich vom Missionsleiter im Einvernehmen mit dem betreffenden Pfarrer festgelegt. Bei einer so folgenschweren Mission, wie die in Wien es werden sollte, schien es ratsam, sämtlichen Missionsleitern und Seelsorgern bereits Entwürfe für einen praktischen Missionsplan vorzulegen. Solcher Entwürfe wurden vom vorbereitenden Missionskomitee zwei ausgearbeitet, bezw. durchberaten, und zwar solche Pläne, die von österreichischen Missionären bereits seit einiger

Zeit mit gutem Erfolg verwendet worden waren. Der eine berücksichtigte eine Volksmission von 14 Tagen, bei welcher immer Männer und Frauen gleichzeitig als Teilnehmer gedacht sind. Dieser Plan eignet sich vor allem für sehr laue Gemeinden, wo zu erwarten steht, daß das Gotteshaus nur unter diesen Bedingungen ordentlich gefüllt und die für die Mission so wertvolle Massenwirkung erzielt wird. Ebenso für sehr geräumige Gotteshäuser, wenn zu befürchten wäre, daß sie bei getrennten Geschlechtern den Eindruck der Leere erweckten. Der zweite Missionsplan sieht für die zweite Woche wenigstens vier Predigten vor, die nur der Männerwelt zugänglich sind. Er verdient den Vorzug überall dort, wo man es mit eifrigen Katholiken zu tun hat oder das Gotteshaus verhältnismäßig wenig Raum bietet. Pläne mit vollständiger Trennung nach Geschlechtern in den zwei Wochen schienen nicht nötig, weil sie voraussichtlich sich nur für wenige Kirchen geeignet hätten. Weiters wurden im allgemeinen für beide Wochen täglich drei verschiedene Predigten vorgesehen, wovon die kurze Frühpredigt von demselben Pater zweimal zu halten war, morgens und am ersten Vormittag. Beide Pläne sahen auch eine bestimmte Aufteilung der Themata vor, wie sie dem Wiener Charakter zu entsprechen schienen. Auch diese Pläne wurden dem Pfarrerkomitee vorgelegt und dann sämtlichen Missionsleitern zugeschickt. Tatsächlich wurden sie mit nur wenigen Ausnahmen ziemlich genau eingehalten, wie sich's zeigte, nur zum Vorteil der Mission. Die zweite Frühpredigt wurde im Stephansdom auf  $\frac{1}{2}$  1 Uhr mittags verlegt, weil man annahm, daß von den Zehntausenden, die in der Nähe entweder in den Geschäften oder Kanzleien beschäftigt sind, manche die Mittagspause auch zur Anhörung einer Missionspredigt benützen würden. In der Tat wurde diese bald zu einer der besuchtesten Missionspredigten.

#### 4. Die „Weisungen“.

Noch notwendiger schien es, die ausländischen Missionäre mit dem Charakter der Wiener vertraut zu machen. Dieser ist ja vollständig verschieden z. B. von dem des Norddeutschen, aber auch des Bayern oder des Nordböhmen. Auch konnte es nur zum Vorteil sein, wenn die Missionäre im voraus die furchtbaren seelischen Schwierigkeiten kennen lernten, mit denen sich der Wiener Katholik von heute auseinanderzusetzen hat. Diesem Bedürfnis sollte entsprochen werden durch sogenannte „Weisungen“, die im allgemeinen in Anlehnung an die bei der Münchner

Mission erschienenen ausgearbeitet und nach Gutheißung einerseits durch das Missionskomitee, andererseits auch durch den Pfarrer-Vorstand und Se. Eminenz an sämtliche ausländische Missionäre versendet wurden.

Dem Naturell des Wiener wird darin nachgerühmt, daß es „nicht kalt berechnend, sondern edel und hochherzig sei, dabei eine starke Betonung des Gemütes aufweise, weshalb der Wiener Wohlwollen und Hochschätzung verdiene und mit Güte und Geduld behandelt werden müsse.“ Die Schattenseiten werden nicht verschwiegen. Als eine der unangenehmsten und folgenschwersten wird eine oft unglaubliche Unwissenheit und Unsicherheit in religiösen Fragen bezeichnet. Die Missionäre erfahren darin auch, daß die Katholiken Wiens mit nur geringen Ausnahmen freisinnige oder sozialistische Blätter lesen, ein Umstand, der leider auch für die Zukunft wenig Hoffnung gibt.

Zu den besten Laienaposteln zählen bekanntlich die Schulkinder. Von dieser Überzeugung ausgehend, trat man an den Wiener *Katechetenverein* heran und bat um die Förderung der Missionsvorbereitung durch die Schulkinder. Dieser lud zunächst den Leiter des Missionskomitees zu einer Ausschusssitzung ein, bei welcher derselbe die Richtlinien für die Mitarbeit anzugeben hatte. Aber auf einstimmigen Beschluß des Ausschusses wurden später sämtliche Katecheten Wiens zu einer außerordentlichen Versammlung zusammengerufen, bei der sie ganz konkrete Winke für diese wichtige Arbeit erhalten sollten. Diese Winke wurden als ausgeführte „Missionskatechese“ auch gedruckt und hernach auf Kosten des Katechetenvereines sämtlichen Religionsunterricht erteilenden Lehrpersonen Wiens zugesendet (erhältlich beim obgenannten Verlag „Volksbildung“).

##### 5. Das gedruckte Wort im Dienste der Missionsvorbereitung.

Die Seelsorge von heute stellt den Priester vor Aufgaben, an die man früher nicht einmal gedacht hätte. Das gilt besonders für die Durchführung einer Mission in der Großstadt oder in einem Industrieort. In früheren Jahrzehnten verkündete der Seelsorger von der Kanzel herab: „Es kommen die Missionäre zu uns. Erscheint zu den Predigten! Legt eine Missionsbeicht ab!“ Dies genügte. Denn die Pfarrkinder waren ja fast vollzählig anwesend, zum mindesten war jeder Haushalt vertreten. Heute findet sich dieser ideale Zustand fast nirgends. Am wenigsten in einer Wiener Pfarre. Drum mußte man an die Familien wie Einzelpersonen heranzukommen suchen durchs gedruckte Wort. Es war nun längst Brauch geworden, zur Vorbereitung von Stadtmissionen Missionsschriften in die Familien tragen zu lassen. Für Wien beschlossen die Seel-



sorger, deren wenigstens drei verschiedene nebst der gedruckten Missionsordnung den Pfarrkindern zuzustellen. Der Verfasser hatte keine ganz leichte Aufgabe. Diese Schriften, „*Friedensengel*“ genannt, sollten einerseits die landläufigsten Einwände gegen Religion und Kirche schon vorwegnehmen, andererseits in den breitesten Massen echte Missionssehnsucht wecken. Es schien darum am aussichtsvollsten, echt volkstümliche Schreibweise mit häufiger Anwendung von Vergleichen und Einstreuung von konkreten Zügen vorherrschen zu lassen.

Das schlimmste Wort auf die Missionseinladung lautet: „Die Mission geht mich nichts an!“ Drum gleich an der Spitze der ersten Nummer: „Die Mission geht auch Dich an!“ Im weiteren wird aufgezeigt, was die Mission eigentlich ist: Über die größten und wichtigsten Lebensprobleme legt sie nicht Hypothesen vor, sondern was unumstößlich feststeht. Auf dem Wege der religiösen Wahrheiten bringt sie echtes Glück in die Seele, auch dorthin, wo das Glück geschwunden ist. Nach einem ernsten Appell, mit dem Lebensglück kein frevles Spiel zu treiben, wird mit dem bekannten eindrucksvollen Gedicht „Der Herr klopft an“ geschlossen. Die zweite Nummer weist kurz und kräftig die üblichen Schlagler der Abfallsapostel zurück. Ein besonderes Kapitel behandelt das hundertmal zu Abfallszwecken mißbrauchte „Waffensegnen“. Die beste Widerlegung der Einwände sind geistig hochstehende Konvertiten. Drum folgen einige hervorragende Vertreter aus unseren Tagen. In der dritten (Schluß-) Nummer spricht noch der Oberhirte, Kardinal Dr. Piffl, ein kräftiges, aber liebevolles Wort der Einladung. Darauf werden noch die letzten Ausflüchte entkräftet. Den Schluß bildet die oratio 22: pro remissione peccatorum in deutscher Fassung. Dieser Nummer war, um einem vielfachen Wunsch entgegenzukommen, auch das genaue Verzeichnis sämtlicher Missionskirchen beigegeben. (Sämtliche drei Nummern erscheinen für allgemeinen Gebrauch umgearbeitet binnen kurzem im obgenannten Verlag „Volksbildung“). — Wenn ein Schluß von der Nachfrage auf die Verwendbarkeit erlaubt ist, dann hat der „*Friedensengel*“ seine Aufgabe erfüllt. Denn er mußte in fünfmal höherer Auflage, als man ursprünglich erwartet hatte, gedruckt werden, jede Nummer in ca. 350.000 Stück. Gewaltige Arbeit wurde dabei auch im Verlag „Volksbildung“ durch die Verpackung, Versendung und Verrechnung geleistet.

Das große Seelsorgsblatt Wiens, „*Das Wiener Kirchenblatt*“, beschloß ebenfalls, sich ganz in den Dienst der Mission zu stellen. Enthielten die Nummern vor der Mission wenigstens Stimmungsartikel, so figurierten, um dies hier gleich zu erwähnen, die während der Mission erscheinenden schon äußerlich als „*Missionsnummern*“. — Wertvolle Arbeit im selben Sinne leistete die Monatsschrift „*Volksseele*“ des Kanisiuswerkes, das übrigens auch „Die Christkönigs-Woche“ zur großen Werbewoche für die Mission gestempelt hatte. — Die „*Reichspost*“, das führende Tagblatt der österreichischen Katholiken, berichtete vor wie auch während der Mission wiederholt, auch an leitender Stelle.

## 6. Eine Großtat der Laienhilfe.

Bekanntlich hat Pius XI. einmal gesagt: „An manchen Orten kann die Religion nur mehr gerettet werden durch die Mithilfe von Laien.“ Dieses Papstwort gilt von keinem Ort mehr, als von einer modernen Großstadt; erst recht von einer Millionenstadt. Dessen war man sich auch bewußt, als man das schwierige Werk einer Gesamtmission in Wien in Angriff nahm. Hatte es in München eines großen Regiments von 4500 Laienhelfern bedurft, so waren in Wien noch viel mehr vonnöten. Wo sollte man sie suchen? Das lag nahe. Eine solche Opferarbeit im Dienste der Religion konnte fast nur Elitekatholiken zugemutet werden; diese finden sich am ehesten in den religiösen Vereinen, vor allem in den marianischen Kongregationen, die ohnehin Apostelarbeit als Hauptteilaufgabe ihres Mariendienstes betrachten, sowie im III. Orden. In zwei großen Versammlungen wurde die unabweisliche Notwendigkeit einer solchen Laienhilfe im größten Ausmaße dargelegt; gleichzeitig erhielten die Laienhelfer ausführliche praktische Winke. Da bei apostolischen Hausbesuchen oft eine kleine Unvorsichtigkeit den ganzen Erfolg in Frage stellen kann, wurde nach Münchner Muster den Seelsorgshelfern eine gedruckte Anleitung in die Hand gegeben (erhältlich beim Verlag „Volksbildung“). Aus der Organisation der Laienhilfe verdient hervorgehoben zu werden: 1. daß keine Person mehr als 40—50 Haushalte übernehmen durfte, 2. daß über je zehn solcher Helfer, um Unregelmäßigkeiten rechtzeitig zu entdecken und abzustellen, je ein Obmann zur Kontrolle aufgestellt wurde. Diese Laienhelfer hatten nun sämtliche Familien aufzusuchen und mit freundlichen Worten für jeden Erwachsenen die Missionsschriften abzugeben. Solcher Laienapostel waren bald schätzungsweise über 6000 an der Arbeit und diesen vor allem ist der unerwartete Erfolg der Mission zuzuschreiben. Im allgemeinen fanden sie überall freundliche Aufnahme. Eine traurige Ausnahme bildete nur ein von sozialdemokratischen Parteien bewohntes Miethaus der Stadt Wien, in dem die Laienapostel nicht bloß aufs häßlichste insultiert, sondern fast lebensgefährlich bedroht wurden.

## 7. Um die Hilfe von oben!

Wenn es für jedes Werk der Übernatur gilt: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute umsonst“ (Ps. 126, 1), dann war für eine Volksmission, die sich auf nicht weniger als 1½ Millionen Katholiken erstrecken sollte, dazu in einer Stadt, wo der Feind das Geld und

die Macht in der Hand hat, ein Riesenkapital an Gnaden nötig. Man tat auch alles, um möglichst viele Gnadenquellen zu erschließen. Eine der ausgiebigsten sollte bald in Aktion treten. In einem ausführlichen Bittschreiben wandte sich das erzbischöfliche Ordinariat an sämtliche Klöster und Institute der Diözese um möglichst reiche Gebetshilfe. Um den Eifer zu steigern, wurde gebeten, die für diesen Zweck dargebrachten Opfer und Gebete der kirchlichen Behörde bekanntzugeben. — Mit 1. Oktober setzte das öffentliche Gebet um Segen für die Mission ein. Die Priester hatten die Oration pro remissione peccatorum einzulegen, während täglich nach der Hauptmesse mit dem Volke das Gebet „um Segen für die Mission“ (siehe „Missionsblatt“ S. 2 beim Verlag „Volksbildung“) zu verrichten war. In Wirklichkeit beteten mit den Wienern die Katholiken des halben Österreichs, die Hunderttausende der kleinen Leser des Kinder-Kirchenblatt, ganze Klöster in Deutschland und der Schweiz; auch die „Resl von Konnersreuth“ schenkte ihre Gebete zur damaligen Zeit der Wiener Mission. Obendrein schickten Hunderte von Priestern das wirksamste Bittgebet zum Himmel, indem sie die heilige Messe um reichen Segen für die Mission darbrachten. Der Ordensgeneral der Gesellschaft Jesu ließ allein in dieser Meinung 1300 heilige Messen aufopfern! Selten hat man einen derartigen Gebetssturm entfesselt; aber die große Sache war dessen wert.

#### 8. Der Finanzplan.

Noch ein anderes Kapital war nötig. Ein so gewaltiges Seelsorgsunternehmen erforderte auch gewaltige Geldsummen. Dessen war man sich im vorhinein klar. Darum hieß es, sich nach Geldquellen umsehen. Die allernächste Geldquelle war für jede Missionskirche innerhalb des eigenen Wirkungsfeldes gelegen. Unter anderen edlen Eigenschaften besitzt der Wiener eine weitgehende Freigebigkeit. Tatsächlich liefen in den meisten Missionskirchen so viele Beiträge ein, daß alle Auslagen gedeckt wurden. Freilich mußte man vielerorts auch damit rechnen, daß nicht annähernd die erforderlichen Kosten in der Missionskirche selbst aufgebracht würden. Für diese mußte ein „*allgemeiner Missionsfonds*“ geschaffen werden. Um seine Höhe einigermaßen zu bestimmen, ging an sämtliche Missionskirchen ein Fragebogen hinaus, in dem sie (nebst anderen Fragen z. B. über Kost und Quartier für die Missionäre) auch das zu erwartende Defizit anzugeben hatten. Nach den eingelaufenen Angaben mußte ungefähr



ein Betrag von 20.000 S als „allgemeiner Missionsfonds“ aufgebracht werden. Über den Weg dazu war man leicht im Klaren. Der Leiter des Komitees erließ im „Wiener Kirchenblatt“ einen Aufruf um Beiträge zur Deckung der Missionsunkosten. Gleichzeitig erklärte sich sein Herausgeber Msgr. Mörzinger bereit, der gesamten Auflage — auch für die auswärtigen Leser, im ganzen 100.000 — Erlagscheine beizulegen. Von Zeit zu Zeit wurden die eingelaufenen Spenden bekanntgegeben. So liefen bis Ende der Mission rund 18.000 S ein. Tatsächlich konnten damit einerseits die Reisekosten der Missionäre, soweit dies nicht von Seite der Seelsorger bereits geschehen war, andererseits auch die Abgänge der Pfarrer selber größtenteils gedeckt werden.

### *9. Ein Stadtplan für die Missionäre.*

Da es für einen auswärtigen Missionär eine Erleichterung der Arbeit bedeutet, wenn er schon im vorhinein seinen Wirkungskreis — die benachbarten Kirchen und Gassen — studieren kann, andererseits bei den meisten das Bedürfnis besteht, sich die Sehenswürdigkeiten einer fremden Stadt anzusehen, wollte man den auswärtigen Missionären noch in besonderer Weise dadurch entgegenkommen, daß man fast jedem, wenigstens jeder Missionsgruppe einen Stadtplan von Wien übergab. Im ganzen wurden an die ausländischen Missionäre 110 Stück verteilt.

### *10. „Mission“ auf den Plakatsäulen.*

Unmittelbar vor Beginn der Mission erschienen auf 1000 öffentlichen Anschlagtafeln sowie an 1500 anderen Orten große (95 : 60 cm) Plakate, in schreiendem Rot gehalten, mit folgendem Text: „Bleib' stehen und lies! Volle Klarheit über die brennendsten Lebensfragen, wahre Freiheit vom Bann des Bösen, reines Glück im Besitz des Gottesfriedens, die höchsten Güter — verschafft die große Volksmission 3. bis 18. November und 24. November bis 9. Dezember 1928 in den katholischen Kirchen Wiens. — Komm' bestimmt! Bring' andere mit!“ — Diese Plakate konnten kaum übersehen werden und führten wohl viele ins Gotteshaus. Einstimmig war diese Aktion von den Wiener Seelsorgern beschlossen worden.

## **III. Verlauf der Mission.**

### *1. Der Generalplan.*

Mit Samstag, 3. November abends, setzte die Mission ein. Die Gesamtmission bot folgendes Bild:

1. *Nach den Bezirken* verteilt fanden Missionen (beide Termine berechnet) statt: I. Bez.: 5; II. Bez.: 5; III. Bez.: 9; IV. Bez.: 3; V. Bez.: 5; VI. Bez.: 3; VII. Bez.: 4; VIII. Bez.: 4; IX. Bez.: 4; X. Bez.: 5; XI. Bez.: 5; XII. Bez.: 5; XIII. Bez.: 11; XIV. Bez.: 2; XV. Bez.: 3; XVI. Bez.: 4; XVII. Bez.: 3; XVIII. Bez.: 9; XIX. Bez.: 7; XX. Bez.: 3; XXI. Bez.: 10.

2. *Nach den Terminen*: Beim I. Termin 3. bis 18. November: In 73 Kirchen durch 176 Missionäre; beim II. Termin in 36 Kirchen durch 79 Missionäre.

3. *Nach Missionsorden*: Dominikaner 6 Kirchen mit 14 Patres; Franziskaner 9 Kirchen mit 17 Patres; Jesuiten 27 Kirchen mit 57 Patres; Kapuziner 14 Kirchen mit 35 Patres; Lazaristen 12 Kirchen mit 28 Patres; Oblaten des heiligen Franz von Sales 1 Kirche mit 3 Patres; Pallottiner 1 Kirche mit 2 Patres; Redemptoristen 26 Kirchen mit 62 Patres; Salesianer 1 Kirche mit 1 Pater; Salvatorianer 5 Kirchen mit 9 Patres; Steyler 6 Kirchen mit 12 Patres; Tröster von Gethsemani 1 Kirche mit 3 Patres; Weltpriester mit 2 Patres. — Zusammen 109 Kirchen mit 245 Missionären.

## 2. Die Eröffnung.

Dank der wochen- und monatelangen Vorbereitung war ein gewisses heiliges Verlangen nach den Gnadentagen der heiligen Mission geweckt worden. Dieses zeigte sich gleich bei der Eröffnung. Eine Anteilnahme, die gar niemand erwartet hatte, war fast überall bei der feierlichen Eröffnung festzustellen. Darüber einige *Momentaufnahmen*:

*Der Verkehr stockt.* Die Glocken von St. Stephan beginnen feierlich zu läuten. Vom erzbischöflichen Palais bewegt sich ein großer Zug von Jungmännern, Männern und Frauen zum Hauptportal des ehrwürdigen Domes. Die Autos stoppen, die Neugierigen bleiben stehen. Der Dom beginnt sich mit Menschen zu füllen. Eine große Volksmenge bildet Spalier. Die Dom- und Kurgeistlichkeit unter Vorantritt dreier ehrwürdiger Missionäre zieht zum Hochaltar. Das Brausen der Orgel läßt die Menschen innerlich erschauern. Eine ehrwürdige Missionärgestalt betritt die Kanzel: „Siehe, nun ist die gnadenreiche Zeit, die Tage des Heiles.“

*Aufgescheucht.* Wer die Worte des Friedens hören will, muß etwas guten Willen mitbringen. Es gibt Menschen, die sich in ihrem Innern unruhig fühlen und gerade deswegen jede Gelegenheit ängstlich meiden, in ihrer vermeintlichen Ruhe gestört zu werden. Einige Damen und Herren sah ich, die sich nur einige Augenblicke die ergreifenden Worte des ehrwürdigen Redners anhörten. Eine flüsterte leise: „Komm, wir wollen gehen, ich kann das nicht hören — —.“ Andere besahen sich die Titel der Vorträge, lasen und gingen weiter. — — Und draußen jagt die Welt vorbei, und ahnt nicht, wo der Friede sei.

\* *Das Höhnen des Verhetzten.* In der Arbeiterpfarrei der Salvatorianer (Kaisermühlen) gestaltete sich der Empfang der Missionäre zu einer großen katholischen Kundgebung des Bezirkes. Sie nahm einen ruhigen Verlauf. Wenn einer spottend niederkniete, um damit die Kundgebung zu verhöhnen, so brachte das die stimmungsvolle Prozession nicht in Unordnung. Die Tage der Mission wollen keinen Kampf. Sie wollen den Frieden. „Kommet alle“ ist die Einladung, die an jeden ergeht, die gerade auch den Kirchenfremden und -fernen gilt. — Die stramme Pfadfindergruppe, die tapferen Reichsbündler, Turnverein und Männerbund sind zahlreich im Zuge vertreten. Leuchtende Fackeln, Musik, mutige Freude.

*Bretteldorf.* In der vielumstrittenen Siedlung Bretteldorf. In dem stimmungsvollen Russenkirchlein ist erste Missionspredigt. Gerne sind sie gekommen, die schlichten Leutchen aus den armen Häuschen, um den

erhebenden Worten des einfachen Missionärs zu lauschen. Er war selbst früher Arbeiter, ist als Tischlergeselle durch Österreich und Deutschland gezogen. Heute ist er Missionär und vielgesuchter Exerzitienmeister. Er kann wahrhaftig in der Seele des Arbeitervolkes lesen.

*St. Leopold in Wien, II. Bezirk. — Die Kirche zu klein.* Der Anfang der Mission war vielverheißend. An der Ecke Pazmanitengasse—Am Tabor erwartete ein überaus langer Zug von Männern und Frauen mit brennenden Kerzen (es mögen 1500—2000 Personen gewesen sein) die Missionäre. Der Zug gestaltete sich sehr schön und wirkungsvoll. Eine große Menschenmenge bildete Spalier oder begleitete den Zug, eine feierliche Stimmung lag über dem Ganzen, welche sich durch die Musik und die religiösen Lieder, die gesungen wurden, erhöhte. Nach Ankunft in der Kirche und den Einleitungsfeierlichkeiten wurde sowohl innerhalb der festlich geschmückten Kirche als auch auf dem Platze vor derselben Predigt und Segen gehalten, da die Kirche die Zahl der Gläubigen bei weitem nicht zu fassen vermochte. Erfreulich ist besonders auch die Teilnahme sehr vieler junger Leute. Heute Sonntag hatten sich zur Kinderpredigt viele Kinder eingefunden; es war herzerquickend zu sehen, wie die Kinder den Ausführungen des Missionärs folgten und ihr Verständnis und ihre Teilnahme bekundeten.

*Jubiläumskirche (Donaustadt). — Die Kleinen kommen.* Samstag den 3. November um  $\frac{1}{2}$  3 Uhr läuteten die vier Glocken der Jubiläumskirche. Sie rufen die Kinder; diese müssen die ersten sein, wie es der Heiland wünscht: Lasset die Kleinen zu mir kommen.

Ob sie auch kommen werden? fragten wir uns etwas bange. Ob sie nicht den Tag und die Stunde vergessen haben? . . . Ob nicht manche Eltern ein Verbot . . . , doch nein, da kommen sie angerückt, einzeln, in Gruppen, in ganzen Scharen, und füllen die Kirche. Auch Eltern erscheinen.

In lautloser Stille, mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschen die Kleinen den einfachen Worten des Missionärs. Manchmal leuchten ihre Augen freudig, begeistert auf. Ja, der Missionär spricht zu ihren Herzen, weil es ihm selbst von Herzen kommt. Und sie werden zu Hause den Vater bitten, keine Missionspredigt zu versäumen, nein, er muß mitkommen. er muß hören, er muß das sehen und im Herzen drinnen fühlen, wie Gott so *sonderbar* mit einem spricht in der Mission . . .

Volle dreiviertel Stunden sitzt das sonst so unruhige kleine Völkchen da und wird nicht müde, dem Missionär zuzuhören. Und als nach einem feierlichen Segen mit dem Allerheiligsten die Andacht beendet ist, sagt ein Knabe bedauernd zum andern: „Wie, ist es schon aus?“ . . . Der Anfang ist gemacht. Gott segne die Kleinen!

*Die Großen kommen.* Drei Stunden später. Wieder läuten die Glocken, lange und eindringlich. Sie haben heute einen besonderen Klang; sie verstehen heute die Wichtigkeit ihres hohen Amtes, die Menschen in das Gotteshaus zu rufen.

Und sie haben Erfolg. Die Donaustädter kommen. Männer und Frauen, Burschen und Mädchen. Immer dichter füllen sich die großen Räume des mächtigen Gotteshauses. Es sind keine Hunderte mehr; es sind schon Tausende.

Jetzt naht der spannende Augenblick: die Missionäre ziehen ein. Ihnen voran schreitet der Konvent der Trinitarier in ihrem malerischen Ordensgewand, das blaurote Kreuz auf dem weißen Skapulier.

Da recken sich die Donaustädter, sie wollen die Missionäre sehen; es sind Jesuiten und die muß man doch genau betrachten. Jetzt legt ihnen der Pfarrer an den Stufen des Hochaltars die Stola um den Hals und steht einer von den dreien auf der Kanzel. Eine Befürchtung beschleicht uns: Wird man seine Stimme in den weiten, dichtgefüllten Hallen deutlich vernehmen? . . . Doch schon beim ersten Wort atmet man erleichtert auf, eine klare, mächtige Stimme ertönt. Die Männer nicken sich befriedigt zu:



„Den versteht man bis zum letzten Winkel“, und mit doppelter Freude hören sie nun zu.

Aber nicht auf jedem Gesicht glänzte die Freude. Man sah Gesichter, die man noch nicht in der Kirche erblickte. Gesichter, die ein bißchen spöttisch dreinschauten, die aber dann erst den Ausführungen des Predigers folgten. Das waren wohl Augustinusseelen . . . Ging er doch auch, jener stolze Professor Augustinus in den Dom von Mailand und hörte die Reden des heiligen Bischofs Ambrosius an. Nicht als gläubiger Christ ging er hin, nein, als eitles *Weltkind*, als *Zweifler* an jeder Wahrheit, als Heide. Während er nun den Bischof als gepriesenen Redner bewundern wollte, drang die ewige Wahrheit des Christentums tief in seine Seele. Gebe Gott, daß die Mission, die so schön begonnen, vielen Augustinusseelen den Weg zur Wahrheit weise!

*Favoriten.* — *Der Festzug.* Schon am späten Nachmittag des vergangenen Samstages herrschte auf dem weiten Antoniusplatz reges Leben. Vom Portal der Kirche her erklangen die mächtigen Weisen der strammen Jungmännerkapelle St. Anton. Diesmal wollten die metallenen Zungen der Instrumente Apostelstimmen ersetzen, um der neugierig aufhorchenden Bevölkerung des Bezirkes die frohe Missionsbotschaft zu verkünden. Ganz besondere Aufmerksamkeit ernteten die jüngsten der Musiker, die zur Ehre Gottes auch schon wacker mitbliesen.

Im Nu sammelte sich auch schon eine vieltausendköpfige Menschenmenge, während sich der Festzug der Pfarrgemeinde formierte, der unter Begleitung der Pfarrgeistlichkeit die Missionäre von ihrem Quartier in der Waldgasse abholte. Eine unübersehbare Menschenmenge flankierte die Missionäre und ließ sich auch durch das Schreien gegnerischer Kolporteure nicht abhalten, dem Festzug bis in die Kirche zu folgen. Besonders stark war hiebei — ein erfreuliches Zeichen für den religiösen Aufstieg des Bezirkes — die Männerwelt vertreten! (cf. „Leuchte“ Nr. 2 ff.)

### 3. Eine gemeinsame Kundgebung der Missionäre.

*Am Grab des Wiener Heiligen.* Die Wiener Mission war ein ebenso notwendiges als schwieriges Werk. Da galt es aus allen Gnadenquellen zu schöpfen. Eine solche besitzen die Wiener am Grab des Heiligen, der vor mehr als hundert Jahren das damalige Wien aus dem Todesschlummer des Josefinismus aufzurütteln versuchte und zum Teil auch vermochte, des heiligen Redemptoristen *Klemens Hofbauer*. Montag, 5. November, 10 Uhr, versammelten sich die 176 Missionäre an seinem Grab in der Kirche Maria Stiegen. Der Redemptoristen-Provinzial sprach mehrere Gebete vor und gab dann den sakramentalen Segen. Bei dieser Gelegenheit wurden noch einige praktische Seelsorgswinke gegeben.

Gleichsam mit dem Segen des großen Wiener Apostels ausgerüstet, begaben sich alle Missionäre zu einem *gemeinsamen Empfang in das erzbischöfliche Palais*. Der seeleneifrige Kardinal Dr. Piffl war sichtlich ergriffen beim Anblick so vieler apostolischer Männer, die im Begriffe standen, sein liebes Wien zu retten. Er bat um Eifer und Geduld und Klugheit bei seinen Wienern. Er wies — wie es übrigens in den „Weisungen“ schon geschehen war — noch einmal darauf hin, daß man bei den Wienern mit Güte mehr erziele als mit Härte. Dann erteilte er den oberhirtlichen Segen.

Soviel Ordensleute zu gleicher Zeit hat Wien nie gesehen, wohl auch kaum eine andere Stadt, wenn man von Rom absieht. Darum mußte diese

Versammlung im Bild festgehalten werden. Se. Eminenz war sogleich bereit, sich zugleich mit den Missionären im Hofraum des erzbischöflichen Palais photographieren zu lassen. Die Bilder wurden später mit Angabe der Namen im „Wiener Kirchenblatt“ veröffentlicht. (Sind noch erhältlich bei Photograph Frenes, Wien, I., Rotenturmstraße.)

#### 4. Die Kirchen im Festschmuck.

Eine Volksmission bedeutet für die Pfarrgemeinde ein Hochfest, richtiger die höchste Festzeit, die sie mit Gottes Gnade feiern kann. Kein Weihnachtsfest, kein Fronleichnamsfest, keine Sekundiz, nicht einmal eine Primiz bringt den Pfarrkindern so hochwertige geistliche Güter, wie eine gut durchgeführte Mission. Sie schenkt eben das Höchste, die Gotteskindschaft in der Rechtfertigung, oder trifft die denkbar sichersten Vorkehrungen, daß jene erhalten und damit das ewige Glück sichergestellt werde. — Aus diesem Bewußtsein heraus pflegt man für die Zeit der Volksmission das Gotteshaus in denkbar schönsten Schmuck zu kleiden. Der Kirchenschmuck ist eben Ausdruck der Festfreude; er ist aber erfahrungsgemäß auch wirksamer Herold, der zum Besuch des Gotteshauses einlädt. Den Katholiken Wiens gereicht es zu hoher Anerkennung, daß sie diese große Doppelaufgabe der Zier voll erkannten. Wer in den Missionstagen durch die Straßen Wiens fuhr, begegnete jeden Augenblick einer geschmückten Kirche, man erkannte daran die Missionskirchen schon äußerlich. Kaum ein Gotteshaus war ohne Schmuck geblieben. Riesenlange Kränze, mancherorts bis zu 400 m und darüber, waren von opferfreudigen Katholiken, zum meist Mitgliedern katholischer Vereine, in oft wochenlanger Arbeit hergestellt worden. Dazu kamen Inschriften über dem Toreingange in Glühlichtern. So prangte von der Votivkirche her weithin das Lichtwort: Mission! Neben dem Haupteingange in die Schottenkirche grüßte wieder ein auf dieselbe Weise gebildetes großes Kreuz, das wohl manchen ins Gotteshaus hineinzog. Man dachte unwillkürlich an die herrlichen Schriftworte: Benedicite, stellae coeli Domini . . . ligna fructifera et omnes cedri . . . laudent nomen Domini!

#### 5. „Die Leuchte.“

Nach der Mission äußerte sich ein reichsdeutscher Missionär: „Eine Einrichtung, die auch sehr vorteilhaft wirkte und sicher künftig bei Missionen größten Stils nachgeahmt werden wird, war die *Missionszeitung* „*Leuchte*“. Viele wichtige Fragen müssen wegen Zeitmangel unberührt bleiben; andere, die einer gründlichen Behandlung be-

dürften, können auf der Kanzel nur teilweise beleuchtet werden; obendrein, wie viele sind bei den entscheidenden Predigten gar nicht anwesend. Außerdem gibt es ab und zu aktuelle Mitteilungen an die gesamte Teilnehmerwelt. Überdies pflegen laue Katholiken zum Besuch der Mission angespornt zu werden, wenn sie von dem Massenbesuch und der tiefen Ergriffenheit der Zuhörerschaft lesen. Da die Erfüllung all dieser Aufgaben einem großen Tagblatt nicht zugemutet werden kann, ward hiefür ein eigenes Missions-tagblatt gegründet, „Die Leuchte“. Die Schriftleitung besorgten der Jesuit P. Frodl und der Salvatorianer Pater Scheidl. Das Risiko übernahm während des ersten Termins das „Wiener Kirchenblatt“ (Aufl. ca. 16.000), während des zweiten der „Verein Volksbildung“ (Aufl. ca. 10.000). Letzterer ließ, freilich unter schweren finanziellen Opfern, zum Zwecke der Bodenbereitung für das „Kleine Volksblatt“ die „Leuchte“ noch einen Monat über die Mission hinaus erscheinen. Das Missionsblatt erntete allseits hohe Anerkennung (einige Serien von bleibendem Wert sind noch vorrätig beim Verlag „Volksbildung“, Wien, XVIII., Sternwartestraße 9).

#### 6. Massenbesuche.

Der Besuch hielt mit Ausnahme nur weniger Kirchen in voller Stärke an, meist nahm er noch immer zu. Es waren Massenbesuche, wie sie die Wiener Gotteshäuser zu gleicher Zeit selten oder nie erlebt hatten. Ein hoher Würdenträger äußerte sich über den Besuch: „Das hätte ich einfach nicht für möglich gehalten, daß in unsere Kirche so viele Leute hineinzuziehen sind.“ — Im übrigen verliefen die Missionen in der sonst üblichen Art. Einzelne interessante Einzelheiten aus dem Verlaufe der Gesamtmission finden sich im Missionsblatt „Leuchte“. Hier sei nur dankbar hervorgehoben, daß ernste Störungen nirgends vorkamen. Die gegnerische Presse hüllte sich in tiefes Schweigen. Bei der zweifellos herrschenden Missionsstimmung hielt man diese Taktik für das Klügste. Nur die „Arbeiterzeitung“ sowie der „Abend“ unternahmen einige mißglückte Versuche, die Mission zu diskreditieren. Letzterer erklärte z. B. die Gesamtmission als „Weiße Woche“ der katholischen Kirche, um der sinkenden Macht der Kirche wieder aufzuhelfen. Der Jude als Geschäftsmann kennt eben nur „Weiße Wochen“.

#### IV. Das Schlußergebnis.

Eine Volksmission von diesem Umfang bedeutet, wie vorher oft genug hervorgehoben wurde, ein kühnes Wagnis.



Es konnte auch mißlingen. Gottlob zeigte sich aber ein von niemand erwarteter Erfolg. Für die richtige Einschätzung des Erfolges sind bei einer Volksmission weitaus in erster Linie *zwei Fragen* maßgebend: 1. Wie viele Missionsteilnehmer haben die letzte Folgerung aus dem Besuch der Missionspredigten gezogen und haben auch eine Missionsbeicht abgelegt? Und 2. Hatten diese Beichten als Ziel und Wirkung nur eine Reinigung von läßlichen Sünden und die Festigung im katholischen Glaubensleben oder bedeuteten sie eine Abschwörung gegen Satan, die Befreiung von schwerer Sündenschuld, eine grundstürzende Umorientierung zu Gott hin? — Daß diesen zwei Fragen die erste Bedeutung zukommt, erhellt schon daraus, daß das oberste Ziel jeder Seelsorge die Aussöhnung mit Gott, bezw. die Hinführung zu inniger Gottesfreundschaft ist.

Hier die zahlenmäßige Antwort auf die *erste Frage*: Soweit die Zahl der Beichtenden kontrolliert werden konnte, ergaben sich: 184.540:

In obiger Zahl sind nicht mitinbegriffen die Priester sowie die Ordensleute beiderlei Geschlechts. Ebenso sind nicht mitgezählt die beichtpflichtigen Schulkinder und Mittelschüler, die bereits vorher ihre Schulbeichten hielten und bei der heiligen Mission nur zu einem geringen Bruchteil wieder zur heiligen Beicht kamen. Auf diese Weise sind zahlenmäßig etwa 200.000 praktizierende Katholiken festgestellt. Da bei einer Gesamtzahl von 1,420.000 Katholiken im höchsten Fall 1,250.000 Beichtpflichtige anzunehmen sind, wäre hiemit seit der Mission mit etwa 16% Tatkatholiken zu rechnen. Erweist sich diese Zahl im Verhältnis zu dem Ideal und zu dem angestrebten Ziele — Gott will, daß alle Menschen selig werden — noch immer erschreckend gering, so muß man sich die Tatsache vor Augen halten, daß der Prozentsatz der Tatkatholiken sogar vor dem Krieg, in einer Zeit, da die Straßen Wiens von den Beifallstürmen für den christlichsozialen Bürgermeister widerhallten und kaum ein Mensch ob seines religiösen Bekenntnisses behelligt wurde, allgemein noch niedriger angesetzt war. Die Mission hätte also den religiösen Index Wiens trotz Krieg und der beispiellosen Religionshetze der Nachkriegszeit sogar verbessert. — Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch nach Beendigung der Missionszeit noch viele sich zu einer „Missionsbeicht“ einfanden; ein einziger Pfarrer zählte deren 200! Wie viele werden erst in der darauffolgenden Osterzeit diese letzte Missionsfolgerung gezogen haben!

Die *zweite Frage* könnte nur von den Missionären selber richtig beantwortet werden. Diese erklärten nun fast einstimmig, daß sie im Beichtstuhl außergewöhnlich viele Seelsorgsfreuden erlebt hätten, ja einige alte, erfahrene Missionäre meinten, soviel Segen hätten sie noch bei keiner Mission erfahren. Daraus läßt sich schließen, daß bei sehr vielen Missionsteilnehmern eine völlige Umkehr zu Gott stattgefunden habe. — Freilich darf man aus obigen Zahlen nicht mehr folgern, als in der Natur der Sache liegt. Daraus, daß ein Mensch einmal den Anschluß an die Kirche gesucht und betätigt hat durch Empfang der heiligen Sakramente, folgt leider nicht immer, daß er auch schon die moralische Stärke aufbringt, ständig in Verbindung mit der Kirche zu bleiben durch die regelmäßige Teilnahme am kirchlichen Leben, am heiligen Opfer und den heiligen Sakramenten. Aber er ist der Kirche näher gekommen und sucht leichter wieder den vollen Anschluß, besonders in der ernsten Stunde des Todes. — Noch weniger ist zu erwarten, daß der mit dem lieben Gott Ausgesöhnte leichterdings noch einen weiteren Schritt tut und — unbekümmert um die rohen Anfehlungen oder gar wirtschaftlichen Verfolgungen von Seite der „Freiheitsvorkämpfer“ — öffentlich als Mitglied katholischer Vereine auftritt, so wünschenswert dies zur kraftvollen Vertretung der katholischen Interessen in der Öffentlichkeit wäre.

Die *übrigen sichtbaren Erfolge* sind nur lückenhaft registriert. So weisen 66 Missionskirchen zusammen an Kommunionen auf 285.284, so daß schätzungsweise in allen zusammen — wieder die heiligen Kommunionen der Ordensleute und Institutszöglinge abgerechnet — in den vier Missionswochen die Zahl sich auf 420.000 belaufen würde. Aus kaum der Hälfte der Missionskirchen wurden die Konversionen mitgeteilt; im ganzen wurden ausgewiesen bei 220. Aber auch hiebei gilt: Die Bewegung hält an. Die der Mission folgenden Wochen sahen eine ungewöhnliche Zahl zur Kirche zurückkehren.

Die weitaus erfreulichste Frucht aber ist die klare Erkenntnis der Seelsorgsaufgaben für die nächste Zukunft. Se. Eminenz hat in einem eigenen Schreiben dem Wiener Klerus deren Durchführung zur Pflicht gemacht. Es sind folgende:

„1. In allen Kirchen und Pfarren sind die *monatlichen Standescommunien* einzuführen.

2. Dementsprechend möge die *Gottesdienstordnung* einer Revision unterzogen werden, so daß die Standescommunien berücksichtigt werden. Vor allem möge bei Festlegung der Predigtstunden darauf geachtet werden,

daß eine dem gläubigen Volke günstige Zeit gewählt wird. Wenn es durchgeführt werden kann, möge an Sonntagen bei jeder heiligen Messe eine kurze Ansprache nach dem Evangelium eingeschaltet werden. Für ausreichende Beichtgelegenheiten am vorausgehenden Samstag und Sonntag früh ist vorzuzorgen.

3. Die Missionen haben gezeigt, daß die Leute dem kirchlichen Leben näher gebracht werden, wenn man ihnen in die Häuser nachgeht. Diese nachgehende Seelsorge wird nur dann ausgeübt werden können, wenn die einzelnen Pfarren in *Sprengel* zerlegt, jeder Sprengel einem Priester (Kooperator, Religionslehrer oder Ordenspriester) zur Betreuung überwiesen wird und möglichst viele *Seelsorgestationen* errichtet werden, selbstverständlich unter Wahrung der pfarrlichen Rechte. Diese Sprengelteilung soll in allen Pfarren Wiens vorbereitet und dann nach Möglichkeit durchgeführt werden. Die hochwürdigen Herren Pfarrer werden angewiesen, über ihre Maßnahmen hinsichtlich obiger Anordnungen an das erzbischöfliche Ordinariat zu berichten.“

Die gewissenhafte Durchführung dieser Programmpunkte, denen sich freilich noch die Zurückdrängung der christenfeindlichen und die Verbreitung der katholischen Tagespresse beigesellen muß, bedeutet aber die Rettung Wiens vor dem religiösen Untergang.

Dies das Endergebnis der gewaltigen Geisterschlacht, die innerhalb der Mauern Wiens zwischen dem Reich des Lichtes und den Mächten der Finsternis sich abgespielt hat. Wenn auch dieser Geisterkampf erschreckend Trauriges aufgezeigt hat, auf schwere Versäumnisse der Vergangenheit aufmerksam gemacht und die Seelsorger von heute vor schwierige aber dringende neue Aufgaben gestellt hat, so hat er doch, wenn auch nicht mit einem vollen Sieg, den unter den obwaltenden Verhältnissen niemand erwarten konnte, mit nicht geahnten Erfolgen geendet. Als kostbarste Siegesbeute aber holten sich die Katholiken Wiens das frohe Bewußtsein, dem auch manche Missionäre in ihren Zuschriften Ausdruck gaben: „Wien ist noch nicht verloren, es ist noch zu retten“, freilich wenn wir einmütig und kraftvoll an die Durchführung der Gegenwartsaufgaben gehen. Wohl ist die Situation noch bitter ernst. Im Missionsmonat November sind, wie die sozialdemokratische „Arbeiterzeitung“ triumphierend berichten konnte, neuerdings 1892 (!) Personen aus der katholischen Kirche ausgetreten. Nur durch großzügiges und planmäßig einheitliches Vorgehen, vereint mit Gebets- und Opfergeist nach dem Bild der großen Mission 1928, kann erreicht werden, daß sich niemals der Zukunftstraum des sozialdemokratischen Führers Max Winter erfüllt, der im Stephansdom eine Karl-Marx-Halle schaute und im Stephansturm einen Viktor-Adler-Turm, sondern daß Wien das wieder werde, was es jahrhundertlang gewesen, eine Heimstätte echt katholischen Lebens,



ein Brennpunkt katholischen Schaffens, eine Stadt echt goldener und glücklicher Menschenherzen! — Ist Wien gerettet, dann ganz Österreich und noch viel mehr!

## Pastoral-Fälle.

**I. (Bedingte Sakramentspendung an sterbende Akatholiken.)** Weil von einigen Theologen über diesen Gegenstand, der in der Seelsorgspraxis so überaus wichtig ist, abweichende Meinungen geäußert worden sind, möge derselbe hier gemäß den Entscheidungen des Heiligen Offiziums und des Cod. jur. can. an einem praktischen Falle behandelt werden. Der praktische Fall ist folgender:

Die katholische Krankenpflegerin Beata ist angestellt an einem großen städtischen Krankenhaus. Tag und Nacht ist sie mit wahren Heldenmut und selbstlosester Hingabe bemüht, den armen Kranken zu helfen, die sie daher auch alle als ihre treu besorgte Mutter lieben. Kann medizinische Kunst nicht mehr helfen, versteht Beata es ausgezeichnet, diese Kranken auf einen guten Tod vorzubereiten. Mit tief zu Herzen gehenden Worten stellt sie ihnen vor, daß ein echt religiöser Geist am meisten in der Todesstunde tröstet, wo aller andere natürliche Trost wie Seifenblasen zerrinnt. Gar mancher Sterbende ist Beatas überzeugenden Worten gefolgt und hat eine glückselige Sterbestunde erlangt. Den sterbenden Protestanten und zuweilen auch den Juden spendet Beata in articulo mortis und manchmal auch schon etwas früher die bedingte Nottaufe. Was ist von Beatas Handlungsweise zu halten?

Es ist gewiß lobenswert, daß Beata mit solchem Eifer für das körperliche und geistige Wohl ihrer Pflegebefohlenen besorgt ist. Indes soll sie doch stets eingedenk sein, daß an erster Stelle Krankendienst, das ist körperliche Pflege von ihr erwartet wird. Daß sie den Kranken hin und wieder ein religiöses Trostwort sagt, ist gewiß auch einwandfrei, ja sogar lobenswert. Aber ne quid nimis! sie darf den Kranken keine Moralpredigten halten, auch keinen richtigen Religionsunterricht erteilen und erst recht nichts tun, was man als Proselytenmacherei ihr vorwerfen könnte. Denn nur allzu viele Fälle liegen vor, wo man katholischen Krankenschwestern Proselytenmacherei selbst mit Unrecht vorgeworfen hat. Solche Vorwürfe können aber unserer Religion und den Instituten, gegen die sie gerichtet sind, erheblichen Schaden verursachen. Also nicht mit übereiltem Eifer, sondern mit christlicher Klugheit stets vorgehen!

Nun zur Gültigkeit der gespendeten Taufen. Zum gültigen Empfang der Taufe ist außer anderem für den Erwachsenen

die intentio recipiendi sacramentum absolut notwendig.<sup>1)</sup> Bei Kindern sowie bei perpetuo amentes wird diese intentio durch die Kirche ersetzt.<sup>2)</sup> Freilich werden aus dem Altertum mehrere Sakramentspendungen berichtet, wo der Empfänger gegen seine Absicht, ja mit Gewalt gezwungen wurde, die Sakramente zu empfangen, jedoch sind diese Berichte historisch wenig zuverlässig.<sup>3)</sup> Aber selbst zugegeben, daß solch erzwungener Sakramentenempfang vorgekommen ist, folgt noch lange nicht daraus, daß derselbe auch gültig war. Die so handelten, haben einfach geirrt, wenn auch wahrscheinlich in gutem Glauben. Bereits im 13. Jahrhundert hat Innozenz III. die Meinung derjenigen verworfen, welche behaupteten, die Sakramente könnten gültig den Schlafenden, den vollständig Irrsinnigen, ja sogar den sich Sträubenden gespendet werden. Er sagt: „verum id est religioni christianae contrarium, ut semper invitus et penitus contradicens ad recipiendam et servandam christianitatem aliquis compellatur“ (c. 3 X 3, 42). Heutzutage lehren alle katholischen Theologen einstimmig, daß ohne Intention kein Erwachsener ein Sakrament gültig empfangen kann. Die Intention hat nun vier Grade. Sie hat den höchsten und besten Grad, wenn sie *aktuell* ist, wenn nämlich der Sakramentenempfänger hic et nunc ausdrücklich beabsichtigt, die Sakramente zu empfangen, z. B. jemand geht beichten mit der Absicht die sakramentale Lossprechung zu erhalten. Die Intention hat den zweiten Grad, wenn sie *virtuell* ist; wenn nämlich der Sakramentenempfänger früher einmal die ausdrückliche Absicht gefaßt hat, ein Sakrament zu empfangen, dann aber diese Absicht nicht sofort ausgeführt, sondern verschoben hat, ohne indes dieselbe zu widerrufen, und nun später das Sakrament empfängt, obschon er der früheren Absicht sich jetzt nicht bewußt ist. Z. B. eine Jüdin hatte wiederholt gesagt: Ich werde mich später taufen lassen. Sie wird nun schwer krank und als der Priester kam, war sie bereits besinnungslos. Ohne Zweifel hatte sie die virtuelle Intention, die Taufe zu empfangen, und der Priester konnte und mußte sie trotz ihrer jetzigen Besinnungslosigkeit taufen. Viele

<sup>1)</sup> Cf. Cod. jur. can., can. 752; S. Thomas, S. theol. III, qu. 68, art. 7.

<sup>2)</sup> Durch einen schönen Vergleich zwischen körperlicher und geistiger Geburt erklärt der heilige Thomas (l. c. art. 9), warum die Kirche die intentio bei der Kindertaufe ersetze: „Generatio spiritualis, quae fit per baptismum, est quodammodo similis nativitati carnali quantum ad hoc quod sicut pueri in maternis uteris constituti non per se ipsos nutrimentum accipiunt, sed ex nutrimento matris sustentantur, ita etiam pueri nondum habentes usum rationis, quasi in utero matris Ecclesiae constituti, non per se ipsos sed per actum Ecclesiae salutem suscipiunt. Unde Augustinus dicit: Mater Ecclesia maternum os parvulis praebet ut sacris mysteriis imbuantur, quia nondum possunt corde proprio credere ad justitiam, nec ore proprio confiteri ad salutem.“

<sup>3)</sup> Cf. Billuart, de sacram. dissert. 6, art. I.

Theologen führen als dritten Grad der intentio die *habituelle* Absicht an. Viele alte Theologen aber gebrauchten die Ausdrücke *intentio virtualis* und *intentio habitualis* als gleichbedeutend, wenigstens in der Sakramentenlehre. So z. B. spricht der heilige Thomas in seiner Summa theol. III, qu. 64, art. 8, ad 3 von der *intentio habitualis*, meint aber offenbar die *intentio virtualis*, wie sie eben erklärt wurde. Der vierte und niedrigste Grad der intentio ist die *intentio interpretativa*, die aus vernünftigen Gründen als vorhanden angenommen wird, obschon ein ausdrücklicher und formeller Willensakt nie vorhergegangen ist. So z. B. kann man diese *intentio interpretativa*, die sakramentale Absolution zu empfangen, wohl annehmen bei einem sterbenden Protestanten, der stets ein gläubiges und sittliches Leben geführt hat und gewiß nach besten Kräften sein ewiges Heil sichern will. Würde er nämlich klar erkennen, daß die Absolution seiner Sünden für das ewige Heil notwendig wäre, würde er sicher darum bitten. Einige Theologen, wie Suarez (in III, disp. 13, s. 3, n. 2), Sylvius (in III, qu. 64, art. 8, concl. 5), Lugo (de sacram. in genere, disp. 8, n. 73) führen die interpretative Intention auf das *voluntarium indirectum* zurück. Diese Auffassung ist besonders deutlich in dem eben angeführten Beispiel. Der Protestant will direkt sein ewiges Heil, indirekt aber alle notwendigen Mittel dazu. Nun ist aber unter diesen notwendigen Mitteln auch die Sündenabsolution. Also will er auch indirekt die Sündenabsolution empfangen. Jedoch ist diese Erklärung der *intentio interpretativa* als *voluntarium indirectum* leicht mißverständlich und könnte in der Praxis zu bedenklichen Anwendungen führen. So kann man wohl von jedem korrekt lebenden Juden annehmen, daß er alle zum ewigen Heile notwendigen Heilmittel anwenden will. Also könnte jeder solcher Jude auf dem Sterbebette getauft werden, selbst wenn er der Taufe sich nicht bewußt wäre. Dasselbe gilt von jedem sonst ordentlichen Heiden. Jeder Heide könnte also vor seinem Tode, wenn er schon besinnungslos ist, von dem Katecheten oder dem Missionär getauft werden. Denn er will ja sein ewiges Heil und dieses ist nicht möglich ohne die Taufe. Tatsächlich haben ältere und neuere Theologen diese Anwendung für zulässig erachtet. So lehrte Coninck,<sup>1)</sup> ein schlafender Jude könnte gültig gelaufen werden. Von den neueren Theologen sagt Vermeersch:<sup>2)</sup> „In nostris regionibus quilibet moribundus, sensibus destitutus et nondum baptizatus sub condicione ‚si es capax‘ saltem baptizari potest.“ Man merke das Wort *quilibet*. Noch weiter ging Lehmkuhl:<sup>3)</sup> „Immo animus christianismo contrarius, quo

<sup>1)</sup> Zitiert bei Lugo, de sacram. in genere disput. 9, sect. 7, n. 29.

<sup>2)</sup> De sacram. n. 243.

<sup>3)</sup> Theol. mor. II, n. 78, ed. IX. In der mir zur Verfügung stehenden 11. Aufl. finden sich diese Worte nicht mehr.



conabatur antea stimulos gratiae excutere . . . esse potest et ratio putandi moribundum in periculo positum mentem mutasse et nunc fidem et baptismum desiderare.“ Cappello ist nicht weniger kategorisch und gibt überdies eine interessante Begründung seiner Ansicht an, die er von Génicot übernommen hat. Er sagt:<sup>1)</sup> „Hic casus respicit missionarios, qui moribundos infideles reperiant sensibus jam destitutos. Quidam auctores ut Lehmkuhl, Génicot et alii merito (!) censent, eum non esse reprehendendum, qui baptismum in praefato casu sub condicione conferret fretus universali voluntate Dei salvifica, quae ad spem concipiendam de necessariis dispositionibus internis invitare videatur, dum ad moribundum ducat eum, a quo externum ritum sacramentalem percipere valeat.“ Diese von Génicot und Cappello angeführte Begründung ist wirklich sehr interessant, scheint mir aber sehr wenig beweiskräftig. Denn es ist zwar sicher, daß Gott das ewige Heil aller Menschen will, daß er aber nun alle innerlich notwendigen Dispositionen jedem Sterbenden schenke, zu dem zufällig jemand kommt, der die Taufe oder auch ein anderes Sakrament spenden kann und will, ist sehr unsicher und keineswegs bewiesen. Mancher wird wohl dies zum ersten Male hören. Interessant ist diese Begründung auch, weil sie, wenn richtig, die Seelsorge der Sterbenden sehr erleichtern würde. Ein Hospitalseelsorger kommt bei seinen täglichen Krankenbesuchen zu einem sterbenden Ungläubigen oder Ungetauften, der bereits besinnungslos ist. Er sagt sich: Gott will diesem Manne das ewige Heil gewähren; er hat es ja gefügt, daß ich bei seinem Sterben zugegen bin. Also hat er ihm auch die notwendigen inneren Bedingungen geschenkt zur Taufe; folglich taufe ich ihn. Ja wenn Vermeersch recht hat, müßte ein Hospitalseelsorger in großen Städten wohl alle Tage die Nottaufe an Erwachsenen spenden. Vermeersch schreibt (l. c.): „In magnis civitatibus tot jam sunt, qui baptismo non donantur, etiam si a personis baptizatis orti sunt, ut certus baptismus ex sola conversatione inter fideles colligi jam nequeat. Praestabit ergo ignotum moribundum, qui sensibus sit destitutus, ante ipsam absolutionem condicione baptizare.“ Vieler Protestanten Taufe ist heutzutage wirklich nur zweifelhaft gültig. Kommt also ein Hospitalseelsorger zu irgend einem sterbenden, bereits besinnungslosen Protestanten, dann soll er nach der Ansicht dieser Theologen möglichst schnell sub condicione taufen und absolvieren. — Soweit mir bekannt ist, wird diese Praxis in unseren Gegenden nicht befolgt, weil sie theologisch nicht genügend begründet ist und ferner, weil sie große Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Zunächst die entstehenden Unannehmlichkeiten. Die großen Krankenhäuser pflegen paritätisch

<sup>1)</sup> De sacram. n. 159.

zu sein, d. h. jeder Kranke wird aufgenommen, ob er nun katholisch oder protestantisch oder jüdisch ist. Wenn nun der Hospitalseelsorger sich ungerufen an andersgläubige Kranke und Sterbende heranmachte, würde das bald vielerorts bekannt werden und helle Entrüstung bei andersgläubigen Behörden hervorrufen. Wahrscheinlich würde er bald seines Amtes entsetzt, und es würde viel geschimpft werden über katholische Proselytenmacherei, die nicht einmal die armen Kranken und Sterbenden in Ruhe läßt.

Die oben erwähnte Ansicht scheint aber auch theologisch nicht genügend begründet. Schon Lugo nannte die ähnliche Ansicht Conincks *absurd*. Auch das S. Officium hat sich im Jahre 1898 am 30. März mit dieser Sache beschäftigt und folgende von Leo XIII. approbierte Entscheidung gegeben: „De Mahumedanis moribundis et sensibus jam destitutis respondendum est, ut in Decreto S. Officii 18. Sept. 1850 ad episcopum Perthensem; i. e.: Si antea dederint signa velle baptizari, vel in praesenti statu aut nutu aut alio modo eandem dispositionem ostenderint, baptizari posse sub condicione, quatenus tamen missionarius, cunctis rerum adjunctis inspectis, ita prudenter judicaverit.“<sup>1)</sup> Diese Entscheidung des Heiligen Offiziums klingt offenbar ganz anders, als die angeführte Ansicht Cappellos und Génicots, die sich auf den allgemeinen Heilswillen Gottes beruft und bei jedem Sterbenden die notwendige Absicht des Sakramentenempfanges voraussetzt. Nein, nicht jeder sterbende Mohammedaner kann getauft werden gemäß dem Heiligen Offizium, sondern nur derjenige, der früher oder jetzt Zeichen gegeben hat, daß er getauft werden will. Auch der Cod. jur. can., can. 752, verordnet dasselbe wie das Heilige Offizium. „Adultus nisi sciens et volens probeque instructus ne baptizetur, insuper admonendus ut de peccatis suis doleat.“ So in den gewöhnlichen Fällen, wenn der Täufling körperlich und geistig gesund ist. Der Kodex fährt dann fort: „In mortis autem periculo, si nequeat in praecipuis fidei mysteriis diligentius instrui, satis est ad baptismum conferendum, ut aliquo modo ostendat se iisdem assentire serioque promittat, se christianae religionis mandata servaturum.“ Diese Verordnung gilt, wenn der Sterbende noch bei Sinnen ist; für den anderen Fall wird bestimmt: „Quod si baptismum ne petere quidem queat, sed vel antea vel in praesenti statu manifestaverit aliquo probabili modo intentionem illum suscipiendi, baptizandus est sub condicione. Si deinde convaluerit et dubium de valore baptismi collati permaneat, sub condicione baptismus rursus conferatur.“ Also auch der Kodex verlangt von besinnungslos daliegenden ungetauften Sterbenden, daß sie entweder früher oder jetzt die Absicht, die Taufe zu

<sup>1)</sup> Gasparri. C. j. c. Fontes, Vol. IV. n. 1197 Ad 3.

empfangen, geäußert haben „aliquo probabili modo“, d. i. auf irgend eine wahrscheinliche Weise; sonst können sie nicht einmal sub condicione getauft werden.

Aus dem Gesagten dürfte es wohl klar hervorgehen, daß es nicht gestattet ist, einen besinnungslos daliegenden Sterbenden zu taufen, auch nur sub condicione, allein gestützt auf den allgemeinen Heilswillen Gottes, oder auch auf den Umstand, daß der Sterbende früher ein ordentliches Leben geführt hat. Denn das sind noch keine wahrscheinlichen Zeichen für die notwendige Absicht getauft zu werden. Auch dürfte die erwähnte Praxis, jeden besinnungslosen Sterbenden sub condicione zu taufen und zu absolvieren, gegen die Bestimmungen des Heiligen Offiziums und des Cod. jur. can. sein.

Wie ist also in der Praxis vorzugehen? Kommt ein Priester zu einem besinnungslosen Sterbenden, so soll er ihm kurz, aber mit lauter und andächtiger Stimme die vier Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Reue vorbeten. Denn durch vielfache Erfahrung ist es bestätigt, daß Menschen, die dem Anschein nach besinnungslos waren, dennoch den Gehörsinn bewahrt und alles verstanden hatten, was um sie herum gesprochen wurde. Alsdann sage der Priester bei sterbenden *Katholiken* ebenfalls mit lauter Stimme: „Ich gebe Ihnen die Lossprechung von Ihren Sünden und auch die heilige Ölung sowie den päpstlichen Segen mit vollkommenem Ablass.“ In seltenen Fällen, wenn nämlich der Sterbende sicher noch schlucken kann, könnte auch das Viatikum noch gespendet werden. Meistens aber wird dies nicht mehr möglich sein.

Bei sterbenden besinnungslosen *Protestanten* sollen ebenfalls die angeführten vier Akte laut und eindringlich gebetet werden. Da, wie bereits oben gesagt worden, manche protestantische Taufen leider ungültig sind, sollte dann der Priester dem Sterbenden laut sagen: „Jeder Mensch kann zwar gültig taufen, wenn er alle wesentlich notwendigen Bedingungen erfüllt, aber es kommt doch öfters leider vor, daß wegen Unterlassung von wesentlich notwendigen Bedingungen Taufen ungültig gespendet werden. Sie sind ja ein guter Christ und wollen doch sicher gültig getauft sein. Darum spende ich Ihnen zur Vorsicht noch einmal, aber bedingterweise die Taufe. War Ihre erste Taufe gültig, so gilt diese meine Taufe nicht. Auch wollen Sie doch sicher sündenfrei vor dem göttlichen Richter erscheinen. Wir haben schon gemeinsam einen innigen Akt der Reue erweckt; jetzt spende ich Ihnen auch noch (sub condicione) die sakramentale Lossprechung.“ Der Grund dieser Handlungsweise ist folgender: Bei jedem guten Protestanten, der ein ordentliches Leben stets geführt hat und kein fanatischer Katholikenhasser gewesen, bestehen wahrscheinliche Zeichen,



daß er nicht bloß eine sicher gültige Taufe, sondern auch die Lossprechung von seinen Sünden will. Es kommt ja auch nicht selten vor, daß kranke Protestanten sehr erfreut sind, wenn ein katholischer Priester sie am Krankenbett besucht und mit ihnen und für sie betet. Freilich muß der Priester stets mit größter Klugheit vorgehen, sich nie aufdrängen und üble Nachrede verhüten. Denn ist auch diese seine Handlungsweise durchaus korrekt und vom edelsten Seeleneifer diktiert, so könnten ihm doch leicht allerhand Unannehmlichkeiten entstehen und ihm der Vorwurf des Übergreifens auf fremdes Gebiet gemacht werden. Daß aber dies nicht geschehe, ist er seinem Stande und seiner Kirche schuldig.

Ist der Sterbende ein *schlechter Protestant* gewesen, der religionslos gelebt und die katholische Kirche gehaßt hat, so kann man nicht füglich voraussetzen, daß er jetzt die bedingte Taufe und Absolution begehrt. Der Priester oder die Krankenschwester soll einem solchen Sterbenden wohl die erwähnten vier Akte laut vortreten, soll ihn aber im übrigen der göttlichen Barmherzigkeit überlassen.

Kommt ein Priester oder eine Krankenschwester zu einem sterbenden besinnungslosen *Juden* oder *Heiden*, sollte er gemäß den oben angeführten Bestimmungen des Heiligen Offiziums und des Kodex handeln und nur dann die Taufe spenden, wenn der Sterbende wirklich den Willen geäußert hat, die Taufe zu empfangen, entweder *explicite* oder doch wenigstens *implicite*.

Kommt ein Priester zu einem Sterbenden, *der seiner Sinne noch mächtig ist*, so kann er diesem kein Sakrament spenden ohne seine formelle Einwilligung. Wie diese Einwilligung zu erlangen ist, hängt von kluger Ausnützung aller günstigen Umstände ab. Eine glückliche Überredungsgabe und Charaktergröße können da vorzügliche Dienste leisten.

Aus den bisherigen Ausführungen ergibt sich nun auch das Urteil über die von der Krankenpflegerin Beata gespendeten Nottaufen:

1. Wurden diese Taufen gespendet, solange die Kranken noch bei Besinnung waren und frei einwilligten, hat Beata recht gehandelt, wofern kein Priester leicht zu haben war für diese Taufen.

2. Wurden diese Taufen gespendet, nachdem die Kranken bereits besinnungslos waren, hat Beata ebenfalls recht gehandelt, wenn die Kranken gute und gläubige Protestanten waren; denn bei diesen durfte sie berechtigterweise voraussetzen, daß sie nicht ohne gültige Taufe sterben wollten.

3. Wurden diese Taufen gespendet an besinnungslose schlechte Protestanten, an Juden oder Heiden, hat Beata unrecht gehandelt, da keine wahrscheinlichen Zeichen vorlagen,

daß diese Kranken die wirkliche Absicht hatten getauft zu werden; sie hat das Sakrament ungültig gespendet.

Im allgemeinen ist der Beata dringend anzuraten, daß sie wohl mit den Sterbenden laut und andächtig beten, aber mit den Nottaufen sehr vorsichtig sein soll, weil ihr sonst auf die Dauer große Unannehmlichkeiten entstehen werden. Auch soll sie bedenken, daß es ihr kirchenrechtlich streng verboten ist, die Nottaufe zu spenden, wenn ein Priester leicht gerufen werden kann, der taufen könnte und wollte (can. 742, § 2).

Freiburg (Schweiz). *Dr. Prümmer O. P.*, Univ.-Prof.

**II. (Beichtschwindler und Beichtgeheimnis.)** Kaplan Klemens erhält auf seinem Zimmer den Besuch eines anscheinend den gebildeten Kreisen angehörigen Herrn, der nach längerer Aussprache über seinen traurigen Gewissenszustand ganz zerknirscht eine Lebensbeicht ablegt. Er kommt darin unter anderm auch auf einen von ihm begangenen Betrug zu sprechen, wodurch er einen unschuldigen Freund in schweren Verdacht gebracht und gesellschaftlich unmöglich gemacht habe; dringend benötige er, um ein Menschenleben zu retten, eines größeren Darlehens, dessen Rückgabe nach höchstens acht Tagen ganz bestimmt erfolgen werde. Klemens sucht den Fassungslosen zu disponieren, absolviert ihn sodann und streckt ihm aus einer ihm unterstellten Kasse den erforderlichen Betrag vor. Da Klemens aber innerhalb 14 Tagen vom Pönitenten nichts mehr hört, kommt er zur Gewißheit, einem Schwindler in die Hände gefallen zu sein und erstattet bei der Kriminalpolizei die Anzeige. Bei dem angestellten Verhör erzählt er den ganzen Vorgang einschließlich der vorgetäuschten Beicht. Nachher kommen ihm aber arge Bedenken über diese Handlungsweise.

Was im vorliegenden Fall Bedenken erregt, ist die Frage: Hat der Kaplan durch seine Handlungsweise, durch die Anzeige bei der Polizei und die Schilderung des ganzen Vorgangs, das Beichtgeheimnis verletzt?

Die Pflicht des Beichtvaters, über den Gegenstand des sakramentalen Bekenntnisses Stillschweigen zu beobachten, ist von der Kirche im Laufe der Zeit in besonders strengen Gesetzen festgestellt und noch im neuen Cod. jur. can. durch ungewöhnlich ernste Sanktionen gesichert worden. Frühzeitig, wohl schon mit dem Aufkommen der geheimen Beicht, erkannte man die Schweigepflicht des Beichtvaters als eine notwendige Ergänzung der Beichtpflicht des Sünders, begründet sowohl im natürlichen Gesetze wie im positiven Willen des göttlichen Urhebers der Sakramente. Ein Sakrament ist, weil Heiligungsmittel und Träger der Gnade, seiner Natur nach eine heilige Sache. Verunehrung eines Sakramentes bedeutet mithin Entweihung einer heiligen Sache, wodurch die religio, die Tugend der Gottes-

verehrung, verletzt wird. So ist das Beichtgeheimnis schon in der Natur dieses Sakramentes begründet. Der Priester, der etwas aus dem sakramentalen Bekenntnis preisgäbe, würde das Sakrament den Gläubigen odios machen, würde die Schwierigkeit, die das Bekenntnis geheimer Vergehen ohnehin für viele mit sich bringt, bis zum unüberwindbaren Hindernis steigern. Wie sehr dadurch die einer so heiligen Sache und gerade diesem für das Gnadenleben so wichtigen Sakramente gebührende Ehrfurcht verletzt würde, liegt auf der Hand. — Das ist nicht alles. Das Beichtgeheimnis ist außer in der Tugend der Gottesverehrung auch in der Tugend der Gerechtigkeit verankert. Das sakramentale Geheimnis wird von den Theologen nicht bloß als natürliches Geheimnis betrachtet, was es selbstverständlich der Natur der Sache nach auch ist; vielmehr hat man immer schon im Beichtgeheimnis eine besondere Art des anvertrauten Geheimnisses (*secretum commissum*) gesehen. Und das mit Recht. Gleichwie bei jedem anvertrauten Geheimnis handelt es sich auch beim Beichtgeheimnis um eine vorausgehende Übereinkunft, einen Vertrag, der die Grundlage und Voraussetzung der geheim zu haltenden Mitteilung bildet. Zwar ist hier dieser Vertrag — für gewöhnlich — nicht ausdrücklich, sondern stillschweigend gemacht: dadurch, daß sich der Sünder dem Bußgerichte stellt, verlangt er vom Beichtvater die Zusage, alles geheim zu halten, was im Zusammenhang mit der Beicht mitgeteilt werden wird. Nur auf Grund dieser stillschweigend gegebenen Zusage — die der Priester eben dadurch macht, daß er sich in den Beichtstuhl begibt und den Sünder zum sakramentalen Bekenntnis zuläßt —, entschließt sich der Pönitent zum Bekenntnis seiner Schuld. Ein solches stillschweigendes Übereinkommen findet sich ähnlich auch sonst beim Amtsgeheimnis. Gerade das Amtsgeheimnis als solches ist schon an sich strenger verpflichtend als sonst ein Geheimnis im privaten Leben. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der Sache und die sonstigen Umstände ist das sakramentale Geheimnis das strengste aller Amtsgeheimnisse. — Indessen nicht nur als anvertrautes Geheimnis ist das Beichtgeheimnis in der Tugend der Gerechtigkeit begründet; auch nach der negativen Seite ist dieses Geheimnis durch die strenge Gerechtigkeit gesichert. Das Beichtgeheimnis schützt die sakramentale Anklage; Gegenstand der Anklage aber sind die vom Pönitenten begangenen Sünden. Mithin würde eine Verletzung des Beichtgeheimnisses im allgemeinen nicht abgehen, ohne daß der gute Ruf des Pönitenten geschädigt, also die Gerechtigkeit verletzt würde; ganz zu schweigen davon, daß aus der Offenbarung eines fremden Fehlers sich auch weitere Rechtsverletzungen zum Schaden des Nächsten ergeben können.



Wenn das Beichtgeheimnis als solches zwar unzweifelhaft im natürlichen Gesetze begründet ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß Umfang und Tragweite dieser Verpflichtung sich nicht mit Sicherheit aus dem natürlichen Gesetze abgrenzen lassen. Beweis dafür die verschiedenen Anschauungen innerhalb der kirchlichen Wissenschaft bis tief ins Mittelalter hinein, ja teilweise bis in neuere Zeit, wo es sich um Einzelfragen hinsichtlich des Gegenstandes des Beichtgeheimnisses oder des Umfanges seiner Verpflichtung handelt. Ähnliches gilt von der Begründung des Beichtgeheimnisses aus dem göttlichen Rechte. Zwar findet sich nirgends in der Offenbarung ein ausdrückliches Gesetz Gottes über das sakramentale Geheimnis. Hier kann nur die Überlieferung Aufschluß geben. Diese im einzelnen darzulegen gehört nicht zum Gegenstand unserer kurzen Ausführungen. Unleugbar ist die Tatsache, daß bereits in dem Zeitraum, als die geheime Beicht in allgemeine Übung kam, die Überzeugung von der Schweigepflicht des Beichtvaters als einer vom göttlichen Urheber des Sakramentes gewollten Verpflichtung sich durchsetzte. Jene Schlußfolgerung mußte sich dem Bewußtsein der Gläubigen geradezu aufdrängen: wenn Gott unter Strafe ewiger Verwerfung fordert, daß jede schwere Sünde dem Priester gebeichtet wird, dann muß der Priester zum unverbrüchlichen Stillschweigen gehalten sein; andernfalls hieße es den Menschen etwas zumuten, was für den Durchschnitt moralisch unmöglich wäre. Daher die allgemeine Lehre, daß die Verpflichtung des Beichtgeheimnisses nicht nur im natürlichen Recht, sondern, wenn auch nur *implicite*, so doch sicher auch im göttlichen Recht begründet ist. Diese Pflicht genauer zu umgrenzen, bleibt der positiven Gesetzgebung der Kirche und der theologischen Forschung überlassen. Die kirchliche Gesetzgebung beschränkte sich in diesem Gegenstande auf wenige, aber mit ungewöhnlicher Strenge gefaßte Normen. Auch der neue Kodex weicht darin von der Praxis der Vergangenheit nicht ab (vgl. can. 889 f.), fügt nur den bestehenden Gesetzen eine strenge Sanktion hinzu (can. 2369). Was dagegen die zahlreichen Einzelfragen über Gegenstand und Umfang des sakramentalen Geheimnisses betrifft, so ist deren Lösung der theologischen Wissenschaft überlassen geblieben. In Jahrhunderte dauernder Entwicklung, oft erst nach langen Kämpfen für und wider, haben sich auf diesem Gebiete fast in allen Punkten bestimmte und feste Ansichten gebildet. Diese theologischen Lehrmeinungen sind hier, soweit allgemein von den Theologen angenommen, zweifellos als praktisch bindend zu betrachten, da es sich um Erklärung eines natürlichen und göttlichen Gesetzes handelt. Dazu kommt, daß nach allgemeiner Lehre der Theologen auf diesem Gebiete, wo es sich um die Gefahr einer

Verletzung des Beichtgeheimnisses handelt, der Gebrauch jeglicher, auch noch so gut begründeten Probabilität verboten ist. Der Grund dafür liegt in den hohen Gütern, die auf dem Spiele stehen und die unter allen Umständen geschützt werden sollen: der Heiligkeit des Sakramentes und dem guten Ruf des Pönitenten.

Wo immer von der Pflicht des sakramentalen Geheimnisses die Rede ist, da gilt als Voraussetzung ein wirkliches sakramentales Bekenntnis. Denn nur zum Schutz der sakramentalen Beicht ist das sakramentale Geheimnis aufgestellt. Daher die selbstverständliche Folgerung: wo kein sakramentales Bekenntnis, dort auch kein Beichtgeheimnis. Allerdings ist zu einem sakramentalen Bekenntnis nicht erfordert, daß die Beichte giltig ist; ja nicht einmal, daß die Lossprechung gespendet wird. Vielmehr genügt auch eine begonnene und nicht zu Ende geführte Beicht, um die Verpflichtung des Beichtgeheimnisses herbeizuführen. Durchaus aber ist erforderlich, daß das Bekenntnis gemacht wird im Zusammenhang mit dem Sakrament, in Hinsicht auf die sakramentale Lossprechung; mit anderen Worten, daß der Sünder sein Bekenntnis ablegt, um die Lossprechung von den Sünden zu erhalten. Fehlt dieser Zusammenhang mit dem Sakramente, dann kann der Priester zwar auf andere Titel hin zum Schweigen verpflichtet sein, insofern etwa ein natürliches Geheimnis gegeben erscheint oder ein Ratsgeheimnis u. s. w.; nicht aber ist er durch das sakramentale Geheimnis oder Beichtsigel gebunden. So etwa, wenn einer in den Beichtstuhl kommt, nur um sich auszusprechen oder um sich Rat zu holen (wobei zu beachten ist, daß eine solche Aussprache auf eine später bei demselben Priester abzulegende Beicht hingeordnet sein und aus diesem Grunde den Charakter einer begonnenen Beichte tragen kann). Noch mehr, wenn das scheinbare Bekenntnis auf einen profanen oder gar sündhaften Zweck hingeordnet wäre, etwa um den Priester oder das Beichtinstitut zu verspotten, um einen Betrug auszuführen, dem Priester Geld herauszulocken u. dgl. Sobald mit unzweifelhafter Sicherheit feststeht, daß das scheinbare Bekenntnis keinerlei sakramentalen Charakter trägt oder getragen hat, ist auch mit Sicherheit zu entscheiden, daß die Pflicht des Beichtgeheimnisses nicht gegeben ist. Allerdings ist zu betonen: „mit unzweifelhafter Sicherheit.“ Wo ein irgendwie begründeter Zweifel hinsichtlich des sakramentalen Charakters des Bekenntnisses vorhanden ist, da steht die Präsumption für das Beichtgeheimnis.

Es bleibt noch kurz das eben Ausgeführte auf den vorgelegten Fall anzuwenden. Jedermann wird da mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen, daß der Kaplan tatsächlich einem Beichtschwindler aufgesessen ist, daß es sich mithin bei jener

„Beicht“ des feinen Herrn um kein sakramentales Bekenntnis gehandelt hat. Ob aber dieser Schluß mit unzweifelhafter Sicherheit gezogen werden kann? Das darf wohl mit Recht verneint werden. Dafür bleiben zu viele der Möglichkeiten, die eine etwa beabsichtigte Rückkehr des Mannes verhindert haben können; abgesehen davon — was durchaus nicht außer dem Bereich des menschlichen Geschehens liegt —, daß der vielleicht wirklich reuige und von der im Falle angeführten Sorge gequälte Pönitent nachträglich seine Absicht geändert und sich zum Behalten des Geldes entschlossen haben kann. Bei einer solchen Lage der Dinge kommen wir zum Schlusse: Trotz der großen Wahrscheinlichkeit des Gegenteils mußte sich der Kaplan als durch das Beichtsiegel gebunden betrachten, folglich ist sein Vorgehen als ein Bruch des Beichtsiegels zu verurteilen. Maßgebend für diese Entscheidung ist weniger der Umstand, daß der Kaplan zunächst die Beicht für echt gehalten hat. Der Priester mag die „Beichte“ einer Person für ernst genommen haben. Trotzdem ist keine Rede von einer Verpflichtung des Beichtsiegels, wenn nachträglich mit unzweifelhafter Sicherheit erwiesen wird, daß dem Bekenntnis kein sakramentaler Charakter zuzuschreiben war. Aber diese unzweifelhafte Sicherheit kann im obigen Falle nicht als vorliegend bezeichnet werden.

Daß, wie der Einsender im Anschluß an den Fall bemerkt, der Kaplan auch in anderer Hinsicht sehr unklug gehandelt hat, bedarf keiner besonderen Erwähnung; so wenn er einen gänzlich unbekannten Mann in seinem Zimmer beichthört; wenn er im Zusammenhang mit der Beicht sich auf eine derartige Geldangelegenheit einläßt; am meisten aber, wenn er „aus einer ihm unterstellten“, also fremden Kasse dem Manne das Geld vorstreckt. Das ist nicht mehr bloß unklug zu nennen, das gehört schon auf ein anderes Blatt. Bleibt noch die Anzeige bei der Kriminalpolizei. Daß der Kaplan dadurch das Beichtsiegel verletzt hat, ist eben ausgeführt worden. Subjektiv scheint er ja entschuldigt zu sein, da er in der Meinung, eine volle Sicherheit über den schwindelhaften Charakter der fraglichen Beichte zu besitzen, im guten Glauben gehandelt hat. Aber auch dann wird man nicht umhin können, seine Anzeige als mindestens sehr unklug zu bezeichnen. Denn auch im Falle, daß der Kaplan nicht durch das Beichtsiegel gebunden gewesen wäre, muß die Anzeige bei der Kriminalpolizei und der ausführliche Bericht beim Verhör in der Öffentlichkeit einen ungünstigen, dem Beichtinstitut abträglichen Eindruck hervorrufen.

St. Gabriel (Mödling).

*F. Böhm.*

III. (Ehe mit einem konfessionslosen Freidenker.) Cajus, der einzige Sohn gut katholischer Eltern, verlor auf der Universität vollständig seinen Glauben und bekannte sich zivil-



amtlich als konfessionslos, als Freidenker. Als nun Cajus in einer echt katholischen Gegend eine Stellung erhalten hatte, suchten seine Eltern ihn mit einem braven, katholischen Mädchen zu verehelichen in der Hoffnung, es werde der tüchtigen, energischen und doch zugleich sehr diskreten Frau gelingen, den Mann langsam wieder auf den rechten Weg zu bringen. Für den einfachen Landpfarrer tauchte nun wegen der Trauung die Frage auf: Was ist denn eigentlich Cajus? Katholik? Andersgläubiger? Muß Dispens eingeholt werden? Welche? Der Pfarrer dachte, was schon vor 30 Jahren ein Seelsorger gedacht hatte: debentne, possuntne admitti ad contrahendum matrimonium *cum magno mulieris catholicae et familiae detrimento et periculo viri impii, vulgo liberi pensatori* (Cf. S. Off. 25. Mai 1897; Fontes C. J. C. n. 1186).

Wie ist dieser Ehefall zu behandeln?

Zunächst möchte ich die Frage aufwerfen: Wie wurde im alten Rechte eine solche Ehe behandelt? Das Heilige Offizium löste am 25. Mai 1897 (Fontes n. 1186) die Frage folgendermaßen: „Supplicandum SSmo ut in decreto fer. IV, die 30. Jan. 1867. SSmus benigne annuit pro gratia.“

Die Entscheidung von 1867 hatte folgende Frage zur Voraussetzung: „Quid agendum quando vir baptizatus, sed apostasiam a fide verbis et corde profitens, asserensque nominatim se non credere sacramentis Ecclesiae petit matrimonium coram ejusdem Ecclesiae facie, unice ut desiderio sponsae satisfaciat?“

Die Antwort lautete: „Quod si agatur de matrimonio inter unam partem catholicam et alteram quae fidem abjecit, at nulli falsae religioni vel sectae haereticae sese adscripsit, quando parochus nullo modo potest hujusmodi matrimonium impedire (ad quod totis viribus incumbere tenetur) et prudenter timet ne ex denegata matrimonio assistentia grave scandalum vel damnum oriatur, rem deferendam esse ad R. P. D. Episcopum, qui sicut ei opportuna nunc facultas tribuitur, inspectis omnibus casus adjunctis, permittere poterit ut parochus matrimonio passive intersit tamquam testis autorizabilis, dummodo cautum omnino sit catholicae educationi universae prolis aliisque similibus conditionibus“ (Fontes C. J. C. n. 998).

Durch Erlaß des Heiligen Offiziums vom 11. Jänner 1899 (Fontes n. 1215) wurde diese Vollmacht auf alle Bischöfe ausgedehnt.

Diese Behandlung der Ehen von Freidenkern unter dem alten Rechte führt uns notwendig, wie mir scheint, im neuen Rechte zu can. 1065, der also lautet: „§ 1. Absterreantur quoque fideles a matrimonio contrahendo cum iis qui notorie aut catholicam fidem abjecerunt, etsi ad sectam acatholicam non transierint, aut societatibus ab Ecclesia damnatis adscripti sunt.

§ 2. Parochus praedictis nuptiis ne assistat, nisi consulto Ordinario, qui, inspectis omnibus rei adjunctis, ei permittere poterit ut matrimonio intersit, dummodo urgeat gravis causa et pro suo prudenti arbitrio Ordinarius judicet satis cautum esse catholicae educationi universae proles et remotiōi perversionis alterius conjugis.“

In diesem Sinne versteht Eichmann in seinem Mischehenrecht, S. 11, can. 1065, wenn er schreibt: Katholik ist, wer in der katholischen Kirche gültig getauft ist, und aus ihr ausgetreten ist, ohne sich einer anderen Religionsgesellschaft anzuschließen; der konfessionslos gewordene Katholik gilt pro foro ecclesiastico als Katholik, wenn er auch im staatsrechtlichen Sinne zufolge seines in staatsgültiger Form erfolgten Austrittes nicht zur katholischen Kirche gehört. Der Katholik, welcher mit einem (einer) konfessionslos gewordenen Katholiken (-in) eine Ehe schließt, schließt keine „Mischehe“, es besteht für diese Ehe nicht das aufschiebende Hindernis des can. 1060 und es bedarf keiner Dispens. Da hier aber die gleichen Gefahren für den katholischen Ehepartei und die künftigen Kinder gegeben sind, so besteht doch ein Eheverbot (can. 1065); es bedarf zur erlaubten Eheschließung des Einverständnisses des Ordinarius, welches unter ähnlichen Bedingungen wie bei gemischten Ehen erteilt wird (vgl. Eichmann, Lehrbuch des Kirchenrechtes, S. 350; Vlaming, Praelect. Jur. Matrim. n. 244).

Trieb, Eheverbot, S. 223, schreibt: „Was die Konfessionslosen betrifft, d. h. diejenigen, welche ihr bisheriges Religionsbekenntnis aufgegeben haben, ohne förmlich ein anderes anzunehmen, so gilt für sie, falls sie mit einem Katholiken eine Ehe eingehen wollen, der Rechtsgrundsatz von der Konstanz der Tatsachen, d. h. ihr bisheriges letztes Bekenntnis gilt als fort-dauernd. Wenn daher eine Katholikin einen Katholiken heiratet, welcher konfessionslos geworden ist, so ist die Ehe eine *rein katholische*.“ Dieser Satz ist insofern richtig, als die Tatsache einer gemischten Ehe geleugnet wird; aber trotzdem ist diese Ehe den einschränkenden Bestimmungen des can. 1065 unterworfen.

Auf Trieb beruft sich auch Knecht in seinem Eheverbot, S. 297, Note 2. Wie bereits bemerkt, braucht es für solche Ehen keiner Dispens ab impedimento mixtae religionis; bezüglich der kirchlichen Feier einer solchen Ehe stellt Vlaming, l. c. n. 250, gut die Grundsätze zusammen, wenn er schreibt: „Ad sacros ritus quod attinet, eorum prohibitio, quam quoad matrimonia mixta continet can. 1102, § 2, nullibi in Codice ad hoc matrimoniorum genus extenditur; ac ne quidem illa clausula ‚exclusa semper Missae celebratione‘, quam nonnulla Sedis Apostolicae decreta, Codici anteriora, praesertim quoad conjugia

Franco-Muratorum, prae se ferebant, in ullam Codicis legem transiit. Igitur, silente ea de re jure ecclesiastico, hic applicandae veniunt normae juris naturalis de scandalo vitando quam applicationem Codex relinquit prudenti parochorum ac praesertim Ordinariorum judicio. Hinc ne quidem celebratio Missae absolute ab hoc genere casuum excludenda videtur, eo vel minus, quod jam antea S. Sedes, licet eam generaliter excludens, tamen agnoverit adjuncta aliter quando exigentia uti patet ex hoc responso die 21 Febr. 1883 Vicario Apostolico Bombaiensi a S. C. S. Off. dato: Quod attinet ad matrimonium, in quo una contrahentium pars clandestinis aggregationibus notorie adhaeret, donec Ap. Sedes generale decretum hac de re ediderit, oportet ut pastores caute ac prudenter se gerant; et debent potius in casibus particularibus ea statuere quae magis in Domino expedire judicaverint, quam generali regula aliquid decernere; omnino vero excludatur celebratio Sacrificii Missae, nisi quando adjuncta aliter exigant“ (Fontes n. 1079).

Eine causa gravis ist nach demselben Autor (l. c. n. 249) „tum grave damnum quod secus sive parti innocenti, sive parocho, sive testibus immineret; tum scandalum, ipso matrimonio contrahendo gravius, quod recusatam assistentiam certo vel verisimiliter sequeretur. Hinc permittatur tandem matrimonium si v. gr. parti innocenti ei valedicere admodum durum esset, aut si parocho vel testibus assistentiam negantibus graves molestiae imminerent aut si praevideretur defectio plena a Deo vel Ecclesia, item si concubinatus scandalosus, matrimonium mere civile, etc.“

Can. 1065 hat, wie mir scheint, zunächst nur zwei Katholiken im Auge, von denen der eine katholisch blieb, der andere aber dem katholischen Glauben untreu wurde, sei es durch Übertritt zum Judentum, Mohammedanismus oder einem anderen nichtchristlichen Bekenntnis, sei es durch eine formelle Erklärung der Konfessionslosigkeit. Aber nach welchen Prinzipien ist eine eheliche Verbindung zwischen einer Katholikin und einem Protestanten zu beurteilen, der offiziell aus seiner Kirche ausgestreten ist und sich als konfessionslos erklärt hat?

Trieb (l. c. S. 223) berücksichtigt auch diesen Fall und löst ihn folgendermaßen: Was die „Konfessionslosen“ betrifft, d. h. diejenigen, welche ihr bisheriges Religionsbekenntnis förmlich aufgegeben haben, ohne aber förmlich ein anderes anzunehmen, so gilt für sie, falls sie mit einem Katholiken eine Ehe eingehen wollen, der Rechtsgrundsatz von der Konstanz der Tatsachen, d. h. ihr bisheriges letztes Bekenntnis gilt als fort-dauernd. Wenn daher eine Katholikin einen Protestanten, der konfessionslos geworden ist, heiratet, so ist eine *gemischte* Ehe gegeben.



Diese Ansicht möchte ich nicht ohneweiters annehmen. Zunächst ist ein großer Unterschied zwischen einem Katholiken, der konfessionslos wird, und einem Andersgläubigen, der ebenfalls seinen Glauben über Bord wirft. Die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche ist ein *status juris et facti*: dagegen ist die Mitgliedschaft in einem nichtkatholischen Bekenntnis ein *status facti*, nicht *juris ecclesiastici*. Es ist daher vom juristischen Standpunkt aus eine ganz andere Sache, ob jemand vom katholischen Glauben abfällt, von dem er *nicht abfallen darf*, oder ob jemand ein nichtkatholisches Bekenntnis, dem er bisher angehörte, einfach aufgibt; nach can. 2314 darf er ja gar nicht diesem nichtkatholischen Bekenntnis angehören; er hat ja die Pflicht, diesem Bekenntnis zu entsagen.

Ferner, wie kann man hier von einer gemischten Ehe, offenbar im Sinne des can. 1060 reden, der doch so klar und deutlich von der *adscriptio sectae haereticae seu schismatica* spricht? Dazu gehört nach Eichmann (Mischehenrecht S. 11 f.) jeder Getaufte, welcher einer von der katholischen Kirche getrennten, christlichen Religionsgesellschaft angehört, ihr „*zugegeschrieben*“ ist. Unter welche Kategorie bringen wir also eine solche Ehe unter?

Can. 20 — *norma est sumenda a legibus latis in similibus* — weist uns auf can. 1065 hin; sowohl der konfessionslose Katholik wie der konfessionslose getaufte Akatholik sind eben *apostatae a fide christiana* (can. 1325). Die Entscheidung des Heiligen Offiziums vom 30. Jänner 1867 für Lüttich begünstigt die Auffassung, daß can. 1065 auf diesen Ehefall Anwendung finde. In der Anfrage heißt es gar nicht: *quid agendum quando vir catholicus*, sed *apostasiam a fide verbis et corde profitens . . . petit matrimonium*, sondern es heißt ganz allgemein: *quando vir baptizatus, sed apostasiam a fide verbis et corde profitens*. Auch die Antwort des Heiligen Offiziums gebraucht nicht den Ausdruck „*catholicus*“ *apostasiam profitens*, sondern: *partem alteram quae fidem abjecit*. Wir können also den Grundsatz anwenden: *ubi lex non distinguit, neque nos distinguere debemus*.

Man vergleiche can. 1240: „*ecclesiastica sepultura privatur: notorii apostatae a christiana fide, aut sectae haereticae vel schismaticae aut sectae massonicae . . . addicti*.“ Unter den notorii apostatae müssen wir sowohl die konfessionslosen Katholiken wie die konfessionslosen Akatholiken verstehen (cf. can. 2339; 2372).

Ein Unterschied jedoch besteht, nämlich hinsichtlich der kirchlichen Feier; es handelt sich um eine Ehe *inter partem catholicam et partem a catholicam*. Es findet daher can. 1102 sinngemäße Anwendung.

Rom (S. Anselm).

P. Gerard Oesterle O. S. B.

IV. (**Disparitas cultus und Blutsverwandtschaft**) Sophie, Katholikin, heiratete im November 1928 nach erlangter Dispens in kirchlicher Form einen Mann, namens Daniel, israelitischen Bekenntnisses. Bald darauf ergab sich bei Gelegenheit einer Familienfeier, daß Sophie mit Daniel im dritten Grad blutsverwandt war infolge eines unerlaubten Verkehrs der Urgroßeltern. Ein Geistlicher, der ebenfalls zur Familienfeier eingeladen war und die Ehe mit Daniel stets mißbilligt hatte, frug etwas boshaft die junge Ehefrau, ob sie auch um Dispens vom Hindernis der Blutsverwandtschaft eingekommen sei. Sophie mußte natürlich mit „Nein“ antworten, da sie ja von der Verwandtschaft überhaupt nichts wußte. Der Zwischenfall ließ aber ihrem Gewissen keine Ruhe. Sie begab sich zu ihrem Pfarrer und legte ihm die Schwierigkeit vor. Nach längerem Studium kam der Pfarrer zum Ergebnis, daß die Ehe gültig sei; er begründete seine Ansicht mit der Entscheidung, welche das Heilige Offizium am 16. September 1824 ad n. 2. gab.

Was ist von dieser Antwort des Pfarrers zu halten?

Die Entscheidung, auf welche sich der Pfarrer stützte, lautet also: „*Ecclesia dispensando cum parte catholica super disparitate cultus ut cum infideli contrahat, dispensare intelligitur ab iis etiam impedimentis, a quibus exempta est pars infidelis, ut inde hujus exemptio propter contractus individuitatem, communicata maneat et alteri.*“

Die Frage nach der Gültigkeit der Ehe zwischen Sophie und Daniel hängt also von einer anderen Frage ab: *Hat jene Bestimmung des Heiligen Offiziums noch Geltung nach dem Kodex?*

Vromant, *Facultates Apostolicae* (1926), n. 70, behandelt diese Frage eingehender und stellt zunächst die Bedingungen fest, unter denen das Dekret von 1824 Geltung hat; nämlich: 1. *Dispensata erant impedimenta mere ecclesiastica*; 2. *Concessio erat pro impedimentis tantum relativis, non vero super impedimentis v. g. voti, subdiaconatus, aetatis, quae fidelis solius erant propria*. 3. *Insuper dispensatio valebat tantummodo pro impedimentis super quibus Ecclesia dispensare solet*.

Sodann erwähnt Vromant die Ansicht von De Smet (de *Spons. et Matr.* ed. 3, n. 591), welcher den Erlaß von 1824 nicht mehr nach dem Kodex gelten läßt. Gegen diese Ansicht von De Smet wendet sich Vromant mit folgendem Argument: „*dispositio contraria in Codice desideratur. Jamvero si certa in re desit expressum praescriptum legis, norma sumenda est . . . a stylo et praxi Curiae Romanae*“ (can. 20). *Instructio* autem S. C. Off. 16. sept. 1824, *pertinet ad stylum Curiae*. Nachdem Vromant für diese Ansicht eine Anzahl Autoren zitiert hatte, fährt er fort: „*S. Sedes ergo necnon Delegatus S. Sedis, utpote Ordinarius in missionibus legitime dispensando super disparitate*

cultus, adhuc censetur dispensare super ceteris impedimentis mere ecclesiasticis, relativis, in quibus Ecclesia dispensare solet. Haec autem, nisi obstat lex civilis qua pars infidelis ligatur, sunt sequentia: 1) raptus; 2) crimen; 3) consanguinitas; 4) affinitas; 5) honestas publica; 6) cognatio spiritualis.“ Vromant macht sodann folgende Anwendung: „Missionarii ergo tuto pergent extendendo ad sex impedimenta enumerata, dispensationem super disparitate cultus vi praesentis facultatis, ab Ordinario missionis ejusve delegato, absque expressa restrictione concessam.“

Was ist von dieser Argumentation zu halten? Mir scheint in diesem Beweis eine petitio principii vorzuliegen. Inwiefern? Der Minor des oben angegebenen Argumentes muß eben bewiesen werden. Vromant behauptet: „Instructio autem S. C. Off., 16. sept. 1824, *pertinet* ad stylum Curiae.“ Hätte der Autor gesagt: *pertinuit* statt *pertinet*, dann hätte er das Richtige getroffen. Aber was nützt dieses „*pertinuit*“, wenn nach dem Kodex nicht mehr gilt: *pertinet*? Wie viele Instruktionen der römischen Behörden gehörten einst zum stylus Curiae, die nach dem Kodex eben nicht mehr stylus Curiae sind? Um ein Beispiel anzuführen: Über die gemischten Ehen und die assistentia passiva bei denselben bestehen auch Instruktionen. Darf man mit can. 20 beweisen, daß die assistentia passiva noch zu Recht besteht, eben weil der Kodex sie nicht expresse verbietet? Und doch ist sie verboten (Pont. Commissio 10. martii 1928; A. A. S. XX, 121).

Weshalb denn hat der Kodex die can. 1049, 1051, 1052 bis 1054, 1057 aufgenommen? Nach dem vor dem Kodex geltenden stylus Curiae wäre dies ja nicht notwendig gewesen, wenn das Argument vom stylus Curiae und can. 20 Geltung hat. Gerade der Umstand, daß der Kodex diese canones aufgenommen hat, nicht aber die Bestimmung des Heiligen Offiziums von 1824, scheint eher für eine Aufhebung des Dekretes zu sprechen als für eine confirmatio implicita (vgl. can. 6, 6°).

Ein Argument, das Vromant und andere Autoren für ihre Ansicht zitieren, scheint mir nicht zu ihren Gunsten zu sein. Welches Argument meine ich? Die Entscheidung des Heiligen Offiziums vom 23. April 1913, die merkwürdigerweise weder in die Acta Apost. Sedis noch in die Fontes aufgenommen wurde. Die Entscheidung lautet: „Vicarius Apostolicus Kiangsi Septentrionalis ad pedes Sanctitatis Vestrae provolutus, solutionem dubiorum, quae sequuntur, quaerit:“

Sacra Congregatio S. Officii ad Episcopum Quebecen. die 16. septembris 1824 declaravit, quod Ecclesia dispensando cum parte catholica, super disparitate cultus, ut cum infideli contrahat, dispensare intelligitur ab eis etiam impedimentis, a quibus exempta est pars infidelis.



Rogatur; 1) utrum illa dispensatio impedimentorum ecclesiasticorum locum habeat non solum quando dispensatio a disparitate cultus impertitur a S. Sede, sed etiam quando datur a delegato.

2) Utrum dicta dispensatio locum habeat, quando datur a missionario, qui habet dispensandi facultatem super disparitate cultus, sed non habet facultatem ‚cumulandi‘ vel non habet facultatem dispensandi ab impedimento, quo ligatur pars catholica, v. gr. secundus gradus collateralis.

Feria IV. die 23. april. 1913.

S. R. et U. Inquisitionis propositis suprascriptis dubiis, attentis expositis, praehabitoque RR. DD. Consultorum voto, EMI. et Revmi. DD. Cardinales in rebus fidei et morum Generales Inquisitores decreverunt: ‚ad utrumque affirmative.‘

Insequenti vero feria V. ejusdem mensis et anni SSmus D. N. P. Pius divina providentia Papa X. per facultates Emo. et Rmo. Cardinali S. Officii Secretario impertitas resolutionem Emorum Patrum adprobavit.“<sup>1)</sup>

Welcher Art ist diese declaratio des Heiligen Offiziums? Extensiv oder komprehensiv? Das dubium ist vielleicht veranlaßt durch einzelne Entscheidungen, deren Tragweite der Apostolische Vikar von Kiangsi nicht erfaßte; ich meine die Entscheidungen des Heiligen Offiziums über die cumulatio facultatum dispensandi (2. April 1892; 18. August 1897: Fontes n. 1152, 1191), und Propaganda (31. März 1872; Collect. n. 1382); ferner durch die Entscheidung des Heiligen Offiziums vom 20. September 1854 (Fontes n. 928), wo ausdrücklich die Formel gebraucht wird: *praevia dispensatione ab impedimentis disparitatis cultus et primi affinitatis gradus per facultates quibus missionarii gaudent.*

Da das Dekret an den Apostolischen Vikar von Kiangsi nicht veröffentlicht wurde, müssen wir es für „*explicatio sensus verborum legis latae in se clarae*“ per alias voces vel sententias clariores“ halten (cf. Wernz, Jus Decretatum, I. 1, n. 127). Der Sinn des Dekretes von 1824 scheint auch ganz klar zu sein: denn es heißt: *ecclesia dispensando cum parte catholica super disparitate cultus, ut cum infideli contrahat, dispensare intelligitur* etc. Ecclesia ist ein allgemeiner Ausdruck, unter den auch der Delegatus ab Apostolica Sede und der missionarius fällt, auch wenn er von anderen Hindernissen nicht dispensieren

<sup>1)</sup> Der Ausdruck „*per facultates Cardinali impertitas*“ bedeutet: der Kardinal ist bevollmächtigt, die Approbation zu geben im Namen des Papstes; diese Formel wird angewandt für den Fall, daß der Heilige Vater verhindert ist, selbst die Approbation zu geben (Krankheit, Abwesenheit); diese Formel findet sich noch öfter (cf. Fontes C. J. C. n. 1025, 1195, 1266, 1267).

kann. Die declaratio hat nun so viel Wert, als das Gesetz, das deklariert wird; gilt das Gesetz nicht mehr, so hat auch die declaratio ihre Bedeutung verloren.

Daher ist es mir zweifelhaft, ob die Ansicht von Vromant noch gehalten werden kann; ebenso zweifelhaft ist mir die Ehe, von der die Rede war.

Rom (S. Amselm)

*P. Gerard Oesterle O. S. B.*

**V. (Die Pflicht katholischer Kindererziehung bei Mischehen.)**<sup>1)</sup> Julius, ein braver, katholischer Jüngling, wird in der Nachkriegszeit in die Diaspora verschlagen. Dasselbst meldet er sich bei dem katholischen Seelsorger und wird von demselben auf die Gefahr der Mischehen aufmerksam gemacht. Er verspricht auch, besonders hierin auf seiner Hut zu sein. Trotzdem fängt er eine Bekanntschaft an mit einem protestantischen Mädchen. Nach einiger Zeit kommt er auch wieder zu dem Geistlichen, um sich mit ihm über seine Zukunft zu besprechen. Er eröffnet ihm, daß er eine protestantische Braut habe, es sei eine „gute Partie“, der Vater der Braut aber verlange protestantische Trauung und protestantische Kindererziehung. Der Geistliche warnt ihn sehr vor einem solchen Schritt. Durch seine Vorstellungen bewogen, beschließt auch Julius, das Verhältnis zu lösen. Um leichter das Mädchen vergessen zu können, zieht er in eine andere Gegend. Nach einigen Monaten aber kehrt er zurück und läßt sich protestantisch trauen. Das erste Kind wird protestantisch getauft. Kurz darauf ist Mission. Auf eine schriftliche Einladung hin nimmt Julius eifrig an derselben teil. Er söhnt sich mit der Kirche aus und läßt sich katholisch trauen mit dem Versprechen katholischer Kindererziehung. Der Schwiegervater weiß zunächst nichts davon, erfährt aber bald nachher den ganzen Sachverhalt. Julius und seine Ehefrau aber beruhigen ihn mit der Erklärung, die Kinder blieben protestantisch. Als später das älteste Kind schulpflichtig wird, will es Julius in die protestantische Schule schicken. Der Seelsorger warnt ihn und sagt ihm, wenn er seinen Plan durchführe, könne er nicht mehr zu den Sakramenten gehen. Julius ist sehr betrübt und bedauert, nicht anders handeln zu können, da er noch völlig von seinem Schwiegervater abhängig sei, von dem seine Frau, als einzige Tochter, das Haus und einige Morgen Acker erben solle. Julius läßt aber durchblicken, daß er die Erziehung der Kinder sofort ändern werde, wenn er volle Freiheit habe. Unter diesen Umständen wendet sich der Seelsorger an das Generalvikariat mit der Anfrage, ob er Julius zu den Sakramenten zulassen dürfe. Die Antwort lautet, Julius dürfe nicht zugelassen werden, bis die katholische Erziehung der Kinder

<sup>1)</sup> Vgl. auch diese Zeitschrift 1924, S. 739 ff.

sichergestellt sei. Als Julius bald darauf zur Osterbeichte kommt, eröffnet ihm der Seelsorger die Entscheidung des Generalvikariates. Julius ist sehr betrübt und beteuert, er habe die Angelegenheit mit dem Schwiegervater ordnen wollen, derselbe lasse aber in diesem Punkte nicht mit sich reden. Weil das Kind aber schwächlich sei, werde es noch nicht eingeschult, sondern werde erst im folgenden Jahre die Schule besuchen. Der Beichtvater, voll Mitleid mit Julius, glaubt nun wenigstens vorläufig einen Ausweg gefunden zu haben und erklärt ihm, weil das Kind die Schule noch nicht besuche, dürfe er ihm die Sakramente noch spenden; sobald aber das Kind einmal zur protestantischen Schule gehe, dürfe er die Sakramente nicht mehr empfangen. Julius zieht sich seit dieser Zeit vom kirchlichen Leben immer mehr zurück und nimmt an den Versammlungen des katholischen Männervereines nicht mehr teil, weil er sich schämt. Ein zweites Kind wird protestantisch getauft; das erste Kind besucht seit Ostern die protestantische Schule. Vor kurzem nun trifft Julius den Vikar und klagt ihm seine Not, weil er nicht mehr zu den Sakramenten gehen könne. Er verwünsche den Tag, wo er nach hier gekommen sei; sein Kommunionandenken könne er jetzt in der Osterzeit nicht mehr anschauen, ohne daß ihm die Tränen aufsteigen. Sobald die häuslichen Verhältnisse sich änderten, werde er in die katholische Heimat ziehen und alles in Ordnung bringen.

Als kürzlich nun der Geistliche diesen Fall bei Gelegenheit einer Konferenz vorlegte, wurde darüber debattiert: 1<sup>o</sup> ob es recht gewesen sei, den Julius trotz der Entscheidung des Generalvikariates im vergangenen Jahre, als das Kind die protestantische Schule noch nicht besuchte, *zu der Osterkommunion zuzulassen*; 2<sup>o</sup> ob man nicht auch *jetzt noch den Julius zu den Sakramenten zulassen dürfe*, wenn er die schriftliche Erklärung abgäbe, daß er seine Kinder katholisch erziehen lassen werde, sobald er das volle Verfügungsrecht habe.

Um diese Fragen zu beantworten, muß man untersuchen, welche Pflichten Julius hat. Von vornherein ist es dabei klar, daß Julius die Pflicht hat, seine Kinder katholisch taufen und erziehen zu lassen. Aber aus der Erfüllung seiner Pflicht erwachsen ihm *große Nachteile*. Entschuldigen ihn dieselben nicht von der Erfüllung seiner Pflichten, bezw. gestatten sie ihm nicht, seine Kinder vorerst protestantisch taufen und erziehen zu lassen, falls er fest entschlossen ist, seine Kinder der katholischen Kirche zuzuführen, wenn die erwähnten Nachteile nicht mehr zu fürchten sind?

Die Antwort auf diese Frage kann nur *verneinend* lauten, und zwar sowohl wegen der Pflichten, die Julius seinen Kindern



gegenüber hat, als auch wegen der Pflichten, die er Gott und dem wahren Glauben gegenüber hat.

Zunächst ist zu beachten, daß das eine oder andere Kind auch leicht vor dem Schwiegervater sterben könnte, besonders weil das älteste Kind anscheinend recht schwächlich ist. Was wird dann aber aus dem Kinde in der Ewigkeit werden, wenn die protestantische Taufe ungültig gespendet wäre? Was würde erst das Los des Kindes sein, wenn es stirbt, nachdem es den Vernunftgebrauch erlangt und schwer gesündigt hat, aber als Protestant nicht beichten kann?

Ferner ist zu beachten, daß die Umstände sich sehr leicht so gestalten können, daß Julius auch bei dem besten Willen seine Kinder nach dem Tode des Schwiegervaters dem katholischen Glauben nicht mehr zuführen kann. Da die Anfrage aus dem Deutschen Reiche kommt, so sollen zuerst die Schwierigkeiten berücksichtigt werden, die sich hiefür ergeben aus dem *Reichsgesetz über die religiöse Kindererziehung* vom 15. Juli 1921. Vor allem wäre es möglich, daß seine Frau sich nachher weigerte, die Kinder in einem anderen Bekenntnis als bisher erziehen zu lassen. Bei ihrer Weigerung müßte nach § 2 des Gesetzes die Entscheidung des Vormundschaftsgerichtes angerufen werden. Ob dieses aber in unserem Falle zugunsten der katholischen Kindererziehung entscheiden würde, ist sehr fraglich. Aber selbst wenn die Frau keine Schwierigkeit machen sollte, so ist zu beachten, daß nach demselben § 2 auch das Kind zu hören ist, wenn es das zehnte Jahr vollendet hat; hat es aber das zwölfte Lebensjahr vollendet, so kann es nach § 5 nicht gegen seinen Willen in einem anderen Bekenntnis als bisher erzogen werden; nach Vollendung des 14. Lebensjahres steht endlich dem Kinde die Entscheidung darüber zu, zu welchem Bekenntnis es sich halten will. Wer aber bürgt dem Julius dafür, daß bei dem Tode seines Schwiegervaters seine Kinder nicht schon viel älter sind?

Nach *österreichischem* Rechte vom 25. Mai 1868<sup>1)</sup> kann der Vertrag, den die Ehegatten betreffs der religiösen Erziehung der Kinder geschlossen haben, nur abgeändert werden hinsichtlich der Kinder, welche das siebente Lebensjahr noch nicht vollendet haben; er kann auch nur von den Kontrahenten abgeändert werden. Nach dem Tode des einen Ehepartners hat der Überlebende nicht das Recht, den Vertrag zu ändern. Bei Kindern, welche das siebente Lebensjahr vollendet haben, ist eine Religionsänderung staatlich überhaupt nicht möglich, bis sie das 14. Lebensjahr vollendet haben. Von diesem Zeitpunkte an steht die Wahl des Religionsbekenntnisses allen frei.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. *Haring*, Grundzüge des kath. Kirchenrechtes<sup>3</sup>, S. 386 ff.

Leichter lägen die Verhältnisse für Julius in der *Schweiz*, in welcher über die religiöse Erziehung der Kinder bis zum erfüllten 16. Altersjahr der Inhaber der väterlichen Gewalt frei verfügt. Derselbe kann auch die von ihm einmal getroffene Bestimmung jederzeit widerrufen oder abändern.<sup>1)</sup> Hier würden sich also für Julius nur Schwierigkeiten ergeben, wenn die Kinder beim Tode des Schwiegervaters das 16. Lebensjahr vollendet hätten. Aber wie leicht könnte dies nicht der Fall sein! Welchen Wert hätte es ferner, wenn die Kinder z. B. vom 14. Lebensjahre an gegen ihren Willen in einer anderen Religion erzogen würden? Der Schwiegervater wird es doch wahrscheinlich bei seiner dem Katholizismus feindlichen Gesinnung nicht unterlassen, die Kinder in seinem Sinne zu beeinflussen. Die protestantische Schule wird sicherlich auch ihren Einfluß so gut als möglich geltend machen. Da wäre doch die Gefahr groß, daß die Kinder, sobald sie selbständig sind, sich wieder dem Protestantismus anschließen oder in religiösen Dingen ganz indifferent würden.

Hieraus ergibt sich, daß Julius auf jeden Fall das ewige Heil seiner Kinder großen Gefahren aussetzt, so daß schon aus diesem Grunde seine Handlungsweise unerlaubt ist. Julius wird dies auch einsehen, wenn er tatsächlich davon überzeugt ist, daß *das kostbarste Gut, das er seinen Kindern hinterlassen kann, der katholische Glauben ist*, der nicht um die Aussicht, ein paar Morgen Ackerland zu erben, verkauft werden darf.

Aber auch vorausgesetzt, es wäre ganz sicher, daß die Kinder nachher dem Katholizismus wieder zugeführt werden könnten, und daß sie dann in der Betätigung ihrer Religion gerade so eifrig seien als wären sie niemals protestantisch gewesen, dürften sie dann protestantisch getauft und vorerst einmal protestantisch erzogen werden? Die grundsätzliche Bedeutung dieser Frage greift weit über unseren Fall hinaus. Wenn nämlich Julius seine Kinder protestantisch taufen und erziehen lassen darf, dann darf sicherlich auch ein katholischer Geschäftsmann oder Handwerker in der Diaspora seine Kinder protestantisch taufen lassen und dieselben „vorerst“ einmal in die protestantische Schule schicken, wenn er sonst einen großen Verlust hätte, z. B. Verlust seiner ganzen Kundschaft; dies würde noch mehr gelten, wenn die Ehe ganz katholisch ist, weil da die katholische Erziehung der Kinder mehr gesichert ist. Darf man also seine Kinder von *dem protestantischen Religionsdiener* unter gewissen Voraussetzungen *laufen lassen*?

Diese Frage ist schon längst in verschiedenen Entscheidungen des Apostolischen Stuhles beantwortet worden. So hatte

<sup>1)</sup> Artikel 49 der Bundesverfassung von 1874. Vgl. auch *Schnitzer*, *Katholisches Eherecht*<sup>5</sup>, S. 284 ff.

das Heilige Offizium auf eine Anfrage aus Holland hin am 26. September 1668 geantwortet, die Katholiken dürften ihre Kinder nicht von Häretikern taufen lassen, auch dann nicht, wenn sie sonst gestraft würden.<sup>1)</sup> Ähnlich wurde um dieselbe Zeit den Katholiken aus Irland geantwortet, sie dürften ihre Kinder von Häretikern nicht wiedertaufen lassen, auch dann nicht, wenn ihnen sonst ihr kleines Vermögen ganz genommen würde.<sup>2)</sup> Wie in den damaligen Zeiten, so darf man auch heutzutage um keines irdischen Vorteiles willen seine Kinder protestantisch taufen lassen. Gerade in unserer Zeit würde dadurch der so gefährliche Indifferentismus noch mehr gestärkt werden, und der Gedanke tiefere Wurzeln schlagen, es bestehe kein so großer Unterschied zwischen den verschiedenen Religionen, es sei schließlich gleichgültig, was man glaube. Man kann also besonders in unseren Tagen sein Kind nicht vom protestantischen Religionsdiener taufen lassen, ohne daß Ärgernis entsteht und das Allgemeinwohl geschädigt wird. Nun ist es aber verboten, Ärgernis zu geben; ferner muß das Allgemeinwohl dem Privatwohl vorgezogen werden. Folglich muß eine solche Taufe verboten sein. Nur wenn in *äußerster Not* kein anderer da ist, der taufen kann, gestatten die Autoren, daß die Taufe auch von einem Akatholiken gespendet werde.<sup>3)</sup> D'Annibale gestattet es auch, wenn die Taufe mit einem anderen als dem katholischen Ritus gespendet wird, vorausgesetzt, daß sie gültig bleibt.<sup>4)</sup> In der Todesgefahr ist es nämlich wegen der besonderen Umstände möglich, daß kein Ärgernis entsteht, und das Allgemeinwohl nicht leidet. Da ferner die gültige Sakramentenspendung niemals etwas ist, das in sich schlecht ist, auch die communicatio in divinis mit Häretikern an sich nicht innerlich unerlaubt ist (denn sonst wäre sie auch unerlaubt bei Eingehung einer gemischten Ehe), deshalb muß in Todesgefahr die Spendung der Sakramente der Toten durch Häretiker erlaubt sein, wenn kein Katholik da ist, der sie spenden kann, denn: in extremis extrema sunt tentanda. Demnach gestattete auch das Heilige Offizium, sich in Todesgefahr von einem schismatischen Priester die Lossprechung unter bestimmten Voraussetzungen erteilen zu lassen.<sup>5)</sup>

Ganz anders aber wird die Sachlage, wenn man durch die Taufe außerdem noch *freiwillig* einer akatholischen Religionsgenossenschaft beitrifft und sei es auch nur äußerlich, oder freiwillig seine Zustimmung dazu gibt, daß sein Kind in solcher

<sup>1)</sup> Collect. S. C. de Prop. F. I, n. 169.

<sup>2)</sup> Collect. S. C. de Prop. F. I, n. 205.

<sup>3)</sup> Göpfert, Moralthologie III<sup>o</sup>. n. 20.

<sup>4)</sup> D'Annibale, Summula Theologiae Moralis I<sup>4</sup>, n. 110.

<sup>5)</sup> Collect. S. C. de Prop. F. I, n. 1257, p. 692.



Weise in eine akatholische Religionsgenossenschaft aufgenommen wird. Eine derartige Handlungsweise ist eine Entehrung Gottes, sie ist in sich unerlaubt und kann durch keinen noch so guten Zweck geheiligt werden.

Noch schlimmer wird es, wenn zur protestantischen Taufe noch die protestantische Erziehung kommt. Denn dadurch wird dem Kinde eine falsche Glaubensüberzeugung beigebracht. Verbreitung falscher Glaubensanschauungen aber ist etwas innerlich Schlechtes, auch wenn der Irrgläubige dabei nicht sündigt, weil er persönlich von der Wahrheit seiner Anschauungen überzeugt ist. Zu einer Handlung aber, die innerlich schlecht ist, darf man niemals seine Zustimmung geben. Von der Beobachtung negativer Naturgesetze entschuldigt nicht einmal Todesgefahr.<sup>1)</sup>

Hieraus ergibt sich, daß Julius wenigstens *objektiv* sündigt, wenn er seine Kinder protestantisch taufen und erziehen läßt. Vorausgesetzt aber, Julius habe *nicht subjektiv* gesündigt, weil er wegen der besonderen Umstände seine Handlungsweise für erlaubt hielt, dürfte er da nicht *im guten Glauben gelassen werden*?

Die Antwort auf diese Frage muß ganz entschieden *verneinend* lauten. Der Grund hiefür ist darin zu suchen, daß man niemand im guten Glauben lassen darf, wenn das Allgemeinwohl darunter leidet, selbst dann nicht, wenn man voraussieht, daß der andere trotz der Mahnung sich doch nicht bessern werde.<sup>2)</sup> Im vorliegenden Falle aber würde das Schweigen des Seelsorgers sicherlich dem Allgemeinwohl schaden. Es ist ja hinreichend bekannt, welch große Nachteile die Kirche gerade deshalb hat, weil so viele Kinder aus Mischehen akatholisch erzogen werden. Wenn nun die Gläubigen sehen würden, daß Julius zu den Sakramenten zugelassen werde, trotzdem er seine Kinder protestantisch werden läßt, um einem zeitlichen Schaden zu entgehen, dann müßten sie notwendig zu der Überzeugung kommen, daß die katholische Erziehung der Kinder nicht so wichtig sei, wie es oft von dem Seelsorger gemacht werde. Die Gefahr, daß dann von manchen diese Überzeugung auch in die Praxis umgesetzt werde, ist aber nur zu groß. Deshalb darf der Seelsorger den Julius nicht im guten Glauben lassen.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich auch schon von selbst die Antwort auf die gestellten Fragen. Wenn Julius den ernstesten Willen hat, seine Kinder protestantisch taufen und erziehen zu lassen, so sündigt er schon schwer infolge dieser inneren Absicht, auch wenn die Absicht wegen besonderer Umstände niemals in die Tat umgesetzt werden sollte, denn die äußere

<sup>1)</sup> Noldin, de Principiis<sup>14</sup>, n. 177.

<sup>2)</sup> Noldin, de Sacramentis<sup>14</sup>, n. 385.

Handlung hat ihre Moralität von der inneren Gesinnung.<sup>1)</sup> Sollte sich aber Julius im guten Glauben befinden, so darf man ihn nicht darin lassen, weil sonst das Allgemeinwohl leidet, wenigstens dann, wenn andere um diese Absicht wissen. Sobald es deshalb hinreichend feststeht, daß Julius den festen Willen hat, seine Kinder protestantisch taufen und erziehen zu lassen, darf man ihn nicht mehr zu den Sakramenten zulassen. Der Geistliche hätte sich deshalb unbedingt an die Weisungen des Generalvikariates halten sollen, er hätte dem Julius nicht die Sakramente spenden dürfen, bis die katholische Kindererziehung sichergestellt war.

Gegen diese Lösung wird allerdings mancher den *Einwand* erheben, daß sie schon zum voraus durch das praktische Leben widerlegt worden sei: denn die entsprechende Behandlung habe nur die Wirkung gehabt, Julius dem katholischen Leben zu entfremden. — Dieser Einwand hat sicher auf den ersten Blick manches Bestechende für sich. Dagegen aber ist zunächst zu bemerken, daß das Allgemeinwohl nicht dem Privatwohl geopfert werden darf. Ferner ist daran zu erinnern, daß die katholische Kirche auch mit Rücksicht auf den *Erfolg* niemals die christlichen Prinzipien verwässert oder vertuscht. Von welchen Verlusten hätte sich z. B. die Kirche bewahren können, wenn sie in England einem König die Ehescheidung gestattet hätte! Auch in Frankreich würden sicherlich noch mehr Leute praktizieren, wenn die Kirche die christlichen Grundsätze bezüglich der ehelichen Keuschheit nicht so energisch verkündet hätte, und auch in Deutschland würde sich der eine oder andere am kirchlichen Leben reger beteiligen, wenn die Diener der Kirche — wie es der eine oder andere vorschlägt — über den Onanismus in der Ehe sich ausschweigen würden auf der Kanzel und im Beichtstuhl. Sicher wäre der Kirche auch manch bittere Erfahrung erspart geblieben, wenn sie geschwiegen hätte zu Versuchen, den Konflikt, der bei manchen besteht zwischen dem praktischen Leben und der katholischen Lehre, zu überbrücken durch Lehren wie: der Glaube allein macht selig, oder Tod-sünden seien nur jene Sünden, welche aus Haß gegen Gott begangen würden, oder wenn jemand nur eine große Liebe zu Gott habe, dann sei die Übertretung von Gottes Geboten keine Sünde u. s. w. Aber trotz aller Verluste, die der Kirche bei einem solchen Verhalten auch noch in Zukunft drohen, wird sie ihr Verhalten hierin nicht ändern und sie kann und darf es nicht ändern, so unwirklich und lebensfremd es auch manchen scheinen mag. Der tiefste Grund ist eben der, daß sie von ihrem göttlichen Stifter den Auftrag erhalten hat: „Gehet hin und lehret alle Völker . . . und lehret sie alles halten, was ich euch

<sup>1)</sup> Noldin, de Principiis<sup>14</sup>, n. 78.

befohlen habe“ (Mt 28, 19. 20). Diesem Auftrag ihres göttlichen Stifters wird die Kirche dank dem besonderen Beistande, den er ihr versprochen hat, nie untreu werden können. Während deshalb andere christliche Religionsgenossenschaften darüber Erörterungen anstellen, ob sie nicht vielleicht sogar die Lehre von der Hölle aus ihrem Bekenntnis ausmerzen sollen, um manche ihrer Anhänger noch zu halten — nie wird die wahre Kirche Christi auch nur den kleinsten Artikel der christlichen Glaubens- oder Sittenlehre preisgeben oder als „nicht opportun“ unterdrücken können. Wie die Kirche, so dürfen auch deren Diener in ihrem öffentlichen Auftreten niemals etwas tun, wodurch die Strenge der christlichen Sittengesetze vertuscht würde, und die *Allgemeinheit* zur Auffassung kommen müßte, dies oder jenes hätte nicht so viel zu bedeuten. Kann auch eine *Einzelperson* manchmal in bona fide gelassen werden, nie darf es geschehen, wenn das Allgemeinwohl darunter leidet, in unserem Falle die Auffassung der Gläubigen über die Pflicht der Eltern, ihren Kindern eine katholische Erziehung zu geben, gefälscht wird. Der Seelsorger muß daher gegen Julius vorgehen, auch wenn letzterer dadurch der Kirche entfremdet wird.

Solange also Julius nicht fest entschlossen ist, seine Kinder katholisch taufen und erziehen zu lassen, kann er nicht zu den Sakramenten zugelassen werden.

*Anders* liegt der Fall, wenn Julius jetzt zwar seine Handlungsweise bereut und alles tut, um seine Kinder katholisch werden zu lassen, aber infolge der staatlichen Gesetzgebung die protestantische Erziehung nicht mehr rückgängig machen kann. Nach der *reichsdeutschen* Gesetzgebung kann ja nach § 2 während bestehender Ehe von keinem Eheheil ohne Zustimmung des anderen bestimmt werden, daß das Kind . . . in einem anderen Bekenntnis als bisher erzogen werde; nach *österreichischem* Rechte aber kann der Vertrag, den die Ehegatten betreffs der religiösen Erziehung der Kinder geschlossen haben, nur abgeändert werden von den *beiden* Ehegatten und nur hinsichtlich der Kinder, welche das siebente Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Unter diesen Verhältnissen könnte Julius bei wirklich ernster Reue und langdauerndem aufrichtigem Bemühen, seine Kinder der katholischen Kirche zuzuführen, zu den Sakramenten zugelassen werden. Zur Vermeidung von Ärgernis aber könnte man ihm den auswärtigen Empfang der Sakramente zur Pflicht machen. Die nähere Praxis hierin wird in verschiedenen Diözesen verschieden sein. Selbstverständlich muß der Seelsorger diese beobachten; wo aber noch keine solche Praxis besteht, wird der Seelsorger am besten sich vom Ordinariate entsprechende Anweisungen erbitten.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.



VI. (Eine Nottaufe.) Unmittelbar nach einer schwierigen Geburt stellt sich heraus, daß das neugeborene Kind in großer Lebensgefahr ist. Darob große Aufregung. Der Vater eilt mit einer Flasche Weihwasser herbei und gießt Wasser über das Haupt des Kindes, die Hebamme aber wäscht die Stelle, welche das vom Vater aufgegossene Wasser berührt, indem sie mit der rechten Hand hin- und herfährt; zugleich spricht die Hebamme dabei die übliche Taufformel. Das Kind stirbt aber nicht und wird einige Zeit nachher zur Taufe gebracht. Als der Pfarrer hört, wie dem Kinde die Taufe gespendet wurde, zweifelt er, ob er nur die Zeremonien nachholen oder auch die Taufe absolut oder bedingungsweise wiederholen solle.

Bei Beurteilung des vorliegenden Falles ist zu beachten, daß die Taufe gültig ist, *wenn ein und dieselbe Person die richtige Form sprach und die richtige Materie anwandte.*

Wegen der Form besteht im vorliegenden Falle keine Schwierigkeit. Die *materia proxima* besteht bei der Taufe in der Abwaschung mit Wasser. Nach can. 758 kann im allgemeinen eine Abwaschung stattfinden durch Aufgießen, durch Untertauchung und Besprengung. Die Schwierigkeit besteht nur darin, zu bestimmen, was im Einzelfall noch als Abwaschung gelten kann. Daß eine Taufe durch Besprengung leicht ungültig sein kann, wird allgemein anerkannt, weil dabei manchmal so wenig Wasser den Täufling berührt, daß von einer Abwaschung nicht mehr die Rede sein kann. Nach einer Entscheidung des Heiligen Offiziums kann man es auch nicht als eine Abwaschung durch Aufgießen bezeichnen, wenn man jemand das Wasser als Trank in den Mund gießt.<sup>1)</sup> Wahrscheinlich wird man es auch nicht als Abwaschung bezeichnen können, wenn jemand an seinem Finger einen Tropfen Wasser hat und denselben auf der Stirne des Täuflings zerreibt. Eine solche Handlung ist eher ein „Salben“ als ein „Abwaschen“. Deshalb hat auch das Heilige Offizium am 14. Dezember 1898 erklärt, daß derartige Taufen bedingungsweise wiederholt werden müßten.<sup>2)</sup> Ähnliches wird man auch sagen müssen, wenn jemand so verfährt mit einem Tuch oder einem Schwamm, an welchem nur der eine oder andere Tropfen Wasser ist. Wenn aber der Schwamm oder das Tuch so feucht ist, daß die Leute nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ein solches Verfahren sicher als ein „Waschen“ bezeichnen, dann kann man auch annehmen, daß die *materia proxima* sicher gültig sei.<sup>3)</sup> Nach der ganzen Schilderung des vorliegenden Falles hat die Hebamme mit dem vom

<sup>1)</sup> Vgl. Göpfert, Moralthologie III<sup>3</sup>, n. 26.

<sup>2)</sup> Vgl. Génicot, Institutiones Theol. Moralis II<sup>3</sup>, n. 135.

<sup>3)</sup> Noldin, De Sacramentis<sup>14</sup>, n. 61.

Vater aufgegossenen Wasser den Täufling wirklich gewaschen, so daß in dieser Hinsicht die Taufe nicht zweifelhaft ist.

Schwieriger aber wird die Lösung des Falles dadurch, daß die Hebamme sich dabei des Wassers bediente, welches der Vater ausgoß. Da erinnert man sich nur allzu leicht an die allgemeine Lehre, daß die Taufe ungültig sei, wenn *eine* Person das Wasser ausgieße und eine *andere* Person die Form spreche. Aber so ganz einfach ist die Lösung in unserem Falle doch nicht. Gewiß, die Taufe ist ungültig, wenn *eine* Person die *materia proxima* setzt und eine andere Person die Formel spricht. Aber *wer* hat denn in unserem Falle die *materia proxima* gesetzt: der Vater oder die Hebamme oder beide zusammen?

Zur Beantwortung dieser Frage ist es sehr dienlich, einen ähnlichen Fall zu erwähnen, der von vielen Autoren erörtert wird. Nach allgemeiner Ansicht ist nämlich die Taufe gültig, wenn jemand den Täufling unter einen laufenden Brunnen hält und dabei die Taufformel spricht.<sup>1)</sup> Was ist aber zu halten von der Gültigkeit einer Taufe, bei der jemand einen Wasserkrug hat und langsam daraus das Wasser ausgießt, während ein *anderer* das Kind darunter hält und dabei die Taufformel spricht? Lehmkuhl antwortet darauf, daß in einem solchen Falle die Taufe ungültig oder wenigstens zweifelhaft sei, weil hier das Wasser fließe durch menschliche Hilfe (*humana ope*, i. e. *alterius ope*).<sup>2)</sup> Gegen diese Auffassung muß aber darauf hingewiesen werden, daß es nicht leicht einzusehen ist, warum die Taufe deshalb ungültig sein sollte, weil das Wasser durch *menschliche Hilfe* fließe. Dies müßte man nämlich dann auch konsequent auf den Fall anwenden, in welchem es sich um einen Brunnen handelt, der durch menschliche Tätigkeit in Bewegung gesetzt wird, selbst dann, wenn das Wasser durch Röhren weit geleitet wird und derjenige, der pumpt, keine Ahnung davon hat, daß jemand am Ende der Röhren ein Kind unter das Wasser hält, um es zu taufen. Und doch wird jedem schon das natürliche Gefühl fast von selbst sagen, daß zwischen dieser letzteren Taufe und der Taufe, bei welcher jemand das Kind unter einen laufenden Brunnen hält, kaum ein Unterschied sein könne. Auch kann man nicht ohneweiters begreifen, warum das Wasser nicht „*humana ope*“ fließen dürfe. Bei der Aufstellung der allgemeinen Grundsätze über die Gültigkeit der Taufe wird doch nirgends gesagt, daß das Wasser nicht „*humana ope*“ fließen dürfe. Warum jetzt auf einmal diese Einschränkung? Selbstverständlich soll aber durch diese Bemerkungen nicht von vornherein geleugnet werden, daß die Ansicht Lehmkuhls nur die Folgerung aus einem andern all-

<sup>1)</sup> Lehmkuhl, Theologia Moralis II<sup>11</sup>, n. 86.

<sup>2)</sup> Lehmkuhl, I. c.

gemein anerkannten Prinzip sein könne. Sicherlich kann aber der Umstand, daß das Wasser „humana ope“ fließt, nicht der *letzte* Grund sein, weshalb die Taufe ungültig ist. Welches aber wird wohl dieses Prinzip sein, worin ist der *tieftste* Grund zu suchen, daß in ähnlichen Fällen die Taufe ungültig sein kann? Einen gangbaren Weg zur Lösung dieser Frage scheinen Ballerini-Palmieri<sup>1)</sup> und Marc<sup>2)</sup> zu weisen bei Behandlung der verwandten Frage, ob die Taufe gültig sei, welche von mehreren Spendern zugleich gespendet werde, und zwar so, daß jeder die Abwaschung vornehme und die Form spreche. Die Antwort lautet: Wenn jeder nur in *Abhängigkeit* (dependenten) von den andern, als causa particularis taufen will, dann ist die Taufe ungültig; wenn aber jeder *unabhängig* von den andern taufen will, dann ist die Taufe gültig, es hat aber nur jener die Taufe gespendet, der zuerst mit dem Abwaschen und dem Aussprechen der Form fertig ist. Diese Lösung dürfte den tiefsten Grund aufweisen, warum in ähnlichen Fällen die Taufe manchmal ungültig sein kann, sie hängt zudem aufs innigste zusammen mit dem allgemein anerkannten Grundsatz, daß *dieselbe* Person Materie und Form setzen müsse, sie ist gleichsam nur dessen Umschreibung unter Einbeziehung der anderen Wahrheit, die sich aus dem Sinn der Taufformel ergibt, nämlich daß nur eine *Einzelperson* Spender sein könne. Nun werden allerdings in Fällen, bei denen *eine* Person aus einem Krüge langsam Wasser ausgießt und eine *andere* Person das Kind darunter hält und dabei die Formel spricht, gewöhnlich die beiden Personen miteinander als causae partiales die Taufe spenden wollen. Insofern hat Lehmkuhl recht, wenn er sagt, die Taufe sei ungültig, wenn das Wasser fließe „humana ope“. Aber *notwendig* ist es nicht, daß in solchen Fällen die betreffenden Personen die Absicht haben *müssen*, nur als causae partiales die Taufe zu spenden. Man denke doch nur einmal an den Fall, in welchem der Küster bei der Taufe dem Priester das Taufwasser immer in die hohle Hand gießt und dieser dann damit die Abwaschung vornimmt; sollte da die Taufe ungültig sein, wenn der Küster aus Versehen das Wasser an der hohlen Hand vorbei sofort auf das Haupt des Kindes geschüttet und der Priester dann ähnlich wie die Hebamme in unserem Falle die Abwaschung vorgenommen hätte? Könnte man da sagen, der Küster sei causa partialis durch Setzung der materia proxima gewesen? Die Setzung der materia proxima muß doch ein actus humanus, also wenigstens virtuell gewollt sein. Dies trifft doch im vorliegenden Falle durchaus nicht zu. Es ist daher durchaus nicht einzusehen, warum die Taufe nicht ebenso gültig sein sollte wie in dem Falle,

<sup>1)</sup> Opus Theologicum Morale Vol. IV<sup>2</sup>, p. 553.

<sup>2)</sup> Institutiones Morales II<sup>5</sup>, n. 1464.



in welchem jemand ein Kind unter einen laufenden Brunnen hält. Zweifel könnte man an der Gültigkeit der Taufe höchstens bekommen, wenn der Küster tatsächlich die Absicht hätte, als *causa partialis* die Taufe zu spenden, der Priester aber die Intention hätte, allein und unabhängig von jedem andern die Taufe zu spenden. Doch soll hierauf nicht näher eingegangen werden.

Eine ähnliche Ansicht vertritt auch Noldin. Auf die eben erwähnte Frage, ob ein Kind gültig getauft sei, wenn der *eine* das Wasser ausgieße, der *andere* es aber unter das fließende Wasser halte und dabei die Form spreche, antwortet er nicht wie Lehmkuhl, sondern er macht eine Unterscheidung und sagt: Wenn jemand bei der Taufe das Wasser benützt, das ein anderer nicht zu diesem Zwecke ausgießt oder nur in der Absicht, dem andern es leichter zu machen, allein die Taufe zu spenden, dann ist die Taufe gültig, weil nur *einer* da ist, der tauft; wenn aber jemand sich wissentlich des Wassers bedient, das ein anderer ausgießt zu dem Zwecke, den andern *durch Setzung der materia proxima* zu unterstützen, dann ist die Taufe ungültig, weil der eine die Materie setzt, der andere die Form spricht.<sup>1)</sup>

Nach Noldin wäre also die eingangs erwähnte Taufe gültig, wenn der Vater das Wasser ausgegossen hätte in der Absicht, es der Hebamme zu ermöglichen, daß *sie allein* möglichst rasch und schnell das Kind taufen könne. Die Taufe wäre auch gültig gewesen, wenn die Hebamme das Kind nur unter das ausgegossene Wasser gehalten und dabei die Form gesprochen hätte; es war nicht nötig, daß sie noch eigens das Kind in der Weise abwusch, daß sie mit der rechten Hand hin- und herfuhr.

Allerdings lag der Fall vielleicht nicht ganz genau so. Es wäre ja möglich, daß das Kind schon an einer bestimmten Stelle lag und der Vater das Wasser über das Kind ausgoß, ohne daß also die Hebamme etwas tat, um das Kind mit dem fließenden Wasser in Verbindung zu bringen. In diesem Falle wäre die Taufe ungültig gewesen, wenn die Hebamme *nur* die Form gesprochen und *sonst nichts* getan hätte, weil sie ja keine Abwaschung vorgenommen hätte. Aber tatsächlich hat sie ja durch Hin- und Herreiben mit der rechten Hand das Kind abgewaschen. Auf die Frage, ob unter diesen letzteren Umständen die Taufe gültig sei, muß man wohl mit derselben Distinktion antworten wie Noldin. Hat der Vater nur in der Absicht das Wasser ausgegossen, damit *die Hebamme allein* leicht und schnell die *materia proxima* setzen, d. h. das Kind abwaschen könne, und hat die Hebamme auch tatsächlich *ganz allein* die *materia proxima* setzen wollen, dann war die Taufe gültig. Wollte der Vater in der Aufregung schnell *mithelfen bei der sakramentalen*

<sup>1)</sup> Noldin, De Sacramentis<sup>14</sup>, n. 61.

*Abwäschung selbst*, also bei Setzung der *materia proxima*; oder sie vielleicht gar allein setzen, dann war die Taufe ungültig oder wenigstens zweifelhaft.

In Wirklichkeit werden allerdings die Leute kaum mit hinreichender Sicherheit sagen können, was sie während dieser aufregenden Augenblicke eigentlich für eine Absicht hatten. Deshalb muß man in einem solchen Falle das Kind gewöhnlich *bedingungsweise wiederlaufen*.

Münster (Westf.). P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

## Mitteilungen.

An dieser Stelle werden u. a. *Anfragen an die Redaktion* erledigt, die allgemeines Interesse beanspruchen können; sie sind durch ein Sternchen (\*) gekennzeichnet.

**I. (Nochmals die passive Eheassistentenz.)** In der Theol.-prakt. Quartalschrift 1928, S. 601 f. wurde die Entscheidung der Kommission zur Auslegung des Kodex vom 10. März 1928 (A. A. S. XX, 120), welche unzweideutig die Unzulässigkeit der passiven Eheassistentenz aussprach, erörtert. Nun könnte aber immerhin der Zweifel bestehen, ob nicht die bis zur Publikation dieser Erklärung unter passiver Assistenz abgeschlossenen Ehen dennoch gültig seien; denn die nach Prag 26. November 1919 und nach Marburg am 24. November 1920 ergangenen Erklärungen waren nicht in dem kirchlichen Amtsblatt des Apostolischen Stuhles verlautbart worden. Auf eine Anfrage des hochwürdigsten Bischöflichen Ordinariates in Linz erklärte das S. Offizium am 3. Februar 1929, Nr. 2087, daß auch die in der Zwischenzeit von der Rechtskraft des Kodex, 19. Mai 1918, bis 10. März 1928, unter bloß passiver Assistenz abgeschlossenen Ehen ungültig seien. Die vor der Rechtskraft des Kodex abgeschlossenen derartigen Ehen waren gültig, doch machte das S. Offizium am 2. August 1916 aufmerksam, daß die passive Assistenz nur unter den festgestellten Bedingungen und nur in jenen Gegenden toleriert sei, für welche vor dem Dekret *Ne Temere* besondere Instruktionen vom Heiligen Stuhle erlassen worden seien (Archiv f. k. K.-R. 1917, 87). Die nach Linz ergangene Entscheidung hat folgenden Wortlaut:

„Diligenti examini subjectis quaestionibus per litteras 7. Nov. 1928 ab Amplitudine Tua S. Congregationi de Sacramentorum disciplina propositis et inde ratione competentiae ad S. Officium transmissis, nempe: 1. Utrum matrimonia mixta celebrata in Austria ob denegatas cautiones juxta peculiarem ad rem S. Sedis concessionem, coram parrocho tantum passive adsistente a die 19. Maii 1918 (qua Codex j. c. coepit vigere)

ad diem 10. Martii 1928 (qua data est interpretatio authentica can. 1102, § 1) valida habenda sint, nec ne? et quatenus negative; 2. num convalidari oporteat an non omnia haec matrimonia per decretum generale sanationis in radice? 3. Quid autem in specie de matrimonio die 27. Jan. 1919 ita inito in G. inter catholicum J. E. et M. P. sectae lutheranae adscriptam?

Haec S. S. Congregatio feria IV., die 23. Jan. nuper elapsi respondendum decrevit: Ad 1. Negative. — Ad 2. Negative, et recurrendum esse in singulis casibus. — Ad 3. Si utraque pars parata tandem sit ad praestandas formiter cautiones, matrimonium convalidandum esse ad praescriptiones can. 1137 per renovationem consensus in forma legitima; ad quod tamen sufficere potest, ut consensus renovetur absque ulla solemnitate, privatim tantum coram parocho et duobus testibus. Si vero pars catholica vere resipuerit et parata sit standi mandatis ecclesiae, sed pars acatholica in denegatione cautionum obstinate persistat, matrimonium convalidandum esse per sanationem in radice cum solitis clausulis a Summo Pontifice implorandam. Sin autem utraque pars in propria pervicacia perseveret, nihil esse agendum.

Das Heilige Offizium stellte sich also auf den Standpunkt, daß die betreffende Stelle des Kodex (can. 1095, § 1, n. 3: requirant excipiantque contrahentium consensum, bezw. can. 1102, § 1, wo für Mischehen dieselbe Fragestellung verlangt wird) klar ist. Erfolgt in einer solchen an sich klaren Sache eine authentische Interpretation, so bedarf dieselbe keiner Promulgation und hat rückwirkende Kraft (can. 17, § 2). Bei dieser Auffassung ist die Entscheidung des Heiligen Offiziums vollständig begreiflich. Wie konnten aber kirchliche Stellen und Kanonisten in dieser Sache einen Zweifel haben? Ja, gewiß, die Gesetzesworte sind klar. Aber dieselben Worte wie in can. 1095, § 1, n. 3 kommen auch im Dekret *Ne temere* IV, § 3 vor. Und doch hatte das Heilige Offizium am 21. Juni 1912 (A. A. S. IV, 443 f.) erklärt, daß diese Bestimmung für den Fall einer passiven Assistenz nicht gelte (*locum non habere*). Da nun nach can. 6, n. 2. Kanones, die den Wortlaut älterer Gesetze haben, nach den Erklärungen des älteren Gesetzes ausgelegt werden können, so schien die Auffassung von der weiteren Zulässigkeit der passiven Assistenz, bezw. die Gültigkeit der bis zur Publikation der authentischen Erklärung unter passiver Assistenz abgeschlossenen Ehen nicht durchaus unwahrscheinlich.

Graz.

*Prof. Dr J. Haring.*

II. (Nochmals „Gründung einer neuen Kongregation“.) In der Quartalschrift 1928, S. 826, machte ich darauf aufmerksam, daß der Vorgang bei Gründung einer neuen Kongregation im kirchlichen Rechte nur unvollkommen umschrieben ist. Wie



wird das erste Noviziat zurückgelegt? die erste Profeß abgelegt? Kann der Bischof auf Grund der Ermächtigung des Apostolischen Stuhles, die Gründung zuzulassen (can. 492, § 1), die Dispensation vom kanonischen<sup>2</sup> Noviziat, besonders wenn ein tatsächlich vorausgegangen ist, geben? Die bejahende Antwort scheint eine Stütze im kanonischen Rechte zu haben. Man vergleiche z. B. can. 66, § 3 (mit einer Fakultät sind auch jene Ermächtigungen gegeben, die zum Gebrauche der Fakultät notwendig sind) und can. 68 (ein Privilegium ist stets so auszulegen, daß mit demselben die Träger des Privilegiums eine Begünstigung erlangen). Erhält ein Bischof die Ermächtigung, eine Kongregation zu gründen, bzw. deren Gründung zu gestatten und kann er nicht auch vom kanonischen Noviziat dispensieren, so hat er praktisch eine ganz wertlose Vollmacht erhalten.

Von einem Kenner des Ordensrechtes erhielt ich nun nachstehende Ausführungen:

„Nach can. 492, § 1 darf der Bischof ohne Genehmigung des Apostolischen Stuhles keine Bestätigung oder Gründung einer religiösen Kongregation vornehmen; auch soll er solche Neugründungen ohne Genehmigung des Heiligen Stuhles nicht zulassen. In einer Diözese besteht nun seit drei Jahren eine Genossenschaft für karitative Zwecke. Die Mitglieder werden wie Schwestern eingekleidet und leben nach einer Regel, die vom Bischof genehmigt ist. Nach drei Jahren erhält der Bischof vom Heiligen Stuhl die Erlaubnis, die Genossenschaft als Diözesan-Kongregation zu errichten. Da entstehen gleich eine Anzahl von Fragen, die nicht im neuen Gesetzbuch enthalten sind und doch notwendig beantwortet werden müssen.

1. Hat die Genehmigung und kanonische Errichtung des Bischofs rückwirkende Kraft? — R. Nein. Die Schwestern können also das vorgeschriebene kanonische Noviziatsjahr erst mit der kanonischen Errichtung des Noviziatshauses beginnen. Wo nur ein Haus besteht, ist das Haus notwendig auch Noviziat, so daß die kanonische Errichtung dieses Hauses genügt.

2. Kann der Bischof das eine von den bereits zurückgelegten Jahren als das kanonische Noviziatsjahr anerkennen? — R. Ohne apostolisches Indult nicht. Aber Rom wird gerne diese Erlaubnis geben, wenn die Schwestern seit drei Jahren die Regel beobachtet haben mit der Absicht, die Gelübde abzulegen. Ebenso wird auf Anfragen dem Bischof die Erlaubnis erteilt, zur Ablegung der zeitlichen Gelübde die Schwestern zuzulassen, die er und die vorläufige Oberin für würdig crachten und wenn die Schwestern selbst es wollen.

3. Kann die neue Diözesan-Kongregation schon im gleichen Jahre ihrer kanonischen Errichtung ein Generalkapitel ab-

halten? — R. Vor Ablegung der Gelübde geht das nicht. Wohl aber kann der Bischof das Indult erhalten, die Ordensgenossenschaft zu versammeln und die Wahl der Oberin und der anderen Ämter, welche in einem Kapitel gewählt sein müssen, zu bestätigen.

Gefällt ihm eine Wahl nicht, so kann und darf er seine Zustimmung verweigern und so eine neue Wahl notwendig machen. Ist der Generalrat gewählt, dann kann dieser zu allen Ämtern ernennen, die nicht der Kapitelwahl vorbehalten sind.

Ohne päpstliches Indult kann der Bischof nicht vom kanonischen Noviziatsjahr, dem Probealter für die Oberinnen u. s. w. dispensieren. Noch im Jahre 1928 wurden bei einer neuen Kongregation, wo dieses Indult fehlte, die Gelübde aller Schwestern von Rom saniert.

Bei neuen Kongregationen sind diese Indulte zum unmittelbaren Inslebensreten einfach notwendig und werden deshalb auch gegeben.“

So weit mein Gewährsmann. Wenn in der erwähnten Sanation nicht eine *sanatio ad cautelam* für einen ängstlichen Fragesteller liegt, so würde sich allerdings daraus der Satz ergeben, daß der Bischof auf Grund der Genehmigungsermächtigung keine weiteren Dispensen, welche zur Durchführung der Ermächtigung notwendig sind, geben darf. Jedenfalls ist bei der Häufigkeit des Falles eine Klarstellung des Rechtes durch die kompetenten kirchlichen Behörden höchst wünschenswert.

Graz.

*Prof. Dr J. Haring.*

**III. (Klausurerleichterungen.)** Die Klausur der Nonnenklöster, also jener Klöster, deren Mitglieder feierliche Gelübde ablegen, besteht darin, daß die Nonnen außer im Falle der Todesgefahr oder eines anderen drohenden sehr schweren Übels das Kloster nicht verlassen dürfen, anderseits aber auch abgesehen von gesetzlichen Ausnahmen niemand den Klausurraum betreten darf (can. 600 und 601 Cod. jur. can.). Die Durchführung dieser schon alten Bestimmungen bereitet besonders in weiblichen Orden, welche dem Unterrichte der weiblichen Jugend sich widmen, große Schwierigkeiten, denn die Schülerinnen dürfen den Klausurraum nicht betreten, die Nonnen die Klausur nicht verlassen. Derart wäre der Unterricht nur am klösterlichen Sprechgitter möglich. Ferner, wenn die Klosterschule das Recht erlangen will, staatsgültige Zeugnisse auszustellen, müssen die Nonnen sich gewissen Prüfungen unterziehen, auswärtige Kurse besuchen, die Kinder auf Schulausflügen begleiten — lauter Dinge, welche mit der päpstlichen Klausur nicht vereinbar sind. In einer solchen Lage befand sich auch das Ursulinenkloster in Graz. Auf ein Ansuchen der Oberin erging an den zuständigen Bischof folgendes Dekret:

E secretaria S. C. de religiosis.

Nr. 8177/27.

*Decretum.*

S. Congregatio negotiis religiosorum proposita attentis peculiaribus adjunctis, in quibus versatur monasterium S. Ursulae in Urbe Graz, Dioecesis Seccoviensis, praehabito voto Reverendissimi Ordinarii Seccoviensis precibus earundem monialium adnuens, praesentis decreti tenore statuit, ut in posterum in dicto monasterio praemisso triennio votorum temporalium ad praescriptionem can. 574 vota perpetua nonnisi simplicia emittantur et clausura monialium propria jure episcopali servetur, salvis de cetero natura, juribus et privilegiis Monasterii, monialium regulis et constitutionibus in suo robore manentibus et salva etiam solemnitate votorum pro monialibus ad praesens jam professis. Committitur vero R. Ordinario Seccoviensi, ut praesens decretum in praedicto monasterio publicari faciat eiusque exemplar tam in tabulario ipsius monasterii quam in actis curiae dioecesanae servari curet et insimul huic S. Congregationi exemplar decreti executorialis quam primum transmittatur. Contrariis non obstantibus quibuscumque.

Datum Romae die 20. Januarii 1928.

In Zukunft also nur einfache Gelübde. Die päpstliche Klausur wird in eine bischöfliche umgewandelt, die bereits abgelegte feierliche Profeß bleibt bestehen.

Graz.

*Prof. Dr J. Haring.*

IV. (Wünschenswerte Klausurvollmachten.) Nach can. 601, § 1 Cod. jur. can. dürfen Klosterfrauen mit päpstlicher Klausur ohne Erlaubnis des Apostolischen Stuhles das Kloster nur in casu imminentis periculi mortis vel alius gravissimi mali verlassen. Auf Grund der Quinquennalfakultäten dürfen die Bischöfe, auch wenn die erwähnte Gefahr nicht vorliegt, das Verlassen der Klausur zum Zwecke einer dringenden chirurgischen Operation gestatten. So dankenswert diese Vollmacht ist, für die Praxis reicht sie nicht aus, wie folgender Fall zeigt. Zur Hintanhaltung einer gefährlichen Operation sollte eine Nonne nach ärztlicher Weisung in einem öffentlichen Krankenhause eine Bestrahlung erhalten. Mit Rücksicht auf das periculum gravissimi mali gestattete der Ordinarius die Anwendung des can. 601, § 1, d. h. das Verlassen der Klausur. Da aber die Bestrahlung nach ärztlicher Verordnung periodenmäßig wiederholt werden sollte und die Quinquennalfakultäten nur von einer chirurgischen Operation sprechen, mußte schließlich doch beim Apostolischen Stuhle um Klausurdispens angesucht werden. Es wurde der Ordinarius auf ein Jahr ermächtigt, nach Bedarf der Nonne Dispens zu gewähren. Da sich solche Fälle heutzutage oft einstellen, wäre eine allgemeine Vollmacht der Ortsordinarien



wünschenswert. — Ein anderer Fall: Die Klosterschwester einer Kongregation bischöflichen Rechtes befindet sich krankheits- halber bereits sechs Monate in einem öffentlichen Krankenhause. Nach can. 606, § 2 ist für eine Verlängerung des Abwesenheits- termines über sechs Monate ein apostolisches Indult notwendig. Die Bischöfe besitzen in dieser Richtung keine Vollmachten. In einem konkreten Falle wurde der Ortsordinarius ermächtigt, nach Bedarf die Abwesenheit bis zum Höchstaussmaße von zwei Jahren zu gestatten. Wegen der Häufigkeit ähnlicher Fälle wäre auch hier eine allgemeine Vollmacht der Ortsordinarien erwünscht.

Graz.

*Prof. Dr J. Haring.*

V. (**Beobachtung des Fastengebotes auf Reisen.**) Der Fürstbischof von Seckau-Graz erhielt auf sein Ansuchen von der Congr. Concilii, 9. Feb. 1929 Nr. 1265, die Ermächtigung, seinen Diözesanen allgemein zu gestatten, daß sie auf Reisen auch außerhalb der Diözese sich des heimatlichen Fasten- indultes *secluso scandalo* bedienen. Bei der heutigen Art und Weise zu reisen verdiente dieses Indult eine allgemeine Aus- dehnung. Die Theol.-prakt. Quartalschrift 1904, 353 ff. wies bereits auf diese Sache hin.

Graz.

*Prof. Dr J. Haring.*

VI. (**Ein Prozeß mit dem Feuerbestattungsverein „Die Flamme“.**) A. M., eine praktische Katholikin, war dem Feuer- bestattungsverein „Die Flamme“ beigetreten und hatte nach Anweisung der Statuten dieses Vereines bei der Vereinsleitung eine selbst geschriebene und unterschriebene Erklärung mit der Überschrift „Mein letzter Wille“ hinterlegt, worin sie verfügt, daß nach ihrem Tode sogleich „Die Flamme“ zum Zwecke der Einäscherung ihrer Leiche verständigt werden solle. Der ge- nannte Verein sollte gegen alle, welche diesen letzten Willen nicht respektieren, die gerichtliche Hilfe in Anspruch nehmen können. Unmittelbar vor ihrem Tode widerrief A. M. vor dem Seelsorger, der ihr erklärte, daß sie, wenn sie bei der Ein- äscherung ihrer Leiche verharre, die Sterbesakramente nicht empfangen könne, die letztwillige Verfügung. Die Verstorbene wurde dann im Grabe ihrer Eltern beigesetzt. Als „Die Flamme“ davon Kenntnis erhielt, erhob sie gegen den Sohn der Ver- storbenen die Klage, zu gestatten, daß auf seine Kosten die Leiche enterdigt und der Verbrennung zugeführt werde. Das Landesgericht Graz, das sich mit dem Fall zu beschäftigen hatte, stellte auf Antrag des Parteienvertreters Dr Orel zu- nächst fest, daß der „letzte Wille“ der Frau keine letztwillige Verfügung im Sinne des § 552 a. b. G. B. ist, da über kein Vermögen verfügt wird. Nur die Anordnung, wodurch jemand über sein Vermögen oder einen Teil desselben auf den Todesfall

verfügt, ist eine Erklärung des letzten Willens im Sinne des zitierten Paragraphen. Da diese Anordnung kein Testament war, konnte sie auch in einer anderen Weise als in Testamentform abgeändert werden, also auch durch bloßen Widerruf vor dem Pfarrer. Der Einwand, daß dieser Widerruf unter psychischem Zwange erfolgt sei, wird dadurch widerlegt, daß die Frau selbst nach den Sterbesakramenten verlangte, auch sonst ihre religiösen Pflichten erfüllte und erst durch den Pfarrer über die wahre Sachlage aufgeklärt wurde. Das Gericht stellte weiter fest, daß der Verein „Flamme“ auch nicht als Testamentsexekutor auftreten kann, da die Anordnung ja vor dem Pfarrer widerrufen worden war. Auch die Klage gegen den Sohn war nicht berechtigt, da abgesehen vom Widerruf, der Sohn im „letzten Willen“ vermögensrechtlich nicht bedacht war, also auch nicht verpflichtet war, einen Auftrag durchzuführen (§ 709 a. b. G. B.). Schließlich erklärte das Gericht, daß beerdigte Leichen nicht mehr im Rechtsverkehr stehen, also auf Ausfolgung nicht mehr geklagt werden kann. Das Urteil des Landesgerichtes Graz, Abt. X, erließ am 29. November 1928, G. Z. 10 Cg. 503/28.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

VII. („*Catholica non leguntur.*“) Diese Klage ist alt. Sie ist auch durchaus berechtigt. Heute mehr denn je.

Seit meiner 25jährigen priesterlichen Amtstätigkeit habe ich stets dieser überaus wichtigen Frage mein besonderes Augenmerk geschenkt. Es ist meines Erachtens mit dem *Catholica non leguntur* nicht besser geworden. Nicht besser geworden, zum Teil wenigstens, weil wir Katholiken selbst nicht überall und behend genug zur Stelle waren. Leider sind wir durch unser „laissez faire“ mitschuldig an dem horrenden Elend, daß Katholisches nicht gelesen wird.

Dafür hatte ich vor nicht langer Zeit einen schlagenden Beweis in Händen. Ich forderte in einer fast ganz katholischen größeren Stadt Süddeutschlands beim Bahnhofbuchhändler die „Kölnische Volkszeitung“. Sie war nicht da. Dann die „Germania“. Auch die fehlte. Das katholische Lokalblatt konnte ich haben. Ich drückte dem Buchhändler mein Bedauern aus und beschwerte mich, nach Hause zurückgekehrt, bei den Verlagen obengenannter katholischen Zeitungen. Einer der Verlage dankte und versprach, nach dem Rechten sehen zu wollen.

Ein anderes Bild: Ich war zur Erholung in einem kleineren Badeort Norddeutschlands, in dem auch Katholiken verkehren. In den vorhandenen Zeitungsständen war die Berliner Großpresse wohl restlos vertreten. Die „Germania“ fehlte natürlich.

Man mustere einmal die Zeitungskioske der Bahnhöfe. Mit der stärksten Brille entdeckt man selten eine führende katho-

lische Zeitung. Höchstens das katholische Lokalblatt, wenn es ein solches gibt. Durchweg immer dasselbe traurige Bild, um nicht zu sagen groteske Elend.

Dabei bilden wir Katholiken ein Drittel der deutschen Bevölkerung. Freilich, in punkto Zeitungswesen haben wir es, wenn eine neuerliche Statistik wahr ist, auf ein gutes Zehntel gebracht. So weit die Tatsachen.

Nun aber ein Wort zu den Gründen: Wir können uns dem Eindruck nicht verschließen, daß unsere katholischen Zeitungsverlage nicht allweg agitatorisch auf der Höhe sind, daß manche es an der so notwendigen Propaganda sicher fehlen lassen. Welch eine unheimliche Propaganda betreiben z. B. die sogenannten „General-Anzeiger“. Man scheut als kluger Geschäftsmann vor größten Geldopfern nicht zurück. Man wirft, um einen westfälischen Ausdruck zu gebrauchen, mit der Wurst nach der Speckseite. Es lohnt sich. Das Ausgeworfene kommt vielfach vermehrt wieder herein.

Auch die anders gerichtete Presse läßt es sich etwas kosten. Im Jahre 1910 war ich in Oberitalien. In Verona lief der italienische Zeitungsverkäufer am Schnellzug entlang und rief aus Leibeskräften: „Il Secolo — Berliner Tageblatt“! Sagen wir einmal im katholischen Italien.

Wir meinen schon, gerade in dieser Hinsicht, nicht bloß betreffend Inserate, müßten unsere katholischen Verleger noch bessere Kaufleute sein. Die Propaganda hat vielleicht nicht sofort den gewünschten Erfolg, aber „steter Tropfen höhlt den Stein“. Auf einen Versuch kommt es an. Wir haben doch heute katholische Zeitungen und Zeitschriften, die sich wahrlich sehen lassen können, die den Vergleich mit den andern schon aushalten können. Wenn ich diese Gedanken mir von der Seele schrieb, dann wollte ich durchaus nicht unsere katholischen Zeitungsverleger als *die* Schuldigen oder Alleinschuldigen hinstellen.

Ein Großteil der Schuld trifft uns Katholiken allgemein. Sehen wir uns einmal in unsern katholischen Familien die Tagespresse an. Man staunt. Selbst gute Katholiken abonnieren eine zum mindesten nicht katholikenfreundliche Zeitung, obschon eine ebenso leistungsfähige katholische Zeitung am Orte erscheint. Das ist eine nicht nur traurige, sondern geradezu beschämende Tatsache. Welch ein Mangel katholischen Bewußtseins und katholischen Korpsgeistes! Wie wenig Rückenmark! Man erlaube die Frage: „Würden Evangelische jemals zu einer solchen Handlungsweise fähig sein? Würden sie es je über sich bringen, ein katholisches Blatt zu halten, wenn ein gleichwertiges evangelisches Blatt am Orte erscheint?“



Weisen wir Seelsorger auch genug hin auf die heilige Pflicht, eine katholische Zeitung zu halten, wenn man überhaupt eine Tageszeitung bezahlen kann? Mit dem Halten eines Sonntagsblattes oder des katholischen Kirchenblattes ist das Halten einer nichtkatholischen Tageszeitung wahrlich nicht aufgewogen. „Praedicate opportune, importune . . .“ sagt einmal der heilige Paulus. Ja, sagen wir es dem katholischen Volke immer wieder, ob's gelegen oder auch ungelegen kommt. Sagen wir es bei unsern Hausbesuchen, in den Versammlungen, im Kirchenblatt, auch auf der Kanzel. Sagen wir es immer wieder in liebevoll-ernsten Worten. Wer dann Anstoß nimmt, der nimmt pharisäischen Anstoß. Es könnte ganz gewiß gerade in dieser Hinsicht von uns Seelsorgern viel mehr geschehen. Das ist aber eine eminent wichtige Seelsorgsarbeit.

Weiter: Warum fordern wir Katholiken auf Reisen nicht immer wieder eine führende *katholische* Zeitung? Den Zeitungsverkäufern liegt daran, zu verdienen. Sie werden eine Zeitung, die immer wieder verlangt wird, schon aus Geschäftsgründen einstellen. Wie steht es da vor allem mit unsern katholischen Akademikern und sonstigen Gebildeten? Wäre das nicht ein prächtiges Laienapostolat? Der eine sporne den andern an, doch gerade auf der Reise für die katholische Zeitung und Zeitschrift eine Lanze zu brechen. Aber was kaufen manche Katholiken auf ihren Reisen? Wen unterstützen sie dadurch? Sie wollen allseitig gebildet und nicht einseitig oder unmodern sein. In Wirklichkeit sind sie als Katholiken recht rückständig. Sie sollten sich schämen. Wo bleiben unsere *ganzen* Katholiken?

Noch ein Letztes: Es handelt sich um eine besonders wichtige „Katholische Aktion“. Könnte man bei gutem Willen nicht mit Leichtigkeit und ohne besondere oder große Unkosten katholische Lektüre unters Volk werfen? Was wird heute nicht alles von den verschiedensten Sekten, von Freidenkern, Sozialisten und Kommunisten unters Volk geworfen. Wie wäre es, wenn wir Katholiken unsere Blätter und Zeitschriften — ab und zu auch mal ein zeitgemäßes Buch — aufheben und bei jeder sich bietenden Gelegenheit irgendwo in der Öffentlichkeit unvermerkt liegen lassen und so an den Mann bringen würden? Ich selbst halte eine große Menge von katholischen Zeitschriften. Nicht, weil ich Zeit hätte, alle gründlich zu studieren, sondern weil ich es für meine Pflicht halte, sie zu unterstützen. Ich lese natürlich, soviel Zeit immer mir zur Verfügung steht. Das Erledigte wird fein aufgehoben, bis wieder eine kleinere oder größere Reise kommt. Dann wird es in der Handtasche verstaut und unterwegs in den verschiedensten Zugabteilen unvermerkt ausgeladen. So kommt dann auch einmal einem anders gerichteten Menschen etwas Katholisches unter die Augen. Und

siehe da! Man hatte Katholisches bislang unbedingt für minderwertig gehalten. Und nun sieht man ganz erstaunt, wie furchtbar vernünftig und hochwertig Katholiken schreiben können. Ja, vielleicht könnte es in diesem oder jenem Falle einmal „zum Katholischwerden“ führen. Als ich — man nehme mir diese persönliche Note nicht übel — vor einiger Zeit meine Urlaubsreise nach Norddeutschland antreten wollte, stand ich vor der Frage: „Koffer und Handtasche“ oder „Koffer und Koffer?“ Ich entschied mich für Koffer und Koffer, weil ich den zweiten kleineren Koffer fast ganz mit Zeitschriften füllte, die dann überall im katholikenfinsteren Norden das Licht der Welt wieder erblickten und freundlich lächelten: „Nimm mich mit! — Nimm und lies!“ Ich habe mich an den beiden Koffern schief getragen, aber ich tat es gern im Bewußtsein einer katholischen Aktion.

Bei meiner Aktion fehlte auch der Humor nicht ganz. Irgendwo kommt mir ein katholischer Herr entgegen und überreicht mir beglückt eine von mir „ausgesetzte“ Zeitschrift: „Hochwürden, ich dachte, sie müßte Ihnen wohl gehören, Sie hätten sie versehentlich liegen gelassen.“ Ich dankte herzlich für die Aufmerksamkeit. Das andere Mal war sie gewiß in andere Hände geraten.

Es könnte diese Methode vielleicht eigenartig anmuten. Egal! Wenn sie nur wirkt und es nicht immer mehr heißen muß: „Catholica non leguntur.“

Hagen i. W.

*Pfarrer Clemens.*

**VIII. (Von angeblichen Wundern und wunderbaren Ereignissen, veröffentlicht in katholischen Blättern und Kalendern.)** Nachstehende Aufstellung wird das Pauluswort: „Du aber sei nüchtern in allem“ (2 Tim 4, 5) bekräftigen.

1. Im Jahre 1925 sollte auf einem Bureau in Budapest eine Angestellte abgebaut werden. In ihrer Not betet sie zur heiligen Theresia von Lisieux und besucht dann noch einmal den Personalchef, den sie bittet, sie im Amte zu belassen. Der erwidert unwirsch, daß schon eine Ordensschwester sich für sie verwandt habe, der er bei ihrem Besuche zugesagt habe, die Dame nicht zu entlassen. Die Angestellte weiß von keiner Ordensschwester, aber plötzlich geht ihr ein Licht auf, sie zeigt ein Bild der kleinen Therese, und der Beamte erklärt, daß das die Schwester gewesen, die ihn auf seinem Bureau aufgesucht habe. — So stand zu lesen im Jahre 1926/27 — zuerst in einem Judenblatt, dann in vielen frommen Blättern. Was ist daran wahr? Vor mir liegt ein Brief des Generalvikars von Gran: „Die vom hiesigen Ordinariat angeordnete Untersuchung hat das der Fürbitte der heiligen Theresia von Lisieux zugeschriebene Wunder in Budapest als unwahr erwiesen.“

2. „In Sorge um das Beichtgeheimnis“ stand als Erzählung in einem katholischen Missionskalender. Ein vor Jahren gestorbener Priester erscheint zuweilen in einem englischen Schlosse. Ein Bischof soll ihn „beschwören“, tut das und erfährt von der „Erscheinung“, sie habe etwas aus einer ihr abgelegten Beichte aufgeschrieben, sei dann plötzlich gestorben und könne in der Ewigkeit keine Ruhe finden, bis der Zettel verbrannt sei. Der Bischof findet den Zettel — sehr geheimnisvoll —, verbrennt ihn und der Priester wird nicht mehr gesehen. — Woher stammt diese „gut katholische“ Erzählung? Sie stand zuerst in dem Buche des Engländers Leadbeater „Gibt es eine Wiederkehr?“ Verlag für Okkultismus in Berlin, und war schon dort als anglikanisches Märchen gedacht.

3. „Das Gespensterzimmer“ war eine Erzählung einer katholischen Zeitschrift. In einem Schlosse in Pendeen in England erscheint ein vor Jahrhunderten verstorbener Mönch, offenbar einem Schloßbewohner, daß im Keller eine Monstranz eingemauert ist, in der seit 200 Jahren das heilige Sakrament in Brotsgestalt verborgen ist. Der Schloßbewohner sucht unter Leitung des Mönches und findet die Monstranz. Dann geht er tief erschüttert nach Rom, um Theologie zu studieren. „Seit drei Jahren erbaut er durch seinen Fleiß und seine Tugenden alle Studiengenossen . . . Wir sahen ihn zuletzt in der Kapelle des englischen Kollegs . . . Die wunderbaren Ereignisse sind seinem Geiste noch frisch eingeprägt.“ — Der Pfarrer von Pendeen schrieb: „Hier ist kein Schloß und keinem, selbst dem berufensten Geschichtsforscher dieser Gegend, ist etwas von der erdichteten Geschichte bekannt.“

4. Das „Unglücksauto“ von Sarajevo wurde in verschiedenen frommen Blättern vor einem Jahre eingehend besprochen und „festgestellt, daß in dem Auto, das das österreichische Thronfolgerpaar im Augenblicke der Ermordung fuhr, jedem Besitzer Unheil widerfuhr, und daß die Geschichte dieses Autos gleichsam vom Teufel geschrieben sei“. Elf Besitzer hat der Wagen gehabt; sie verloren als Feldherr eine Schlacht und den Verstand, als Arzt die Patienten und das Leben, überfuhren und töteten Bauern, begingen Selbstmord u. ä. Im ganzen gab es 14 Leichen, bis 1926 der Wagen endlich zertrümmert wurde. — Eine Erkundigung bei der berufensten Stelle in Sarajevo ergab, daß von allen diesen Unglücksfällen dort nicht das geringste bekannt ist, und daß der mit Namen in dem Berichte genannte Arzt — in der Notiz fehlen vorsichtigerweise fast alle näheren Angaben und Namen —, der tot unter dem Wagen gefunden worden sein soll, nie in Sarajevo existiert hat. „Die ganze Geschichte ist läppisch“ und von einigen Skandalblättern zuerst veröffentlicht worden.



„Es kommt eine Zeit, da man die gesunde Lehre unerträglich findet und sich nach eigenem Sinne Lehrer über Lehrer sucht, weil man nach Ohrenkitzel verlangt. Von der Wahrheit wird man das Ohr abwenden und sich den Erdichtungen zuwenden“ (2 Tim 4, 3—4).

Siegburg.

Studienrat Bers.

**IX. (Sinnwidrigkeiten bei Verwendung der Symbole in der kirchlichen Kunst.)** Solange es eine kirchliche Kunst gibt, haben die Symbole eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Schon die Katakomben bezeugen dies. Das Symbol vermag einen religiösen Gedanken in einer Form auszudrücken, der zum Nachdenken zwingt und damit den Verstand beschäftigt, aber auch das Gemüt anspricht.

Leider werden in der Kunst der Gegenwart die Symbole vielfach entweder ganz vergessen oder doch falsch angewendet. Zur Begründung ein paar beobachtete Fälle.

Was für einen Sinn soll es denn haben, zur Befestigung der elektrischen Beleuchtungsarme in ein wagrecht angeschmiedetes Eisenband vier lateinische Kreuze einzufügen und vom Schnittpunkt der Kreuzbalken das Leitungsrohr für den Draht abstehen zu lassen? Das heilige Zeichen, das einst den Leib des Herrn Jesus getragen hat, muß jetzt ein Blechrohr halten! — Es hat auch keinen Sinn, auf den Blumenstockmanschetten Kelch und Hostie aufzumalen. Diese Darstellungen gehören ganz anderswo hin. Für solche Geräte ist lediglich ein Flächen- oder Linienmuster gut, sofern es nicht überhaupt einfärbig gehalten wird. — Sinnwidrig ist es ebenso zum Beispiel, an den unteren Spitzen der Alba den Heiland darzustellen, wie er rundum zwanzigmal unter dem Kreuze zusammenfällt. Eine so heilige Szene gehört überhaupt nicht zu den Schuhen des Priesters hinunter und sollte auch sonst nicht zur völligen Serie gehäuft werden. Ein Stern-, Blumen- oder Rankenmotiv u. ä. wäre viel angezeigt. — Geradezu unerträglich ist es aber, wenn man immer wieder sieht, daß auf dem Klingelbeutel der Jesusname angebracht ist. Er paßt auf die Hostie oder den Tabernakel, nicht aber auf ein solches Utensil. Es ist freilich einfach, nicht lange nachzudenken, welche Verzierung ad hoc am passendsten wäre und sich dafür mit der nächstbesten, bzw. einer allbekannten abzufinden. Doch gereicht dieser Nonsens weder Gott noch der kirchlichen Kunst zur Ehre.

Die Paramentenwerkstätten, nicht zuletzt die der Ordensschwwestern, sollten bei Neuanschaffungen diesbezügliche Weisungen bekommen, damit nicht alte Sinnlosigkeiten fortwährend weiter florieren, dabei aber eine ganze Reihe der herrlichsten

Symbole wie Palme, Kranz, Waage, Stern, das Auge im Dreieck u. s. w. vergessen wird.

Linz.

*Katechet Rudolf Fattinger.*

X. (Koreanische Anklänge an die Bibel.) In der Festschrift für P. W. Schmidt<sup>1)</sup> gibt Universitätsdozent P. Eckardt O. S. B. in Seoul-Korea<sup>2)</sup> folgende koreanische Erzählung wieder: Im Städtchen Yongyang lebte in alter Zeit eine brave, fleißige Familie, bestehend aus drei Köpfen: dem Vater, der kranken Mutter und einem 13jährigen Sohn. Täglich ging der schon alte Vater hinaus zum Holzmachen und wenn er die erste Höhe des Kokä (Paßübergang) dort, wo ein hochverehrter, heiliger Geisterbaum stand, erreichte, blieb er einige Augenblicke stehen, warf einen Stein oder eine Kupfermünze auf den Steinhaufen und seufzte: „Herr Berggeist, mache meine Alte wieder gesund!“ Die Frau aber in der engen Hütte wurde immer kränker. Viele Ärzte waren schon gekommen, aber keiner wußte ein Mittel, denn die angewandten erwiesen sich sämtlich als wirkungslos. Da erklärte schließlich ein alter, erfahrener Arzt: „Nur wenn sich der einzige Sohn opfert, kann die Mutter von der Krankheit geheilt werden“. Darüber wurden alle im Hause furchtbar traurig, nur der Sohn selbst blieb ruhig und sagte, gerne wolle er das Opfer seines Lebens bringen, er bitte nur um drei Tage Aufschub, um noch einmal nach Herzenslust auf die Berge steigen und seinem Vater beim Holzmachen helfen zu können. Am dritten Tage nun begleitete er wieder den Vater auf den Paß... Während seiner Abwesenheit erschien vor der Mutter ein Knabe, den sie für ihren Sohn hielt. Der Knabe drang immer mehr in sie, das Opfer anzunehmen. Schließlich zog man dem Kinde die Kleider aus und warf es in einen Kessel voll siedenden Wassers. Hier wurde der Körper immer kleiner und runzeliger, ein zarter Geruch wie von Ginseng duftete aus dem Kessel und der schleimige Brei färbte sich rot. Der Arzt gab der Frau gerade ihren geopferten Sohn als Medizin ein, da stürmte der wirkliche Sohn zur Türe herein und rief: „Mutter, hier bin ich, nimm mich als Opfer!“ Der geopferte Knabe war die menschenähnliche Wunderwurzel des Ostens, genannt Ginseng oder Sam-Wurzel. Die Frau aber war von jener Stunde an gesund.<sup>3)</sup>

Auch Jephthes einziges Kind, seine Tochter, erklärte sich aus Liebe zu ihrem Vater bereit, sich opfern zu lassen (Jdc 11, 34 ff.). Auch sie blieb ruhig und gelassen inmitten des sich erhebenden Jammers. Während der Vater wehklagte (V. 35), sprach die Tochter mit männlich starker Seele: „Vater mein, ... tu' mir nur, was immer du versprochen hast ...“ (V. 36).

<sup>1)</sup> Herausgegeben von Dr W. Koppers. Wien 1928.

<sup>2)</sup> Ginseng, die Wunderwurzel des Ostens, S. 220 ff.

<sup>3)</sup> S. 225 f. Wir haben nur den Hauptinhalt angegeben.

Auch Jephthes Tochter bat um Aufschub, um noch auf dem Gebirge umherwandeln zu können (V. 37). Und auch ihr wurde der Aufschub gewährt (V. 38). Durch die Bitte nach den Bergen zeigt sich das israelitische Mädchen ebenso wie der koreanische Knabe als Naturkind. Doch Greßmann schreibt: „Man fragt vergebens, warum die Tochter Jephthes ihre Jungfrauschaft gerade auf den Bergen beweinen mußte; das konnte sie ebenso gut und noch besser, sollte man meinen, zu Hause tun.“ Er nimmt daher an, daß ursprünglich die Heldin eine göttliche Gestalt war, die ihren Tod auf den Bergen gefunden hatte.<sup>1)</sup> Nein, so wenig wie der koreanische Knabe ist Jephthes Tochter je Vegetationsgottheit gewesen. Sie zog sich vor ihrer Opferung auf das Gebirge zurück, weil sie Vorliebe für die Bergwelt hatte und weil sie vermeiden wollte, durch Trauer zu Hause den Schmerz des Vaters zu vermehren. — In der koreanischen Erzählung spielt eine wesentliche Rolle der Berggeist, indem er die Wunderwurzel sendet. Dagegen hält sich der biblische Bericht über Jephthe und seine Tochter frei von mythologischen Elementen.

Der Ginseng oder die Sam-Wurzel erinnert an den Baum des Lebens im Paradiese. Der Genuß derselben schenkte in der eben gebrachten koreanischen Erzählung einer todkranken Frau die Gesundheit wieder. Eine andere alte Überlieferung meldet, daß der chinesische Kaiser Sihoangtje (221—209 v. Chr.) selber nach Korea sich begab, um eine Pflanze zu suchen, durch deren Genuß man nicht altern würde. Er fand die Wunderwurzel auf dem Sam-sin-san. Beim Herabsteigen vom Berge aber verlor der Kaiser die Wurzel und er ging den Weg aller Sterblichen.<sup>2)</sup> Noch viele andere Erzählungen und Sagen in Korea, China und Japan beschäftigen sich mit der menschenähnlichen Sam-Wurzel. Auch jetzt noch ist bei den Ostasiaten der Glaube verbreitet, daß derjenige, der einen wirklich alten, menschenähnlichen Berg-Sam findet und genießt, langes, ja unsterbliches Leben erlangt, bzw. als Kind wiedergeboren wird.<sup>3)</sup> Sam gilt als das wahrhaftige Elixier der Unsterblichkeit. Wenige Tropfen des richtigen Berg-Sam gelten als ausreichend, um einen Toten wieder zum Leben zurückzuführen.<sup>4)</sup> Darum geben die reicheren Koreaner und Chinesen den Kindern, noch ehe sie der Muttermilch entwöhnt sind und andere Speisen essen können, die Sam-Wurzel,

<sup>1)</sup> Die Anfänge Israels<sup>2</sup>. Göttingen 1922, S. 229.

<sup>2)</sup> Eckardt, a. a. O., 223. Auch im babylonischen Gilgamesch-Epos verliert der Held das Wunderkraut, das den Greis wieder jung macht: eine Schlange raubt es ihm. Greßmann, *Altorientalische Texte zum A. T.* Berlin 1926, S. 182.

<sup>3)</sup> Eckardt, 221.

<sup>4)</sup> S. 223.



die sie zu einem Riesen an Kraft und Zähigkeit mache.<sup>1)</sup> Die Züchtung der Wunderpflanze erheischt große Mühe und Vorsicht. Kein Sonnenstrahl darf die zarte Pflanzung treffen, sonst ist es um ihr Wachstum und ihre Heilwirkung geschehen. Auch gegen die rauen Frühlings- und Herbstnächte ist die geheimnisvolle Pflanze sorgfältig zu schützen.<sup>2)</sup>

Der koreanische Sam (Ginseng) hängt nicht bloß lautlich, sondern auch sachlich mit der eranischen Haomapflanze und dem indischen Soma zusammen.<sup>3)</sup> Nach der eranischen Mythologie ist der Haoma die heilige Pflanze, die Gesundheit und Kraft verleiht, die Pflanze, deren Genuß Göttern und Menschen die Unsterblichkeit gibt.<sup>4)</sup> Im Rigveda der Inder spendet die Unsterblichkeit der göttliche Soma, d. i. ein berauschendes Getränk, das von einer aus dem Himmel stammenden und auf den Bergen wachsenden Pflanze gewonnen wird.<sup>5)</sup> Nach Eckardt hat es sich bei den drei genannten Pflanzen vor Jahrtausenden, als die Einheit der Völker noch größer war als heutzutage, sicherlich nur um *eine* Pflanze, bzw. eine Schleimwurzel mit goldgelber Farbe gehandelt. Kam dann ein Volk auf seinen Wanderzügen in neue Gegenden, wo die ursprüngliche Sam- oder Hom-Wurzel aus klimatischen Gründen nicht mehr so gedeihen konnte, so wurde zwar der Name beibehalten, die Verehrung aber auf eine andere Pflanze mit annähernd gleichen Eigenschaften übertragen. Immerhin blieb die Erinnerung an die ursprüngliche Pflanze zurück.<sup>6)</sup> Wir fügen hinzu: Haoma, Soma, Sam sind Ableger des paradiesischen Lebensbaumes, der durch Genuß seiner Früchte den Menschen leibliche Unsterblichkeit hätte gewähren sollen (Gen 3, 22). Die in der Bibel ungetrübt enthaltene Urtradition hat bei den verschiedenen Völkern verschiedene Formen angenommen.

Linz.

Dr Karl Fruhstorfer.

XI. (Eine päpstliche Auszeichnung für einen schwarzen Lehrer.) Kürzlich erhielt Lehrer Kassian Jawalika von Lituhi im Gebiete der Abtei von Lindi, die von den Benediktinern von St. Ottilien betreut wird, den Orden Pro Ecclesia et Pontifice. Lehrer Kassian hat sich diese Ehrung durch sein ungewöhnlich kluges und standhaftes Verhalten während des Krieges verdient. Schon als 1909 in der dortigen Gegend am Nyassasee Schulen eingerichtet wurden, hat er es zu verhindern gewußt, daß die Propaganda der englischen University Mission

<sup>1)</sup> S. 230.

<sup>2)</sup> S. 220.

<sup>3)</sup> S. 227.

<sup>4)</sup> *Feldmann*, Paradies und Sündenfall. Münster i. W. 1913. S. 318 f.

<sup>5)</sup> *Feldmann*, a. a. O., S. 331 f.

<sup>6)</sup> A. a. O., 230.

of Central Africa Erfolg hatte. Seit der Gründung der Station zu Beginn des Jahres 1913 war er die rechte Hand des Paters. Aber erst, als im September 1916 durch die siegreichen Engländer das Missionspersonal weggeschleppt wurde, zeigte sich die ganze Größe dieses Mannes. Auf seinen Schultern allein ruhte nun der ganze Missionsdienst. Täglich versammelte er die Katholiken der Station zum Morgen- und Abendgebet in der Kapelle. An den Sonntagen erklärte er das Evangelium und den Katechismus und hielt auf strenge Kirchenzucht, was selbst von den manchmal dorthin gekommenen englischen Geistlichen anerkannt wurde. So ließ er eine christliche Frau, die ein schlechtes Leben geführt und vor ihrem Tode kein Zeichen der Reue darüber gegeben hatte, ohne Sang und Klang der Erde übergeben. Da 1918 zur gewohnten Zeit kein Regen fiel, liefen die Leute, darunter auch einige Christen, zum Regenmacher und brachten heidnische Opfer dar. Erzürnt darüber warf Kassian alle Töpfe in den See, strafte die fehlenden Katholiken und begab sich mit der gläubigen Gemeinde in die Kirche zum Gebet um Regen. Als sich die Leute zum Heimgehen anschickten, fiel schon der erste Regen. Die Hungersnot trat nicht ein. Den protestantischen Lehrern, die entlang dem See ihre Schulen hatten, war Kassian sehr unbequem. Deshalb verklagten sie ihn bei den Engländern als deutschen Spion. Der katholische Lehrer wurde mehrere Monate in Haft gehalten, mußte aber, da jeder Beweis einer ungesetzlichen Handlung fehlte, freigegeben werden. Dagegen konnte Lehrer Kassian den Ankläger überführen, daß er Missionsgut gestohlen habe, und ihn zur Herausgabe desselben zwingen. Ähnlich erging es einem englischen Matrosen. Als die Widersacher der katholischen Mission die Kapelle niedergebrannt hatten, baute Lehrer Kassian mit seinen Christen eine neue größere und veranlaßte bei der Behörde die Bestrafung des Brandlegers. Daraufhin steckten sich die Gegner hinter den protestantischen Dorfvorsteher, daß er beim Bezirksamt Klage gegen Lehrer Kassian führe. Der Jumbe suchte sogar durch Geschenke und Drohungen zwei heidnische Jungen zu verlogenen Aussagen gegen den ihm verhaßten Lehrer zu veranlassen. Als er damit nicht zum Ziele kam, log er selbst in frechster Weise. Während der Untersuchung wurde nun Lehrer Kassian abermals eingesperrt und mußte Zwangsarbeit verrichten, während die University Mission sein Gebiet besetzte gegen alle Abmachungen. Aber der englische Jesuit P. Roy, der als Feldgeistlicher bei dem Heere stand, erwirkte endlich die Freilassung des gänzlich Schuldlosen. Unverzüglich kehrte Lehrer Kassian nach Lituhi zurück und wirkt seitdem an der Seite des wieder zurückgekehrten Paters mit einem Eifer, daß diese Station, obwohl eine der jüngsten, zu den erfolgreichsten

gehört. Wir können dem Lehrer Kassian für dieses mannhafte Bekenntum unsere Bewunderung nicht versagen, zumal wenn wir wissen, daß die katholischen schwarzen Lehrer mangels an Mitteln nicht ein Viertel des herkömmlichen Gehaltes bekommen können.

St. Ottilien.

P. Beda Danzer O. S. B.

## **Erlässe des Apostolischen Stuhles.**

Zusammengestellt von Dr W. Grosam, Professor der Pastoraltheologie in Linz.

**(Apostolische Konstitution über die Liturgie, den Gregorianischen Choral und die Kirchenmusik.)** Mit dem Datum 20. Dezember 1928 erschien die Apostolische Konstitution „Divini cultus“, welche nach einer allgemeinen Würdigung der Bedeutung der kirchlichen Liturgie auf die vor 25 Jahren von Papst Pius X. im Motuproprio vom 22. November 1903 erlassenen Vorschriften über die Kirchenmusik zurückgreift und diese Vorschriften erneuert und ausbaut. Die Erfahrung in diesen 25 Jahren hat gezeigt, daß die Anordnungen Pius' X. nicht durchwegs ausgeführt wurden und alte Mißbräuche auf dem Gebiete des kirchlichen Gesanges und der Kirchenmusik nach wie vor fortbestehen. Diese Tatsachen wurden auf kirchenmusikalischen Kongressen der neuesten Zeit wiederholt beklagt und geben dem Heiligen Vater Anlaß, mit ganz konkreten Maßnahmen Abhilfe zu schaffen. In elf Punkten werden Anordnungen getroffen, wie der Gregorianische Choral in den kleinen und großen Seminarien und in den Ordensschulen zu pflegen ist; wie das Choraloffizium in den Basiliken, Kathedralen, Kollegiat- und Konventualkirchen zu reorganisieren ist; über die Kirchenchöre und die „scholae puerorum“; über das Verhältnis zwischen Instrumentalmusik und liturgischem Gesang beim Gottesdienst; über den richtigen Gebrauch und Mißbrauch der Orgel; über die Heranziehung des Volkes zur aktiven Teilnahme am liturgischen Gesang; über die Mitarbeit der kirchenmusikalischen Vereine und der kirchlichen Erziehungsinstitute zur Hebung der Liturgie und des kirchlichen Gesanges; endlich über die Bedeutung der zu diesem Zweck errichteten Schulen und besonders der päpstlichen Hochschule für kirchliche Musik in Rom, deren Beschickung den Ordinarien ans Herz gelegt wird. Eine sachliche Würdigung dieser Einzelbestimmungen muß einem Fachmanne vorbehalten bleiben.

(A. A. S. XXI, 33 ss.)

**(Das neue Offizium des Herz-Jesu-Festes.)** Durch das Dekret vom 29. Jänner 1929 veröffentlicht die Ritenkongregation das neue Offizium für das Fest des heiligsten Herzens Jesu. Dieses Fest ist künftighin in der ganzen Kirche am Frei-



tag nach dem Oktavtage von Fronleichnam als festum *primarium* dupl. I. classis cum octava privilegiata III. ordinis zu feiern und den festa feriata an Rang gleichgestellt, verdrängt also selbst die Feste des heiligen Johannes des Täufers (24. Juni) und der Apostelfürsten Petrus und Paulus (29. Juni), wenn es mit ihnen zusammentrifft. Das Offizium für das Missale und Brevier ist ganz neu und enthält auch für alle Oktavtage eigene Lesungen im 2. und 3. Nokturnum. Der Oktavtag ist dupl. majus. Es werden daher umfangreiche Einlagen in den bisherigen Ausgaben des Missale und Brevieres notwendig (in den A. A. S. umfaßt der Text 32 Seiten.)

(A. A. S. XXI, 44 ss.)

**(Ritus der Kommunionsspendung an mehrere Kranke in verschiedenen Abteilungen eines (Kranken-) Hauses.)** Im vorletzten Hefte dieser Zeitschrift (1928, S. 825) hat van Grinsven C. Ss. R. eine Antwort mitgeteilt, die das Ordinariat von Haarlem (Holland) vom Substituten der Ritenkongregation erhielt auf die Frage, ob beim Kommunionausteilen an Kranke, die in einem und demselben Hause, aber in getrennten Krankenzimmern oder -Sälen liegen, in jedem Zimmer der ganze Ritus der Krankenkommunion wiederholt werden müsse. Nun ist hierüber eine allgemeine Instruktion der Ritenkongregation, vom 9. Jänner 1929 datiert und vom Papste ausdrücklich bestätigt, in den A. A. S. veröffentlicht worden. Sie lautet in wortgetreuer Übersetzung:

„Wenn die heilige Kommunion mehreren Kranken zu spenden ist, die in demselben Hause oder in derselben Krankenanstalt, aber in getrennten Räumlichkeiten darniederliegen, so soll der ausspendende Priester oder Diakon nur im ersten dieser Krankenzimmer alle nach dem *Rituale Romanum*, Tit. IV, cap. 4 vor der Krankenkommunion zu verrichtenden Gebete im Plural sprechen; in den übrigen Krankenzimmern aber nur die Gebete *Misereatur tui . . .*, *Indulgentiam . . .*, *Ecce Agnus Dei . . .*, dann einmal *Domine non sum dignus . . .*, *Accipe frater (soror) . . .* oder *Corpus Domini nostri Jesu Christi*; und im letzten Krankenzimmer füge er den Versikel *Dominus vobiscum* mit der Antwort und der daranschließenden Oration *Domine sancte . . .*, letztere in der Pluralform, hinzu, erteile daselbst, wenn konsekrierte Partikeln übrig geblieben sind, den Segen mit dem Allerheiligsten, und verrichte zuletzt in der Kirche die übrigen vorgeschriebenen Gebete, wie sonst.“

Wie ein Vergleich zeigt, deckt sich diese Instruktion nicht vollständig mit der L. Qu.-Schr. 1928, S. 825 f., mitgeteilten Antwort an das Ordinariat von Haarlem, die somit für die Praxis nicht weiter in Betracht kommt.

(A. A. S. XXI, 43.)

**(Die Apostolischen Nuntien erhalten Vollmachten, Änderungen des Ritus zu gestatten.)** Der Übergang von einem orientalischen (unierten) Ritus zu einem lateinischen und umgekehrt ist nach can. 98, § 3 nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Apostolischen Stuhles gestattet. Bisher mußte jeder solche Fall von der S. C. pro ecclesia Orientali behandelt und erledigt werden. Das Verfahren war umständlich und führte zu Verschleppungen, die bei den modernen Lebensverhältnissen und der ganzen Mentalität unserer Zeit oft zum Schaden der Seelen gereichten. Die genannte römische Kongregation stellte deshalb selbst an den Heiligen Vater den Antrag, es möge den Apostolischen Legaten, Nuntien, Internuntien und deren Stellvertretern die Vollmacht gegeben und genaue Instruktion erteilt werden, solche Ritenänderungen über Antrag der Ordinarien, die örtlich für die Bittsteller zuständig sind, im eigenen Wirkungskreis zu erledigen. Nur der Übertritt der Priester von einem Ritus zu einem anderen bleibe von Fall zu Fall der römischen Kongregation vorbehalten. Papst Pius XI. genehmigte am 10. November 1928 diesen Antrag, der mit Dekret derselben Kongregation vom 6. Dezember 1928 zur Ausführung gebracht wurde. Die päpstlichen Legaten haben die entsprechenden Vollmachten und Anweisungen erhalten und sind beauftragt, am Ende jedes Jahres an die Kongregation die Zahl der bewilligten Übertritte zu melden. Wo kein päpstlicher Legat ist, sollen Bitten dieser Art wie bisher direkt an die römische Kongregation geleitet werden, die für Ritusänderungen von Priestern auch fernerhin einzig zuständig bleibt.

(A. A. S. XX, 416 s.)

**(Vorsicht bei Konversionen russischer Emigranten.)** Die päpstliche Kommission für Rußland verlautbart unter dem 12. Jänner 1929 ein Monitum an alle Ordinarien, Konversionen russischer Kleriker oder Laien, die sich im Auslande aufhalten und daselbst zur katholischen Kirche übertreten wollen, nicht ohneweiters entgegenzunehmen, zumal wenn es sich um Personen handelt, deren Verhältnisse sie gar nicht oder nicht genau kennen. Wenn sich solche Russen zur Aufnahme in die katholische Kirche melden, ist jeder einzelne Fall der päpstlichen Kommission in Rom oder dem Apostolischen Legaten (Nuntius), wo ein solcher ist, zu berichten und nach den Weisungen vorzugehen, die dann erfolgen werden. Inzwischen sollen geeignete Priester damit betraut werden, solchen Konvertiten Unterricht zu geben und sich über ihren Lebenswandel und ihre Gesinnungen zu vergewissern.

(A. A. S. XXI, 94.)

**(Klerus und Rotary-Club.)** Auf die Frage: Können die Ordinarien gestatten, daß Kleriker den in neuester Zeit entstandenen Gesellschaften, die sich Rotary-Clubs nennen, als

Mitglieder angehören oder wenigstens an deren Versammlungen teilnehmen? — erklärte die S. C. Consistorii unter dem 4. Februar 1929: „Non expedire.“ — Der Sinn dieser Antwort ist im Kurialstil negativ: also = den Klerikern kann dies von den Ordinarien *nicht* gestattet werden.

Die Rotary-Clubs haben ihren Namen von dem Zahnrad, das sie im Wappen führen; oder nach einer anderen Deutung von dem ursprünglich eingeführten Brauche, die Versammlungen der Reihe nach (in Rotation) in den verschiedenen Geschäften zu halten. Der erste Rotary-Club entstand 1905 in Chicago, wo auch heute die Zentrale des internationalen, rund 2500 Klubs mit etwa 150.000 Mitgliedern umfassenden Verbandes ist. Nur Männer, die im praktischen Geschäftsleben als Inhaber, Teilhaber, Direktoren, Vertreter u. s. w. von Geschäftsunternehmen einen tadellosen geschäftlichen Ruf besitzen, oder in geachteten freien Berufen stehen, werden zugelassen. Als Zweck der Gesellschaft wird bezeichnet der Dienst am Mitmenschen, um dadurch die eigene Wohlfahrt zu fördern. Die Lebensphilosophie, zu der sich der „Rotarier“ nach den Satzungen des Klubs bekennt und die er nicht nur im Geschäftsleben, sondern in seiner ganzen Einwirkung auf die Umwelt zu verwirklichen streben soll, ist ausschließlich auf das Diesseits eingestellt. Jedem Glauben und jeder Religion stehen die Rotarier völlig neutral gegenüber. Sie wollen ihre ethischen Ziele durch den Dienst am Gemeinwohl ohne jede Mitwirkung der Kräfte der Religion und Übernatur verwirklichen. Tatsächlich bilden die Klubs gewissermaßen eine Aristokratie der Geschäfts- und Finanzwelt, deren Einfluß auf den internationalen Kongressen immer mächtiger hervortritt. Bei diesen Kongressen offenbarten sich auch die offiziellen Beziehungen des „Rotary International Club“ zur Loge und zur „Young Men's Christian Association“, vor welcher das S. Officium am 5. November 1920 nachdrücklich gewarnt hat (A. A. S. XII, 595 ss.). In Mexiko und anderen lateinisch-amerikanischen Ländern haben die Rotary-Clubs den wirtschaftlichen und politischen Zielen der Vereinigten Staaten mächtigen Vorschub geleistet zum Schaden der katholischen Interessen. Für überzeugungstreue Katholiken kommt daher der Beitritt zum Rotary-Club nicht in Frage. Priestern, um deren Teilnahme manche Klubs fast auffallend warben, ist sie nunmehr ausdrücklich untersagt.

(A. A. S. XXI, 42.)

## Bewilligungen und Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Mitgeteilt von *Pet. Al. Steinen S. J.*, Aachen, Kurbrunnenstraße 42.

### 1. Außerordentliches Jubiläum für das Jahr 1929.

Papst Pius XI. hat mit der Apostolischen Konstitution „*Auspiciantibus Nobis*“ vom 6. Jänner 1929 (A. A. S. XXI, 5 ss.) ein außerordentliches Jubiläum für die ganze Kirche ausgeschrieben, dauernd vom Tage der Ausschreibung bis zum 31. Dezember 1929. Für die seelsorgliche Praxis sei hier eine kurze Zusammenstellung der für das Jubeljahr gewährten Ablässe, Gnaden und Vollmachten geboten.



## I. Der Jubelablaß.

Wer die nachstehenden Bedingungen erfüllt, kann *jedesmal*, so oft er alle wiederholt hat, einen vollkommenen Ablass gewinnen. Der Ablass kann *auch den armen Seelen* zugewendet werden.

### Bedingungen:

A. Für die Diözese Rom (für die Diözesanen und Fremde, die dort weilen).

1. *Kirchenbesuch.* Zweimal sollen die drei großen Basiliken vom göttlichen Erlöser im Lateran, der lieben Mutter Gottes „Maria Maggiore“ und des heiligen Petrus im Vatikan besucht werden. Bei diesen Besuchen muß ein *Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters verrichtet* werden. Die Besuche können an *einem oder an mehreren Tagen* gemacht werden. Ist ein rechtmäßiges Hindernis vorhanden, dann kann der Beichtvater dem einzelnen Beichtkinde eine andere Pfarrkirche oder ein öffentliches Oratorium, in dem die heilige Messe dargebracht zu werden pflegt, zum Besuche angeben.

2. *Fasten.* An zwei Tagen, die nicht schon Fast- und Abstinenztage sind, soll das *Fasten mit Abstinenz* nach Vorschrift des Cod. jur. can. gehalten werden.

3. *Beichte und heilige Kommunion.* Außer der jährlichen Beichte und der österlichen Kommunion sollen sie gültig und würdig das Sakrament der Buße und des Altares empfangen.

4. *Almosen.* Nach dem Rate des Beichtvaters sollen sie in ihren Verhältnissen entsprechendes Almosen einem frommen Werke zukommen lassen; insbesondere dem Werke der Glaubensverbreitung oder dem Werke der Erhaltung des Glaubens (ein päpstliches Werk gegen die Protestantisierung Italiens).

### B. Außerhalb der Diözese Rom.

1. *Der Ortsordinarius soll* drei Pfarrkirchen oder öffentliche Oratorien, in denen für gewöhnlich die heilige Messe dargebracht wird, in jeder Gemeinde für die Besuche bestimmen. Die Festsetzung dieser Gotteshäuser kann der Bischof auch einem andern übertragen. — Sind in der Gemeinde nicht so viele Gotteshäuser, so dienen den Besuchen zwei oder die eine Kirche der Pfarrei oder das öffentliche Oratorium.

2. *Besuche.* Wie in Rom; sind drei Kirchen bestimmt, so sollen in jeder Kirche zwei Besuche veranstaltet werden. Sind nur zwei Kirchen da, dann in jeder drei Besuche; ist nur eine Kirche am Orte, dann sechs Besuche in ihr, an einem oder mehreren Tagen. Gebet wie oben.

3. *Fasten, Beichte, Kommunion, Almosen* wie in Rom.

### C. Andere Bestimmungen für alle Orte.

1. Werden die Besuche in *Gemeinschaft* oder in *einer Procession* gemacht, dann kann ihre Zahl vom Bischofe verringert werden, wenn er es so für klug hält.

2. Die Besuche können an *verschiedenen* Orten derselben Diözese und in verschiedenen *Diözesen* in den festgesetzten Kirchen gemacht werden.

3. *Alle vorgeschriebenen Werke* können vom Beichtvater aus einem rechten, vernünftigen Grunde in andere *umgewandelt* werden.

4. *Für die Ordenspersonen gilt folgendes:*

In *Priestergenossenschaften* können die unmittelbaren Oberen die *einzelne Ordensperson* oder auch die *ganze Kommunität* von diesem oder jenem dispensieren, indem sie andere Werke dafür auflegen.

In *religiösen Laiengenossenschaften* hat diese Umänderungsvollmacht der *Priester*, dem die Leitung im äußeren Rechtsbereich zusteht. *Einzelne Ordenspersonen* können nach Bedürfnis von ihrem Beichtvater dispensiert werden.

### II. Vollmachten der Beichtväter.

1. Das Jubiläum *beschränkt keine Absolutions-, Dispens- und Weihevollmachten*, die Beichtväter sonst bereits besitzen.

2. Für dieses Jahr besitzen sie, innerhalb der Grenzen der eigenen Jurisdiktion, noch *folgende weitere Vollmachten*, doch nur für jene Gläubigen, die das *erstmal* das Jubiläum zu gewinnen suchen (tritt dann für die Gewinnung ein Hindernis ein, so gelten dennoch die bereits gewährten Dispensen, Absolutionen, Umwandlungen):

a) sie können absolvieren von *allen Sünden* und *Zensuren*, die *irgendwie reserviert* sind.

*Ausgenommen sind:*

- (1) die *violatio secreti S. Officii*;
- (2) die vier Fälle, die *specialissime* dem Papste reserviert sind: Can. 2320, *abiectio etc. speciei consecratae*; can. 2343, *qui violentas manus in personam Romani Pontificis iniecerit*; can. 2367, *absolutio complicitis*; can. 2369, *laesio directa sigilli*;
- (3) a peccato absolutionis datae contra decr. S. Poenit. de die 16. Nov. 1928 (betrifft l'action française, vgl. diese Zeitschrift 1929, S. 163 f.).

Wer *namentlich* exkommuniziert ist oder öffentlich als solcher bekannt ist, kann das Jubiläum nur dann gewinnen, wenn er in foro *externo* absolviert ist. Ist er reuig und will das Jubiläum gewinnen, dann kann er in foro *interno* absolviert

werden, cum onere *quam primum* se subiciendi in foro externo ad tramitem juris.

b) *dispensieren* aus einem vernünftigen Grunde von allen Privatgelübden;

*Ausgenommen* sind:

- (1) die dem Römischen Stuhle vorbehaltenen;
- (2) die *vota* in favorem tertii acceptata, wenn dieser nicht auf sein Recht verzichtet hat.
- (3) die *vota poenalia* können in andere Werke *umgewandelt* werden, die aequè efficaciter a peccato retrahunt.

3. Quoad *res matrimoniales* et irregularitates sind für dieses Jubiläum weder in foro externo noch interno außergewöhnliche Fakultäten erteilt.

4. *Alle Vollmachten* können die Beichtväter für den Wissensbereich ausüben, und zwar auch *außerhalb des Bußsakramentes*, den Sündennachlaß selbstverständlich ausgenommen.

5. Die Fakultäten zu absolvieren und zu dispensieren können nur denen gegenüber angewandt werden, die den aufrichtigen Willen haben, das Jubiläum zu gewinnen. Ist eine Vollmacht angewandt, dann jedoch das Jubiläum wegen eines eingetretenen Hindernisses tatsächlich nicht gewonnen worden, so gilt die Dispens u. s. w. dennoch.

### III. Andere Vergünstigungen.

1. *7 Jahre und 7 Quadragen* gewinnen alle jedesmal, so oft sie vor dem Allerheiligsten, auch wenn es eingeschlossen ist, einige Zeit nach der Meinung des Papstes beten. Die anderen für diese Besuche verliehenen Ablässe bleiben bestehen und werden zugleich mitgewonnen.

Wer diese Besuche täglich eine Woche hindurch fortsetzt, gewinnt unter den gewöhnlichen Bedingungen *einen vollkommenen Ablass*.

2. *Alle Priester* besitzen täglich bis zum 31. Dezember 1929 das persönliche Altarprivileg, so daß sie täglich einer Seele einen vollkommenen Ablass zuwenden können.

3. *Alle Ablässe* können in diesem Jahre wie sonst gewonnen werden.

## 2. Das neue Privileg des Rosenkranzes.

(Vgl. Theol.-prakt. Qu.-Schr. 1928, S. 168.) Verschiedene Anfragen sind der Anlaß folgender Bemerkungen.

1. *Was ist dem Rosenkranz neu bewilligt worden?* Wer den Rosenkranz — fünf Gesetze des Psalters — an einem Orte (Kirche, Kapelle) betet, *wo das Allerheiligste aufbewahrt wird* — eingeschlossen oder ausgesetzt —, gewinnt einen vollkommenen



Ablaß, *jedesmal*, so oft er denselben betet. Bedingungen: Beichte und Kommunion (A. A. S. XX, 376, 4. Sept. 1927).

II. Das neue Privileg gilt *nur* für das Beten des *allbekannten Dominikanerrosenkranzes* und ist für ewige Zeiten bewilligt. Es geht dieses klar aus dem Wortlaute des Breve hervor, *Bittsteller* war der General der Dominikaner, zur *Verherrlichung* des *heiligen Dominikus* und der heiligsten Eucharistie wurde es gewährt. Das Breve spricht von der *tertia pars*; dieser Ausdruck gilt *nur* von dem Dominikanerrosenkranz mit seinen fünf Gesetzen.

*Weil nur diesem Rosenkranze* das einzig dastehende Privileg gegeben wurde, gelten nach unserer Ansicht *auch alle Vorschriften*, die für dessen Beten festgesetzt wurden. Man *muß* über die Geheimnisse *betrachten*, den Rosenkranz durch die *Finger gleiten* lassen — dies ist notwendig, wenn man *alle Ablässe* gewinnen will. — Das Natürliche ist, daß man *diesen Willen* voraussetzt. — Der Rosenkranz soll von einem Bevollmächtigten *gesegnet* sein. *Wie* nach unserer Ansicht *alle Vorschriften* bestehen, *so gelten auch alle früheren Privilegien*. Dem Beten des von der Kirche privilegierten Rosenkranzes wird das neue Privileg zuteil, vorausgesetzt, daß man die *oft nicht leicht zu erfüllende Bedingung* einhält: den ganzen Rosenkranz vor dem Allerheiligsten betet. Für viele, weit von der Kirche wohnende Christen, ist diese Bedingung *sehr schwer*. Der Rosenkranz braucht aber *nicht auf einmal* gebetet zu werden, die *Gesetze* dürfen von einander getrennt werden.

III. Kann *diese Bedingung* kommutiert werden? — Es ist *allgemeine Ansicht*, daß die *Substanz des Ablaßwerkes* niemals vom Beichtvater kommutiert werden kann. Das Beten des Rosenkranzes *vor dem Allerheiligsten* gilt aber als die *Substanz* dieses toties-quoties-Ablasses. Can. 935 wird, soviel wir sehen, *nur so ausgelegt*. Könnte der Beichtvater auch die Substanz des Werkes ändern, dann vermöchte er z. B. bei einem Sterbenden alle existierenden Ablässe auf das andächtige Aussprechen des Namens Jesu zu kommutieren; die Umänderungsfakultät käme einer Verleihungsvollmacht gleich.

IV. *Beichte und Kommunion* sind hier die zwei abänderbaren Bedingungen. Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters ist nicht vorgeschrieben.

*Wie oft muß man beichten?* Can. 931 sagt: a) Wer in der Woche *wenigstens fünfmal* kommuniziert, ist an keine Zeitbeichte gebunden; b) wer die *Gewohnheit* hat *zweimal* im Monate zu beichten, genügt damit dieser Bedingung; c) *alle anderen* dürfen die Beichte vornehmen *entweder acht Tage vor dem Ablassstage oder in dessen Oktav*.

Nach Ansicht der Vorgesetzten des *Officium de indulgentiis* ist der Sinn der letzten Vorschrift der folgende: Wer z. B. am 1. März gebeichtet, kann an den acht folgenden Tagen diesen toties-quoties-Ablaß sowie alle anderen Ablässe gewinnen, die eine Beichte an und für sich verlangen, ohne von *neuem beichten zu müssen*. Dieses Privileg wurde bereits am 23. April 1914 durch Dekret des S. Officium gegeben (A. A. S. VI, 308). Der *innere* Grund hiefür ist: man will die Devotionsbeichte nicht unnötig oft vorschreiben, weil es an Beichtvätern gebricht. Umgekehrt will man die *häufige* heilige Kommunion *mehren*, und zwar auch aus Sorge für die Seelen. Deshalb läßt man die am Vortage empfangene heilige Kommunion wohl für beide Tage gelten, die in der Oktav empfangene *nur für einen* Ablaßtag.

## Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Peter Kittlitzko, Professor i. R. in Ried (O.-Ö.).

### Missionsbericht.

#### 1. Asien.

**Vorderasien.** Ende Jänner d. J. hielten die jüdischen Freimaurerlogen „Bnay Brit“ von ganz Palästina eine allgemeine Versammlung in Zichron Jakob ab, in der sie beschlossen, einen scharfen Kampf gegen jede religiöse Propaganda der christlichen Missionäre unter den Zionisten zu beginnen. Da auch die Mohammedaner fast monatlich ähnliche Kundgebungen erlassen, so wird sich die Lage der katholischen Missionäre in Zukunft noch schwieriger gestalten als bisher. Nach der Generalstatistik des Lateinischen Patriarchates arbeiten dormalen in *Palästina* (Ostjordanland und Cypern eingeschlossen) neben den 44 Patriarchatspriestern und der Franziskaner-Kustodie mit 24 Klöstern und 279 Religiosen noch weitere 18 männliche Genossenschaften mit 459 Mitgliedern in 36 Häusern und 26 weibliche Genossenschaften mit 872 Mitgliedern in 96 Häusern (die Josefsschwestern allein besitzen 20 Häuser, die eingeborenen Rosenkranzschwestern 20 und die Borromäerinnen 9). Die Gesamtzahl der Katholiken betrug im Jahre 1928: 41.147; davon gehörten zum lateinischen Ritus 25.218. Das Schulwesen ist ziemlich entwickelt. Man zählte 1927 116 (96) katholische Schulen mit 607 (563) Lehrern und 9858 (8800) Schülern in *Palästina*, 51 (36) Schulen mit 83 (63) Lehrern und 1650 (1300) Schülern im *Ostjordanland* und 10 (5) Schulen mit 28 (16) Lehrern und 712 (498) Schülern auf *Cypern*. Die Zahlen in der Klammer geben den Stand der zum Lateinischen Patriarchat gehörigen Schulen an. („Kath. Miss.“ 1929, 49.)

Die von den im Vorjahre in Rom versammelten armenischen Bischöfen beschlossene und vom Heiligen Vater gebilligte Verlegung des Sitzes des armenisch-katholischen Patriarchates von Konstantinopel nach dem *Libanon* (Beirut) wurde im Jänner dieses Jahres durchgeführt. Der Patriarch Paulus-Petrus XIII. Terzian wurde bei seiner Ankunft in Beirut von den Behörden feierlich begrüßt. Möge es ihm gegönnt sein, seine schwer heimgesuchte Kirche wieder zu beleben und zur früheren Blüte zurückzuführen! („Reichspost“, 12. Febr. 1929.)

**Vorderindien.** Der Nawab von *Dacca* hat jüngst mit einer indischen Abordnung den Gouverneur von Bengalen aufgesucht, um ihn zu bitten,

indischen Mädchen mehr als bisher in der Schule des Frauenklosters von Dacca Aufnahme zu verschaffen. Der Nawab ist religiöses Haupt von 6 Millionen Islamiten im Osten Bengalens. Das Interesse, das man in Eingeborenenkreisen der katholischen Mädchenschule schenkt, rührt von der mütterlichen Sorge der Schwestern für die Mädchen her, die in Indien so oft verachtet werden. („Kreuz u. Kar.“ 1929, 48.)

Diese Meldung bildet eine prächtige Illustration zu zwei Abhandlungen im Jänner- und Februarhefte der „Kathol. Missionen“, in denen der verantwortliche Redakteur der Zeitschrift, P. Alfons Váth, früher Universitätsprofessor in Bombay, die Berechtigung und die Bedeutung des höheren katholischen Schulwesens in Indien darlegt. Indien entwickelt sich allmählich zu einem autonomen, demokratisch regierten Lande. Da dadurch aller Einfluß in die Hände der gebildeten Inder übergeht, so muß jede Partei trachten, möglichst viele gebildete Mitglieder oder wenigstens wohlwollende Gönner und Freunde zu haben. Die Bildung vermitteln aber in Indien noch mehr als anderswo die höheren Schulen, deren Gründung und Erhaltung aber wegen der großen Auslagen nur mit Unterstützung der Regierung möglich ist. Diese verlangt aber bei Gewährung von Unterstützungen die Anpassung an ihren Lehrplan und damit die Ausschaltung jeder direkten religiösen Beeinflussung. Der Verfasser der Abhandlungen weist nun in sachlicher Weise nach, daß die katholischen höheren Schulen ebenso wie die protestantischen, trotzdem sie keinen direkten Religionsunterricht erteilen, doch indirekt unendlich viel, sowohl für die Heidenbekehrung als auch für die katholische Bevölkerung leisten, und daher nicht Geringschätzung, sondern intensive Unterstützung aller Katholiken verdienen. Wie es undenkbar ist, daß die Mädchen, deren Väter um die Aufnahme ihrer Töchter in die Schwesternschule in Dacca vorstellig wurden, durch ihren mehrjährigen Verkehr mit den Schwestern von religiösen Ideen, selbst ohne öffentlichen Unterricht, unbeeinflusst bleiben, so können sich auch die männlichen Zöglinge solcher Anstalten unmöglich jedem christlichen Einflusse für die Dauer gänzlich verschließen. Wo das katholische Schulwesen auf der Höhe ist, wie im Süden Indiens, da spielen auch die Katholiken im öffentlichen Leben eine Rolle, wo es nur wenige höhere Schulen gibt, wie im Norden, da kommen auch die Katholiken über die Pariastellung nicht weit hinaus. - („Kath. Miss.“ 1929, 1 ff., 40 ff.)

Zu *Rawal Pindi* (Pandschab) wurde vom Apostolischen Delegaten Mooney das erste Hospital der „Gesellschaft katholischer Missionsärztinnen“ eingeweiht. Die Genossenschaft besteht seit 1925 und wurde von der Missionsärztin Dr Anna Dengel, einer Österreicherin, gegründet.

(„Licht und Liebe“ 1929, 19.)

Die Entwicklung der einzelnen Kirchensprengel scheint normal zu sein, nur aus den Bistümern *Tuticorin* und *Quilon* werden größere Erfolge gemeldet. Im ersteren ist es dem einheimischen Bischof Roche S. J. gelungen, von 2000 Abgefallenen in drei Dörfern alle bis auf 300 wiederzugewinnen, im letzteren haben die Karmeliten im letzten Jahre einen Zuwachs von 8735 Bekehrten zu verzeichnen. Die Diözese zählt jetzt 202.083 Katholiken.

**Hinterindien.** Das dem einheimischen Klerus zur selbständigen Verwaltung übergebene Gebiet liegt in der Provinz Furryen, einer der sechs Provinzen des annamitischen Teiles des Vikariates. Es umfaßt 3458 Katholiken, die sich auf sieben große Distrikte verteilen.

P. Fargeton, dem Gründer eines Spitäles für die Unheilbaren in *Rangoon*, wurde von der englischen Regierung die Kaiser-J-Hind-Medaille in Gold verliehen, eine Auszeichnung, die bis jetzt noch keinem Missionär zuteil wurde.

Der Schwester Antoinette im Aussätzigenheim von *Mandaley* wurde die silberne Medaille desselben Kaiser-J-Hind-Ordens in feierlicher Weise



an die Brust geheftet. Die Schwester arbeitet schon 30 Jahre im Dienste der Aussätzigen. („Kath. Miss.“ 1929, 57.)

**China.** Die seit Monaten an den Grenzen der Mongolei wütende Hungersnot hat zur Errichtung eines förmlichen Sklavenmarktes in der Stadt *Pao-Len* geführt, auf dem Männer, hauptsächlich aber Frauen und Mädchen verkauft werden. Die Zahl der Verkauften auf diesem Markte soll schon in die Tausende gehen. Das Nationalistenblatt von *Soci-Yuen*, das ausführlich über diesen schrecklichen Menschenhandel berichtet, macht am Schlusse eines Artikels die bezeichnende Bemerkung: „Die Ankäufer kommen meist aus Inner-China. Die Missionäre machen unerhörte Anstrengungen, um das Elend zu lindern.“ Die eigenen Leute nützen also die Not aus, während die Missionäre zu helfen suchen, wo sie nur können. Recht bezeichnend!

Nach der neuesten verlässlichen Statistik für 1927 hatte die katholische Mission trotz der fortwährenden Bedrängnisse doch einige Fortschritte zu verzeichnen. Die Zahl der Getauften ist auf 2,439.220 gestiegen, die des einheimischen Missionspersonales auf 1271 Priester, 370 Brüder und 2492 Schwestern, der Nachwuchs besteht aus 739 Zöglingen des Großen und 2121 Schülern des Kleinen Seminars und 1072 Kandidaten der Vorbereitungsschule, wobei die Kandidaten der verschiedenen Orden nicht berücksichtigt sind, deren Anzahl hinter den Weltpriestern kaum zurückbleibt. So z. B. zählten die Franziskaner in ihren Seminarien im Jahre 1928 686 Studierende.

Die Verkleinerung der großen Sprengel wird fortgesetzt. So wurde vor kurzem das Apostolische Vikariat *Wuhu* in drei Teile zerlegt. Der nördliche Teil mit 6 Millionen Einwohnern, darunter 24.014 Katholiken und 10.580 Katechumenen, wurde als neues Apostolisches Vikariat *Pengfu* den italienischen Jesuiten der Provinz Turin, die dort schon arbeiteten, anvertraut. Der mittlere Teil mit 10 Millionen Einwohnern, 33.680 Katholiken und 10.194 Katechumenen, wurde zum Apostolischen Vikariat *Anking* erhoben und den spanischen Jesuiten anvertraut. Es bleibt für das Apostolische Vikariat *Wuhu* nur noch der südliche Teil seines ehemaligen Gebietes, der aber unter 4 Millionen Heiden immer noch 30.554 Katholiken und 14.358 Katechumenen zählt. Die spanischen Jesuiten, die seither schon dort wirkten, werden weiter die Obhut dieser Mission haben.

(„Reichspost“, 23. Febr. 1929.)

Im Kapuzinervikariate *Tsinchow-Kansu* sind im Laufe des vergangenen Jahres fünf spanische Patres der Kapuzinerprovinz Navarra angekommen. Sie stehen vorläufig unter der Jurisdiktion des Bischofes Walleser, werden aber später den nördlichen Teil des Vikariates selbständig übernehmen. Unter den deutschen Patres sind auch zwei Angehörige der Nordtiroler Provinz (P. Adalar Eberharter und P. Peregrin Klingler). Der Missionsarzt Dr. Drexler ist so beschäftigt, daß er dringend einen zweiten Arzt wünscht. Leider ist der in Aussicht genommene Dr. Scheel von Würzburg im letzten Augenblick verhindert worden, die Ausreise anzutreten. Die Zahl der Getauften betrug 1928 5907, die der Katechumenen 1534; der Zuwachs des letzten Jahres 405 Seelen.

Die Mission der *Tiroler Franziskaner* in *Yunchow* (Hunan) hat bis in die letzte Zeit unter den Plünderungen der Räuber zu leiden. Die Missionäre sind der Ansicht, daß es noch einige Zeit dauern werde, bis das bürgerliche Leben wieder geordnet und die öffentliche Sicherheit wieder befestigt ist. Größere Unternehmungen werden aus der Präfektur nicht gemeldet, teils wegen der erwähnten Räuber Gefahr, teils, weil Msgr. Großrubatscher († 29. Nov. 1927) bisher keinen definitiven Nachfolger erhalten hat. Die Zahl der Getauften wird mit 8182 angegeben, die der Taufbewerber mit 481. Erfreulich sind die Nachrichten über den Nachwuchs in den Seminarien.

Über das Vikariat *Tsingtao* der Steyler wurde im letzten Hefte berichtet. Die drei anderen Sprengel dieser Gesellschaft, *Yenchowfu* (Schantung) mit 86.047 Getauften und 24.000 Taufschülern, *Lanchowfu* (Kansu) mit 10.776 Katholiken und 3022 Katechumenen, und *Sinyangchow* (Honan) mit 6384 Getauften und 8814 Taufbewerbern, weisen eine normale Entwicklung auf; dasselbe gilt auch von dem Vikariate der deutschen *Franziskaner* in *Schantung*.

Am 6. September v. J. wurde in *Peking* eine höhere Lehranstalt der französischen *Dominikaner* und *Dominikanerinnen*, umfassend eine höhere Schule für Knaben und eine Hoch- und Mittelschule für Mädchen, in Gegenwart des Vertreters Frankreichs feierlich eröffnet. Die Schulen mußten bald nach ihrer Eröffnung wieder geschlossen werden, da sämtliche Schüler — 206 Knaben und 250 Mädchen — in den Ausstand traten.

(„Um Seelen“ 1929, 134, 78.)

**Japan.** Die Statistik der katholischen Mission in Japan weist gegen das Vorjahr keine bedeutenderen Änderungen auf. Sie verzeichnet für das eigentliche Japan mit 59.736.822 Bewohnern 87.415 Katholiken, die sich auf annähernd 300 Stationen mit 277 Kirchen und Kapellen verteilen. Erfreulich ist, daß der priesterliche Nachwuchs in größerem Maße zunimmt. In den drei Seminarien, die bis jetzt in Japan erstanden sind, bereiten sich 135 junge Leute auf die Weihe vor. In Osaka und Tokio wurden im letzten Jahre je zwei Priester geweiht. Am 31. Juli d. J. wird der erste japanische Jesuit, P. Ogiwara, aus vornehmerm Geschlecht in Tokio geboren, in Innsbruck zum Priester geweiht werden, und darauf in der Schloßkirche von Xavier in Spanien seine Primiz halten. Der japanische Botschafter wird mit einem glänzenden Gefolge an der Feier teilnehmen.

(„Kath. Kirchztg.“ 1929, 63.)

Drei Patres der italienischen *Salesianer*-Mission auf *Kiushu* haben im Vorjahre eine Konzertreise durch Japan gemacht. Sie hielten ihre Vorträge gewöhnlich in Verbindung mit karitativen Veranstaltungen der Mission und ernteten großen Beifall.

Die *Maristen*-Schulbrüder haben aus ihren höheren Schulen 291 Katechumenen gewonnen, 174 in Tokio, 64 in Osaka, 30 in Nagasaki und 23 in Yokohama. Die Meldung zeigt, daß die Arbeit in den höheren Schulen doch nicht so unfruchtbar ist, wie man vielfach meint.

(„Kath. Miss.“ 1929, 59.)

**Korea.** Die im Vorjahre durch Ablrennung vom Vikariate Wonsan neu errichtete Präfektur *Yenki* in der *Nordmandschurei* hat am 1. Februar d. J. in der Person des P. Dr Theodor Breher O. S. B. ihren ersten Präfekten erhalten. P. Breher ist aus Ottobeuren (Schwaben) gebürtig und Mitglied der Kongregation von St. Ottilien. Er hat nach empfangener Priesterweihe i. J. 1915 an der Universität Berlin chinesische Literatur studiert und 1921 promoviert.

(„Kath. Kirchztg.“, 21. Febr. 1929.)

## 2. Afrika.

**Ostafrika.** Durch ein Dekret der Propaganda vom 24. November 1928 wurde der bisherige Apostolische Vikar des *Suezkanals* Msgr. Colombano Dreyer aus dem Franziskanerorden, zum Apostolischen Delegaten von Indochina ernannt. Msgr. Dreyer ist gebürtig aus Rosheim bei Straßburg, 63 Jahre alt, war dreimal Provinzial und hat sich um den Franziskanerorden große Verdienste erworben.

(„Fides-Korrespondenz.“)

Die Söhne des heiligen Franziskus eröffneten am 17. September 1928 in *Assint* (Nordägypten) ein Seminar zur Heranbildung eingeborener Franziskaner. Es erhielt den Namen Pius XI. zur Erinnerung an das goldene Priesterjubiläum Sr. Heiligkeit.

(„Antoniusbote“ 1928, 372.)

Einen interessanten Artikel über die Kulturarbeit unserer Missions-schwwestern brachte anläßlich des Visitationsbesuches des Bischofs Hinsley

im Theresien-Konvent der Schwestern vom Kostbaren Blut in *Castleigh*, einem Vorort von *Nairobi*, der „East African Standard“, das Amtsblatt für die *Kenya-Colony*, am 22. September 1928. Es heißt darin:

„Das ist eine jener Anstalten, die unbemerkt voranschreiten, eine Anstalt, die für das Wohl der eingeborenen Frauen und Mädchen geradezu Hervorragendes leistet. Still bescheiden geht sie ihren Weg und die Erfolge, die sie zeitigt, sind der schönsten Lohn, den die Schwestern für ihre Bemühungen erwarten. Wo sich vor einigen Jahren noch ein wasserloses, unwirtliches Grasland dehnte, steht heute der St.-Theresien-Konvent mit einer Kapelle, Wohn- und Schulhaus, Gebäuden zur Unterbringung der Frauen und Mädchen und einem wohlgepflegten Garten. Der Konvent wurde im Oktober 1925 errichtet und wird von drei Schwestern vom Kostbaren Blute geleitet, deren Mutterhaus sich ursprünglich in Mariannhill (Südafrika) befand. Er gehört zur St.-Petrus-Claver-Mission der Heiligen-Geist-Missionäre in Nairobi. Der Konvent wurde mit einem Kostenaufwand von 60.000 Mark, einschließlich Grundstück, Gebäulichkeiten und Brunnenanlagen gebaut; das Haus war anfänglich für Mädchen eingerichtet, die später mit Kavirondo-Christen aus Nairobi verheiratet werden sollten. Bei der Eröffnung zählte es 11 Mädchen, 1926 waren es 47 Frauen und 5 Kinder. In diesem Jahre sind es nicht weniger als 87 Mädchen und Frauen. Von den ersteren wurden 16 an Christen verheiratet.

Der Haushaltsunterricht vermittelt eine gründliche Ausbildung im Kochen, Waschen, in der Familien- und Kinderpflege. In der Schule werden die Mädchen im Weben, Nähen, Stricken unterwiesen. Viele der Zöglinge leisteten Treffliches in der Anfertigung von allerlei zur Ausschmückung der Wohnung dienenden Gegenständen, und jeder Besucher wird eine interessante Sammlung zierlicher Matten und Tischdecken, alle aus Sisalfasern gefertigt, bewundern können. Dazu kommen Kissen, Körbchen, Kleider, Häkel- und Strickarbeiten.

Die jungen Mädchen lernen rechnen, lesen, schreiben, Nadel- und Gartenarbeit. Für Turnen und Spiel sowie Religionsunterricht ist täglich eine bestimmte Zeit vorgesehen. Der Konvent steht jedem Neger offen und zur Zeit sind fast alle Stämme dort vertreten. Jedes Mädchen erhält ein Stück Land, das es unter Aufsicht zu bearbeiten hat, was ein wertvolles Mittel in der Heranbildung zum künftigen Ehestand darstellt.

Bei der Ausbildung wird auf Reinlichkeit großes Gewicht gelegt und in allen Abteilungen des Hauses, Küche, Vorrats-, Schul- und Arbeitsräumen herrscht peinlichste Sauberkeit. Einen weiteren Vorteil für die Mädchen und Eingeborenen bedeutet es, daß sie in der Nähe einer wohleingerichteten Poliklinik sich befinden, die von einer der Schwestern geleitet wird. Die den Schwestern zur Verfügung stehenden Geldmittel genügen leider nicht, um den stets wachsenden Anforderungen gerecht zu werden. So mußten manche Anfragen um Aufnahme abschlägig beschieden werden. Es ist ein Liebeswerk, das weitgehender Förderung und größerer Unterstützung wert ist, als es sie bis jetzt erfahren.“

Bei der im Oktober v. J. abgehaltenen Ausstellung in Nairobi erhielten die Schwestern drei erste Preise für Eingeborenen-Handarbeiten. Der Prinz von Wales, der die Ausstellung besuchte, beglückwünschte die Schwestern persönlich und unterhielt sich mit ihnen in deutscher Sprache.  
(„Echo d. M. v. Hl. Geist“ 1929, 55.)

Die Schweizer Kapuziner von *Dar-es-Salam* berichten, daß ihr Reorganisationswerk trotz der schwersten Opfer so weit gediehen sei, daß heutzutage wieder ungefähr 200 Buschschulen mit einer schätzungsweise Anzahl von 6000 bis 8000 Kindern vorhanden sind. Da das Vikariat bereits über einen mit dem englischen Lehrpatent ausgestatteten Schulinspektor verfügt, dürfte dem weiteren Ausbau der Missionsschulen von staatlicher Seite kein Hindernis in den Weg gelegt werden. („Miss.Bote“ 1929, März.)



*Bischof Hinsley* hat auch dem Priesterseminar der Vikariate Bagamoyo, Kilimandscharo und Sansibar zu *Kilema* einen Besuch abgestattet und die Seminaristen mit einer lateinischen Ansprache begrüßt und dann in der Kirchensprache geprüft. Beim Abschied sprach er seine Befriedigung über die erzielten Leistungen aus.

In *Bagamoyo* wurde am 8. September 1928 ein Noviziat für eingeborene Schwestern eröffnet. Man machte mit vier Kandidaten den Anfang, obgleich viele Anmeldungen vorlagen.

(„Echo d. M. v. Hl. G.“ 1929, 85, 56.)

Aus den Missionen der Weißen Väter werden zwei auffallende Bekehrungen gemeldet. In *Tanganjika* wurde die Frau des protestantischen Häuptlings von *Ihangiro* getauft. Der Sultan selbst erbat für seine Frau die katholische Taufe. In *Urundi* (belgisches Mandatsgebiet) ist der jugendliche König *Mwambusta*, Herr über 300.000 Untertanen, zum Christentum übergetreten. Der Adel *Urundis* hat sich jahrzehntelang ablehnend gegen das Christentum verhalten — noch 1898 wurde ein Glaubensbote gemartert —, nun scheint aber die Zeit der Ernte gekommen zu sein. Der letzte Jahresbericht verzeichnet 18.000 Katholiken und 12.000 Katechumenen.

(„Afrika-Bote.“)

Eine seltene Ehrung ist dem Katechisten *Kassian Yama* der Station *Litui*, westlich von *Peramiho*, in der Prälatur *Lindi* zuteil geworden. Er wurde vom Heiligen Vater mit dem Ehrenkreuz pro ecclesia et pontifice ausgezeichnet. *Kassian*, ein leiblicher Bruder des jetzt regierenden Herrschers *Usangira Yama*, hat sich während des Krieges der verwaisten Christengemeinde so energisch angenommen, daß der Fortbestand und die jetzige Blüte der Ungonimission in erster Linie ihm zuzuschreiben ist.

(„Missionsbl.“ 1929, 4.)

Den *Patres* von *Montfort* ist es endlich gelungen, von *Shire* aus unter den *Macondes-Stämmen* in *Mozambique* eine Mission zu eröffnen. Bis vor kurzem waren ihre Bemühungen vergeblich, jetzt aber kommen so viele Bitten um Katechisten, daß leider nicht allen Wünschen sofort entsprochen werden kann.

Unter der Leitung derselben *Patres* von *Montfort* hat sich in *Ngoludi* (*Shire*) eine neue Schwesternkongregation mit dem Namen „*Asumiki a Maria Woyera*“ („Dienerinnen der Heiligen Jungfrau Maria“) gebildet. Der Aufnahme geht ein zweijähriges Postulat und ein zweijähriges Noviziat voraus; am 15. August v. J. erhielten die ersten sieben Novizinnen den Schleier.

(„Kath. Miss.“ 1929, 61.)

**Südafrika.** Die Eingeborenen der *Transkai* (*Natal*) haben bereits, wie *P. Bernhard Huß* von *Mariannhill* in einem kurzen Rechenschaftsberichte mitteilt, fünf Volksbanken gegründet, von denen einige schon ganz respektable Reservefonds besitzen. Die Begeisterung und die Dankbarkeit gegen den Gründer dieser Institution ist allgemein. Ein Häuptling dankte *P. Huß* am Schlusse einer Werbeversammlung mit folgenden Worten: „Es haben schon viele weiße Leute zu uns gesprochen, doch nie zuvor hörten wir solch eine nützliche Rede. Einige von uns haben dich zweier oder dreimal gehört und wir sehen ein, daß du recht hast. Wir können dir gar nicht genug danken dafür, daß du so weit hergekommen bist, um uns zu helfen. Werde unser nicht überdrüssig, wenn wir dir nicht gleich folgen, habe Geduld mit uns. Wir bitten dich, verlaß uns nicht, komme bestimmt nächstes Jahr wieder und erzähle uns dann noch mehr. Als bessere Männer gehen wir nun von dieser Zusammenkunft heim.“

Im verflossenen Jahre hat *P. Huß* in 5 Städten, 13 Dörfern und 2 protestantischen Missionsstationen vor 400 Häuptlingen und 4850 Männern gesprochen.

(„Vergißmeinnicht“ 1929, 54.)

Daß das Vertrauen der Neger Südafrikas zu den Missionären in Zunahme begriffen ist, zeigt die häufige Wahl von Priestern für die in den

südafrikanischen Städten eingeführten gemischtrassigen Komitees von Europäern und Schwarzen. Diese Komitees verdanken ihr Entstehen einem Versuch zur Einigung zwischen Schwarz und Weiß zu kommen. Zwar haben diese Komitees keine offiziellen Rechte, üben aber auf das öffentliche Leben einen mächtigen Einfluß aus. Ihnen ist es gelungen, zur Verbesserung der Gehälter, zur Entfaltung des Schulwesens, zur Gründung von Hospitälern und anderen Instituten zum Besten der Neger erheblich beizutragen. Die Komitees bestehen aus 18 Weißen und 18 Schwarzen, die von den Negern gewählt werden.

(„Echo d. M. v. Hl. G.“ 1929, 55.)

Die Jahresberichte sämtlicher Missionssprengel verzeichnen ein erfreuliches Fortschreiten, wenn auch die Ziffern vorläufig noch gering sind. *Kaffraria* besitzt bereits acht Schulen für Kaffernkinder; eine neunte wird in nächster Zeit eröffnet. Die Zahl der erwachsenen Taufbewerber nimmt dauernd zu, desgleichen die Konversionen unter den Europäern.

(„Stern d. Heiden“ 1929, 9.)

Die Serviten im *Swaziland* leiden schwer unter den Verleumdungen der feindlichen Sekten. Trotzdem konnten sie im verflossenen Jahre eine neue Station im *Hlatikulugebiet* eröffnen. Mit der Station ist eine größere Farm verbunden.

(„Monatrosen“ 1929, 260.)

Aus *Kimberley* wird der Übertritt zweier ganzer protestantischer Gemeinden gemeldet. Unbefriedigt hielten sie schon lange Ausschau nach der Wahrheit und fanden nun den Frieden.

(„Kath. Miss.“ 1929, 60.)

In *Kroonstad* dauern die Schulkämpfe fort, da einerseits die Regierung das ganze Schulwesen in die Hand bekommen möchte, und andererseits die Sekten alles aufbieten, um die katholische Mission nicht aufkommen zu lassen.

Das Missionspersonal der Präfektur *Groß-Namaland* hat im letzten Jahre einen Zuwachs von 2 Patres, 2 Brüdern und 5 Schwestern erfahren. Die Einnahmen sind leider, wie Msgr. Eder klagt, nicht in gleicher Weise gestiegen, und darum mußte manches unausgeführt bleiben, was geplant war. Trotz der Armut geht es stetig vorwärts. („Das Licht“ 1929, 26.)

**Westafrika.** In *Angola* wurde der afrikanische Prophet Kalata, der schon lange durch seine religiösen und sozialen Lehren das Land beunruhigte, verhaftet und zu Zwangsarbeit verurteilt.

Die alte Bischofsstadt *Loanda* wird in Kürze ihren Rang als Residenz des Oberkommissärs der Kolonie an das Städtchen *Huambo* abtreten müssen. *Huambo* war bis 1910 noch Urwald. Damals legten katholische Missionäre eine Station an, um die sich bald eine Stadt erhob, die eine rasche Entwicklung nahm. Heute sind 2½ Tausend Europäer dort ansässig. Die Lage der neuen Residenz ist gesund, während *Loanda* wegen seiner Lage in der Tiefebene und wegen seiner fieberschwangeren Luft gefürchtet war. Das Verhältnis zwischen dem Oberkommissär und der Mission ist sehr freundschaftlich.

In *Gabun* ist der heftige Ansturm der protestantischen Sekten dank der tapferen Arbeit der dortigen Katechisten zum Stillstand gebracht und das verlorene Gebiet wieder zurückgewonnen worden.

(„Kath. Miss.“ 1929, 60.)

Die christlichen Häuptlinge des Jaunde-Bezirktes in *Kamerun* haben vor kurzem beschlossen, den Übertritt der Frau eines Polygamen zum Christentum als Grund der Ehescheidung anzuerkennen. Gegen Erstattung der Mitgift kann die Frau vom Manne sich trennen. Die Verordnung hat bereits die Billigung der französischen Verwaltung erhalten und besitzt also schon Rechtskraft. Die Missionäre sind über die Verordnung recht erfreut und legen ihr große Bedeutung bei.

(„Echo d. M. v. Hl. G.“ 1929, 85.)

Den Missionären der St.-Josefs-Genossenschaft von Mill Hill ist es nach langen Bemühungen gelungen, in der Präfektur *Buea* ein neues Missionszentrum in *Reinikon* zu errichten. Die Station hat eine große Zukunft, da bereits eine Reihe von Nebenstationen eröffnet werden konnte.

Die vier Vikariate *Benin*, *Dahomey*, *Togo* und *Untervolta* haben sich zusammengeschlossen, um ein gemeinsames einheimisches Seminar zu gründen, das seinen Sitz zu Uidah (*Dahomey*) erhalten soll.

(„Kath. Miss.“ 1929, 60, 28.)

**Innerafrika.** In der aufstrebenden Stadt *Bangui* in *Französisch-Kongo*, in deren Nähe die Station St. Paul bei den Stromschnellen liegt, und deren Bewohnerzahl sich bereits auf 200 Weiße und 7000 Eingeborene beläuft, wurde eine neue Station der Missionäre vom Heiligen Geist errichtet. Die Missionäre wurden von der Bevölkerung herzlichst aufgenommen.

Am 13. Jänner d. J. starb in Freiburg i. Br. der große Kongomissionär *P. Josef Fräble*, dessen Schriften in Tausenden von Exemplaren verbreitet sind, und die in vielen Herzen noch Missionsbegeisterung wecken werden, wenn der Leib schon längst zu Staub geworden ist. *P. Fräble* weilte zweimal am Kongo: 1905—1910 und 1911—1920, im ganzen 15 Jahre. Im Jahre 1920 zwang ihn ein bösesartiges Leiden, in die Heimat zurückzukehren, wo er sich bis in seine letzten Tage mit der Missionsschriftstellerei beschäftigte. Sein bekanntestes Werk führt den Titel „Meiner Urwaldneger Denken und Handeln“. *P. Fräble* gehörte der Genossenschaft der Herz-Jesu-Priester an, die schon viele Priester in den Dienst der Kongomission gestellt und geopfert hat. Ihr jüngstes Opfer ist ein erst im Jahre 1923 geweihter und seit 1924 in den Stanley-Fällen wirkender Priester, Pater Kandel.

(„D. Reich d. Hl. H. Jesu“ 1929, 47.)

Das belgische Königspaar hat auf seiner Sommerreise durch Belgisch-Kongo auch die Missionen *Katanga*s besucht. Ihre Lebenswürdigkeit und erbauliche Haltung beim Gottesdienst hat auf die Eingeborenen den besten Eindruck gemacht.

### 3. Amerika.

**Nordamerika.** Vertreter der amerikanischen und kanadischen Jesuitenprovinzen haben Aufrufe erlassen, in denen sie auf die Wichtigkeit der Bekehrung der amerikanischen Neger aufmerksam machen. Die bedauerliche Rückständigkeit der katholischen Kirche bezüglich der Negermissionierung ist in früheren Berichten wiederholt hervorgehoben worden. Als kleine Fortschritte in dieser Beziehung sind aus den Missionsberichten der letzten Zeit folgende Angaben zu verzeichnen: Die sieben Negerstationen der *Steyler* in den *Vereinigten Staaten* weisen ein Missionspersonal von 20 Priestern und 53 Schwestern auf; ihre Mitgliederzahl beträgt 4339 Getaufte und 44 Taufschüler. Im letzten Jahre wurde von den *Steylern* eine neue Negermission in *Pointe de la Hache* im Mündungsgebiete des Mississippi übernommen.

(„Um Seelen“ 1929, 107.)

Der Kongregation vom Heiligen Geiste wurde vom Erzbischof von Cincinnati die St.-Johannes-Pfarrei in *Dayton* (Ohio) für die Seelsorge der Farbigen der Stadt überlassen. Zwei Missionäre sind bereits mit der Neuordnung der Seelsorge beschäftigt. *Dayton* ist eine schöne Industriestadt mit 220.000 Einwohnern.

(„Echo d. M. v. Hl. G.“ 1929, 84.)

Die österreichischen Zisterzienserstifte haben in der Nähe von Milwaukee ein Grundstück „*Spring Bank*“, einen Komplex von Gebäuden und 24 Hektar Land, erworben, um dort eine Niederlassung ihres Ordens zu errichten. Die Neugründung wird unter dem Abte von *Schlierbach* in Oberösterreich stehen und ihr Personal aus den Zisterzienserstiften Österreichs erhalten. Erster Oberer ist *P. Thomas Roos* aus *Schlierbach*. Im nächsten Jahre soll auch von *Lerins* aus eine Gründung in Nordamerika und eine zweite in Madagaskar beabsichtigt sein.

(„Reichspost“ 25. Febr. 1929.)



Bischof *Charlebois*; Oblate d. U. J. M., Apost. Vikar von *Keewatin*, hat seine letzte Visitationsreise mit dem Flugzeug gemacht. Er konnte eine Strecke, die ihn im Boot 2½ Tage gekostet hätte, in 50 Minuten zurücklegen. („Monatsbl.“ 1929, 62.)

**Südamerika.** Anlässlich des politischen Zwischenfalles in Paraguay und Bolivien wurden auch die religiösen Verhältnisse dieser Länder in der Öffentlichkeit erörtert. Die Schilderung des blühenden katholischen Lebens in Bolivien wird viele Leser überrascht haben. Von Bolivien könnte in der Tat mancher europäische Staat viel lernen. Auch die Indianermission steht günstig trotz des empfindlichen Priester mangels und den ungeheuren Verkehrsschwierigkeiten — Bolivien ist viermal so groß wie Frankreich —, die in vielen Orten eine regelmäßige Seelsorge ganz unmöglich machen.

Den *Tiroler Franziskanern*, die schon viele Jahre segensreich unter den Guarayos und Sirianos Boliviens wirken, wollen jetzt österreichische Zisterzienser zuhülfe kommen. Im nördlichen Bolivien zu *Apolo* ist bereits die erste Niederlassung durch das *Stift Wilhering* in Oberösterreich errichtet worden. Mögen ihr bald andere folgen und den mutigen Missionären ähnliche Erfolge beschieden sein wie den Franziskanern!

Aus der *Araukanermission* der bayrischen Kapuziner in *Chile* liegt eine betrübende Meldung vor. Die Mission von *Valdivia* ist in der Nacht vom 27. auf den 28. Dezember 1928 niedergebrannt und dabei haben die Patres *Albain Fahrenschon* und *Euchar Schwab* bei den Rettungsversuchen den Tod gefunden. („Seraph. Weltapostolat“ 1929, 72.)

Die in *Brasilien* arbeitenden Missionsgesellschaften sind eifrig daran, neue Arbeitskräfte heranzubilden, um dem im ganzen Lande herrschenden Priester mangel einigermaßen abzuhefen. Die hingebungsvolle und opferreiche Arbeit der *Franziskaner* der sächsischen Provinz in *Nordbrasilien* findet allgemeine Anerkennung und Bewunderung. Ihr Missionskolleg für *Nordbrasilien* in *Bardel* bei *Bentheim* in der Provinz *Hannover* nimmt einen erfreulichen Aufschwung und dürfte in absehbarer Zeit in der Lage sein, der nordbrasilianischen Provinz tüchtige Kräfte zur Verfügung zu stellen.

Ende August 1928 haben die *Priester des Heiligsten Herzens* ihr im Jahre 1926 aufgegebenes Noviziat zu *Taubate*, *Staat Sao Paulo*, wieder eröffnet und gleichzeitig wieder die Seelsorge der dortigen Kolonisten übernommen. („Das Reich d. H. Jesu“ 1929, 83.)

Die *Steyler* haben, dem bewährten Vorgang deutscher *Franziskaner* folgend, im Dezember v. J. einen Teil ihrer Studenten in *Gelsenkirchen* in ihr brasilianisches Missionshaus zu *Sitio* gesandt, damit sie dort mit den eingeborenen Missionszöglingen gemeinsam dem Studium obliegen und sich allmählich an das Klima, an die Sprache und an die Sitten des Landes gewöhnen. („St. M.-B.“ 1929, 121.)

In *Kolumbien* wurde aus verschiedenen Diözesen eine neue Präfektur „*Rio Magdalena*“ errichtet und den kolumbanischen Jesuiten anvertraut. Auf dem Gebiete der Präfektur leben noch viele Indianer.

(„A. A. S.“ 1928, 366.)

#### 4. Australien und Ozeanien.

**Australien.** Der Eucharistische Kongreß des Vorjahres scheint auf das Selbstbewußtsein der Katholiken Australiens belebend gewirkt zu haben. Ihre Versammlungen sind seither sehr besucht und die dabei gehaltenen Reden betonen mit Entschiedenheit die Rechte der Katholiken. So z. B. schloß in einer Riesenversammlung in *Sidney* der Erzbischof von *Melbourne*, *Msgr. Mannix*, seine Rede, in der er die Bedeutung der Katholikenemanzipation in England i. J. 1829 erklärte, mit folgenden ernsten Worten: „Wir werden die britische Regierung vor hundert Jahren beglückwünschen, daß sie den schlimmsten Flecken auf ihrem Schilde getilgt hat.“

Wir werden uns auch beklagen, daß die Katholiken in Australien nicht emanzipiert worden sind. Jeden Tag werden wir beraubt, nur weil wir Katholiken sind. Wir werden von Nichtkatholiken beraubt, die unser Steuergeld nehmen, um ihre Kinder zu unterrichten, und uns hinausweisen, auf daß wir selber unsere Lehrer bezahlen und unsere Schulen unterhalten, die in so weitem Maße zum Fortschritt unserer Religion in Australien beigetragen haben.“ („L. V.“ 1. März 1929.)

Die erste katholische Schule in der neuen Bundeshauptstadt *Combera* wurde vom Apostolischen Delegaten Cattaneo in Gegenwart zahlreicher Bischöfe und Erzbischöfe und des Ministerpräsidenten von Australien in feierlicher Weise eingeweiht. Die neue Schule, die 300 Kinder fassen kann, steht unter der Obhut der Samariterinnen.

**Ozeanien.** Aus *Tawei-liu* auf *Neupommern* (Rabaul) berichtet ein Missionär, daß eine überraschende Bekehrungsbewegung eingetreten sei. In jüngst urbar gemachten Gebieten der Insel Neubritannien (Neu-Mecklenburg) sind mehr als 300 Personen katholisch geworden. Der Stamm der Gunantuna auf der Gazellenhalbinsel zählt unter seinen 30.000 Seelen rund 15.000 Katholiken, der übrige Teil ist fast ausschließlich methodistisch.

Aus dem Baininger Gebiet melden sich bereits Knaben für die Katechistenschule und junge Mädchen für die Kongregation der einheimischen Schwestern.

Die *Marianen* und *Karolinen* verzeichnen ein starkes Anwachsen der japanischen Einwanderung und des japanischen Einflusses. Nach den Berichten der Missionäre sind die Aussichten für die Bekehrung der eingewanderten Japaner ziemlich günstig.

Auf den *Hawaii-Inseln* sind 19 Schwestern von Maryknoll in den Vereinigten Staaten zur Unterstützung der Franziskanerinnen eingetroffen. In Honolulu sind mehrere Amerikaner zum Buddhismus übergetreten und unter großen Feierlichkeiten in die neue buddhistische Gemeinde aufgenommen worden.

## 5. Europa.

**Spanien.** Im Jesuitenkloster zu Ona starb am 1. Oktober v. J. der Begründer der neuen Missionsbewegung in Spanien, *P. Hilarion Gil*. Er stand erst im 53. Lebensjahre, war aber schon seit dem Jahre 1927 einem unheilbaren Leiden verfallen.

**Frankreich.** An den seit drei Jahren an der katholischen Universität in Lille stattfindenden missionsärztlichen Kursen haben bisher 88 Missionäre aus acht verschiedenen Orden und Kongregationen teilgenommen.

**Schweiz.** Die Diözese St. Gallen hat für das Priesterseminar in Uidah (Dahomey) den Betrag von 30.637.05 Franken gespendet; die Diözesen von Lausanne, Genf und Freiburg für die Errichtung des St.-Petrus-Kanisius-Seminars in Hue (Indochina) 5000 Franken.

(„Kath. Miss.“ 1928, 29, 24.)

**Deutschland.** Das Generalat der Missionäre vom Göttlichen Wort siedelte im Jänner d. J. vom Mutterhause in Steyl (Holland) nach Rom über. Die Errichtung nichtdeutscher Provinzen machte die Verlegung notwendig.

Zu Trier starb am 19. November 1928 der verdiente Missionsveteran *P. Johann Hoffmann S. J.*, der vielen Lesern von seinen Vorträgen über das Kastenwesen in Indien bekannt sein dürfte.

*Sammelstelle.* Bisher ausgewiesen: 1062.37 S. Neu eingelaufen: Beim Berichterstatter: 10 S.

*Gesamtsumme der bisherigen Spenden:* 1072.37 S. — Deo gratias!

## Kirchliche Zeitläufe.

Von Dr Josef Massarette.

*Die Aussöhnung zwischen dem Hl. Stuhl und dem Königreich Italien. Rückblick auf die Römische Frage. Pius XI. zu Beginn seines Pontifikats. Mussolini als Gegner der laizistischen Kulturkampfpolitik. Besprechungen zur Beilegung des Konfliktes. Die am 11. Februar unterzeichneten Abkommen: Vertrag und Konkordat. Zwei bedeutsame Reden des Hl. Vaters. Eine historische Audienz. Die Erklärungen Mussolinis.*

Wenige Wochen vor dem Tode Benedikts XV. rief Kardinal Achille Ratti, Erzbischof von Mailand, in seiner Kathedrale aus: „Der Papst ist die größte Zierde Italiens. Sine qua non wenden sich Millionen Katholiken des ganzen Erdkreises nach Italien wie nach einer zweiten Heimat. Sine qua non ist Rom wahrhaftig die Hauptstadt der Erde. Man muß wirklich die Augen der Erkenntnis völlig verschließen, wenn man, bei der großen Achtung und Verehrung, die der Papst in der ganzen Welt genießt, die großen Vorzüge und Vorteile nicht sieht, die unserem Land erwachsen würden, wenn auch von unserer Seite endlich dem Papst die internationale und übernationale Stellung zuteil würde, die ihm die anderen Völker zuerkennen. Wir Katholiken, denen durch göttliche Anordnung die Obhut des Hl. Vaters anvertraut ist, sind den Katholiken des ganzen Erdenrunds Verantwortung schuldig.“

Wer hätte damals ahnen können, daß Ratti selbst berufen sei, sieben Jahre später, als Papst Pius XI. den römischen Frieden zu besiegeln? Es war eine vom Jubel der katholischen Christenheit und aller aufrichtigen Friedensfreunde begrüßte welthistorische Stunde, als am 11. Februar 1929 im päpstlichen Lateranpalast die Aussöhnung zwischen dem Oberhaupt der Weltkirche und dem Königreich Italien zustande kam. Nach langen Verhandlungen, die den guten Willen beider Teile erwiesen, wurde die *Pax Romana* geschlossen. Zugleich mit dem Vertrag, der die Römische Frage löste, wurde ein Konkordat unterzeichnet, das die religiösen Verhältnisse Italiens in geradezu mustergültiger Weise regelt.

Mehrmals war Pius XI., wie er am 13. Februar in einer Rede nicht ohne Humor äußerte, versucht zu denken, daß es zur Erledigung der Römischen Frage eines bergsteigenden Papstes bedürfte, der gewohnt war, die schwierigsten Besteigungen zu unternehmen, gerade wie er bisweilen sich sagte, es sei da auch ein bibliothekkundiger Papst am Platz, gewohnt, den historischen und dokumentarischen Dingen auf den Grund zu gehen. — Ermöglicht wurde der Umschwung durch die Gunst der Umstände. Der Hl. Vater sah sich einem genialen Staatsmann gegenüber, der, nachdem er sich zum allmächtigen Leiter Italiens aufgeschwungen, sein Land von der Vorherr-



schaft der Freimaurerei befreite, so daß die Fesseln der Kirche gelöst werden konnten. In der Erkenntnis, daß die katholische Religion die höchste geistige Macht und auch das beste Bindemittel der italienischen Nation ist, ergriff Mussolini die Hand, die Pius XI. gleich zu Beginn seines glorreichen Pontifikats den Machthabern hingestreckt. „Die größten Taten“, sprach Kardinal Faulhaber am 17. Februar in St. Michael zu München, „sind ein Friede, der mit dem Schwert des Geistes gewonnen, und ein Sieg, bei dem beide Teile Sieger sind. Seht, wie vor dem neuen Kirchenstaat an diesem Wendepunkt der Geschichte die Weltweisheit umlernen muß! Es gibt noch andere Wege, um die nationale Ehre zu retten. Freilich müssen große Stunden große Männer finden. Gesegnet seien diese großen Männer, die da kommen im Namen des Herrn und zusammen mit der Palme des Sieges den Ölzweig des Friedens tragen!“

Die Einigung Italiens ist zu nicht geringem Teil das Werk des revolutionären Nationalismus, der keinerlei Rücksicht kannte, mit einer langen Reihe von Rechtsbrüchen und Gewalttaten operierte und auch vor dem Patrimonium Petri, dem auf denkbar legitimster Erwerbsart, besten Rechtstiteln beruhenden ehrwürdigsten Staat, der äußeren Garantie der geistlichen Souveränität des Papstes, nicht Halt machte. Nach Wegnahme fast des ganzen Kirchenstaates bemächtigten sich am 20. September 1870 die Piemontesen, 60.000 Mann mit viel Artillerie, der Ewigen Stadt. Graf Harry von Arnim, der preußische Gesandte in Rom, hatte durch Rat und Tat diesen letzten Gewaltstreich begünstigt. Desgleichen hatte der österreichische Reichskanzler Graf von Beust, ein Protestant, um sich die Möglichkeit eines Bündnisses mit dem Königreich Italien zu sichern, nicht nur von vornherein der Okkupation Roms zugestimmt, sondern auch die Regierung Viktor Emanuels II. förmlich dazu angespornt. Diese Zusage war für die italienischen Machthaber von größtem Wert; sie konnten in dem österreichischen Staatsmann einen guten Freund begrüßen, der ihnen wegen der Römischen Frage sicher keine Schwierigkeiten bereiten würde, einen „Hehler und Helfer“.

Laut der Kapitulationsurkunde wurde Rom übergeben „mit Ausnahme des die Leoninische Stadt bildenden Teiles, der im Süden von den Bastionen von Santo Spirito begrenzt wird und den vatikanischen Hügel sowie die Engelsburg umschließt“. Als Pöbelhaufen nach diesem Stadtteil strömten mit der Drohung, in den Petersdom einzudringen und den Palast zu stürmen, besetzten die Italiener am 22. September 1870 abends auf Wunsch des Kardinal-Staatssekretärs Antonelli dieses Viertel, kurzweg Borgo genannt, wobei Cadorna sich verpflichtete, die Truppen zurückzuziehen, sobald der Papst ihrer nicht mehr

bedürfe. Das wurde außerdem vom Florentiner Kabinett bestätigt. Beim Plebiszit vom 2. Oktober befand sich auf dem Kapitol eine Urne, in die 1546 Wähler aus dem Borgo ihre Stimmzettel geworfen haben sollen. Auf Grund dieses unkontrollierbaren Ergebnisses galt nun der italienischen Regierung auch die Leoninische Stadt als mit Rom unter der Herrschaft des Königs vereint. Von dem den Mächten vorgelegten Plane, den Kirchenstaat auf diesen kleinen Gebietsteil zu beschränken, war keine Rede mehr; er wurde stillschweigend als abgetan angesehen. Am 20. Oktober verkündete Pius IX. der Stadt und dem Erdkreis: „Nun sind Wir völlig in der Botmäßigkeit und der Gewalt der Feinde.“

Dann operierte man kurze Zeit mit dem Stichwort „Exterritorialität“. Als Ersatz für die als päpstliche Enklave fallengelassene Leostadt sollte, so hieß es, dem Papst, den päpstlichen Palästen die staatliche Außergebietslage gesichert werden. Die Machthaber maßten sich an, ganz eigenmächtig durch ein inneritalienisches Gesetz die Lage und Stellung des Oberhauptes der Weltkirche wie die eines Untertanen zu regeln. Das einseitig nationale Garantiegesetz vom 13. Mai 1871, gefaßt in unklare Worte voll absichtlicher Widersprüche und Zweideutigkeiten, bot in Wirklichkeit dem Papst nichts Positives, keine einzige Garantie. Es fehlt darin nicht an Bestimmungen, welche die päpstliche Souveränität geradezu aufheben. Eine ausdrückliche Erklärung der Exterritorialität des päpstlichen Gebietes sucht man vergebens. Auf Grund des Gesetzes erschien der Papst ohne Territorium, ohne Untertanen, als privilegierter Untertan des Königreichs Italien oder als ein im wesentlichen der italienischen Staatshoheit unterworfenen staatenloser Fürst. Er war ein Gefangener in fremdem Hause, denn das Garantiegesetz garantierte nicht einmal dem Papst sein Eigentumsrecht auf seine Wohnung. Nach der Auffassung aller führenden italienischen Staatsmänner seit 1870 galten die päpstlichen Paläste und ihre Kunstschatze als Nationaleigentum. Das allein charakterisierte die dem Oberhaupt der Weltkirche aufgezwungenen Verhältnisse. Wenn in Rom Jahrzehnte hindurch gegen den Papst alles erlaubt schien, mußte er da sich nicht als Gefangener fühlen? Die beiden ersten Artikel des Garantiegesetzes, wonach die Person des Papstes heilig und unverletzlich ist, und Beleidigungen gegen ihn so bestraft werden wie solche gegen den König, sind wirkungslos geblieben. Man wollte dem Papsttum die italienische Landeshoheit aufzwingen, vermochte aber andererseits nicht, es zu schützen.

Alle Päpste seit 1870 waren zur Aussöhnung bereit, wenn nur Italien einen irgendwie befriedigenden Ersatz für das weggenommene Kirchengut geboten hätte. Einer wie der andere,

betrachteten sie die Römische Frage vom religiösen Standpunkt aus, nicht als politische Macht- oder Besitzfrage. Einem jeden schien eine territoriale Unterlage der päpstlichen Souveränität absolut notwendig. Benedikt XV. hielt daran als der unerläßlichen Bedingung für eine befriedigende Lösung fest, ließ aber im Juni 1915 durch seinen Staatssekretär Kardinal Gasparri erklären, er erwarte eine angemessene Gestaltung seiner Lage nicht von einer fremden Nation, sondern vom Sieg des Gerechtigkeitssinnes, welcher, wie er hoffe, sich im italienischen Volke gemäß seinen wahren Interessen immer mehr durchsetzen würde. Er wollte keinen Lösungsversuch, aus welchem der italienischen Regierung wesentliche Schwierigkeiten erwachsen müßten. — Gleich nach seiner Wahl erschien Pius XI., in Abweichung von der Haltung seiner drei unmittelbaren Vorgänger, auf der Loggia der vatikanischen Basilika und segnete die auf dem Petersplatze harrenden Menschenmassen. Am selben Tage besagte eine Bekanntmachung des Konklavemarschalls Fürst Chigi: „S. Heiligkeit Papst Pius XI. hat mit allen Vorbehalten zugunsten der unverletzlichen Rechte der Kirche und des Hl. Stuhles, die wahrzunehmen und zu verteidigen er geschworen hat, seinen ersten Segen von der äußeren Loggia nach dem Petersplatz erteilt mit der besonderen Intention, daß dieser Segen selbst nicht nur den auf dem Platze Anwesenden, nicht nur Rom und Italien, sondern allen Nationen und allen Völkern gelte und allen den Wunsch und die Verheißung jener allgemeinen Wiederkehr des Friedens bringe, den alle so heiß ersehnen.“ — In seiner ersten offiziellen Kundgebung, der Enzyklika *Ubi Arcano Dei* über „den Frieden Christi im Reiche Christi“ vom 23. Dezember 1922 sprach der neue Papst einen Kummer darüber aus, daß unter so vielen Nationen, die enge Beziehungen zu dem Apostolischen Stuhle unterhalten, Italien, sein liebes Vaterland fehlt. Dann beleuchtete Pius XI. in klar verständlichen Worten die Römische Frage und unterstrich die Forderung, daß die Herrschaft des Papstes ganz und gar eigenen Rechtes und eigener Gewalt sei und offenkundig so erscheine. Mit besonderer Freude liest man heute folgende Sätze jenes päpstlichen Schreibens: „Übrigens wird Italien niemals von diesem Apostolischen Stuhle einen Schaden zu befürchten haben. Der römische Papst, wer es immer sein mag, wird stets von ganzem Herzen mit dem Propheten sagen: ‚Ich denke Gedanken des Friedens und nicht der Bedrängnis‘, des wahren und daher niemals von der Gerechtigkeit getrennten Friedens, sagen Wir, so daß mit Recht hinzugefügt werden kann: ‚Die Gerechtigkeit und der Friede haben sich umarmt‘. Es wird Sache Gottes des Allmächtigen und Barmherzigen sein, zu bewirken, daß endlich einmal dieser Freudentag anbricht. Dieser Tag wird über alle



Maßen segensreich sein für die Erneuerung des Reiches Christi wie auch für die Regelung der Angelegenheiten in Italien und in der ganzen Welt. Daß das nicht vergeblich geschehe, mögen alle Rechtgesinnten eifrig zusammenwirken.“

Die Römische Frage konnte erst als gelöst betrachtet werden, wenn dem Papst eine Stellung gesichert wurde, welche seine Würde und die zur Erfüllung seiner Weltmission notwendige offensichtliche Freiheit und Unabhängigkeit gewährleistet, also seiner geistlichen Souveränität in der Welt entspricht. Eine Regelung ohne volles Einverständnis mit ihm, wodurch eine Lösung über ihn verhängt worden wäre, war ausgeschlossen. Seine ureigene Sache war es, zu bestimmen, mit welchen Garantien das Oberhaupt der Kirche sich begnügen kann, denn von seiner hohen Warte aus ist der Papst vor allem befähigt, die für das Heil der Kirche in Betracht kommenden Bedingungen nach allen Seiten zu beurteilen. In der eben erwähnten Enzyklika sagte Pius XI.: „Wir, als Erbe sowohl der Gesinnung wie der Pflichten Unserer Vorgänger, und bekleidet mit derselben Autorität, sind einzig die zuständige Instanz in der Beurteilung dieser hochernsten Frage.“

Alle Päpste seit 1870 haben durch charakterfeste Haltung und aufklärende Arbeit zu ihrer Lösung beigetragen. Indem sie das Garantiesgesetz ablehnten und immer wieder auf die traurigen Verhältnisse hinwiesen, hielten sie in Italien das Bewußtsein einer noch zu regelnden Schuld wach. Nach dem Weltkrieg wurde von einer dem Vatikan nahestehenden Seite der italienischen Regierung ein Plan zur Beilegung des Konfliktes unterbreitet. Der Ministerpräsident Nitti besaß aber nicht genügend Kraft und Weitblick, eine befriedigende Wiedererstattung in die Wege zu leiten. Mussolini war, seit er Italiens Geschicke leitet, bestrebt, allen Hindernissen zum Trotz die Römische Frage zu lösen, trotzdem es manchmal anders schien. — Vor mehr als sechs Jahren triumphierte die faschistische Revolution infolge der Fehler und der Kurzsichtigkeit der Sozialisten, der Ohnmacht der liberalen Regierung, besonders aber dank den hervorragenden Eigenschaften Mussolinis. Nachdem der Sozialismus durch unpatriotisches Benehmen, herausfordernde bolschewistische Propaganda, sektiererische, barbarische Willkür alle ordnungsliebenden Elemente erbittert hatte, nachdem auch die am Staatsruder befindlichen liberalen Politiker fast gründlich abgewirtschaftet hatten, da rief der Faschismus ein donnerndes „Genug der Unordnung!“ ins Land. Anfangs schien der Faschismus auf Errichtung einer Militärdiktatur hinzuzielen; freimaurerische Draufgänger spielten noch eine einflußreiche Rolle in der machtvollen Bewegung; daher zahlreiche Gewalttaten gegen einzelne Katholiken und „klerikale“ Einrichtungen.

Mussolini selber, der unter Ausnützung der sozialistischen Exzesse und der Lähmung des Regierungsliberalismus den Faschismus zum Siege führte, kam vom krassen Atheismus, den er als Jüngling markiert hatte, und vom Sozialismus, für den er gekämpft. Allmählich hatten jedoch katholische Ideen Einfluß auf ihn gewonnen. Am 22. Juli 1921 erklärte er in der Deputiertenkammer: „Ich bekenne, daß die lateinische und weltbeherrschende Tradition Roms heute im Katholizismus ihre Vertretung findet. Wenn man, wie Mommsen vor 25 oder 30 Jahren sagte, nicht in Rom weilen kann, ohne eine universelle Idee zu bekommen, so denke und sage ich, daß die einzige universelle Idee, die heute in Rom existiert, diejenige ist, die vom Vatikan ausstrahlt.“ — Beim Tode Benedikts XV. schien ihm ein kurzer Nachruf in öffentlicher Kammersitzung angebracht. Zu Salandra, dem Präsidenten der Gruppe der Rechten, sagte Mussolini: „Ich glaube, daß es von großer Bedeutung wäre, wenn die italienische Kammer des Papstes gedenken wollte. Ihnen, Herr Salandra, stände es vor allem zu, das Wort zu ergreifen.“ Der Angeredete war überrascht. „Gewiß hätte“, erwiderte er nach einigem Zögern, „ein Nachruf seine Bedeutung, doch ist es nicht meine Sache, denn was ich sagen müßte, paßt nicht in einen solchen.“ Am Morgen des zweitletzten Tages des Konklaves, aus dem Pius XI. hervorging, nämlich am 5. Februar 1922, befand sich Mussolini auf dem Petersplatz mit zwei Parteifreunden. Der Anblick der gewaltigen Volksmenge und die Majestät der päpstlichen Bauten schienen ihn tief zu ergreifen. „Es ist unglaublich“, sagte er mit Nachdruck, „wie die liberalen Regierungen nicht begriffen haben, daß die Universalität des Papsttums, Erbe der Universalität des römischen Reiches, den größten Ruhm der Geschichte und der Tradition Italiens darstellt.“ Er freute sich über die Wahl des Kardinals Achille Ratti, von der er eine Besserung des Verhältnisses von Italien und dem Vatikan erhoffte. Damals schrieb Mussolini: „Als Bürger von Mailand — wenn auch nur durch Adoption — nehme ich an der allgemeinen Freude der Mailänder über die Wahl des Kardinals Ratti zum Oberhaupt der katholischen Kirche teil. Der neue Papst besitzt außer den Eigenschaften, die ich religiöse nennen möchte, Fähigkeiten und Eigenschaften, die ihn auch unserer Welt, der profanen Welt, sympathisch machen. Er ist ein Mann von umfassender historischer, politischer und philosophischer Bildung, und da er sich viel im Auslande aufgehalten hat, kennt er die Lage Osteuropas gründlich, und wie alle, die außerhalb der Grenzen des Vaterlandes leben oder gelebt haben, kann er nur das lebhafteste Gefühl der Italianität haben. Meines Erachtens werden sich die Beziehungen zwischen Italien und dem Vatikan bessern . . . Als ehemaliger und er-

probter Bergsteiger hat Kardinal Ratti nun wahrlich die höchste Spitze erreicht.“

Im Herbst 1922 kapitulierte der bisher maßgebende Liberalismus vor dem Faschismus. Mussolini zog am 29. Oktober an der Spitze seiner Schwarzhemden in Rom ein und der König legte notgedrungen die Zügel des Staates in seine Hände. In seiner ersten Kammerrede vom 16. November zeigte der neue Regierungschef durch Anrufung Gottes und durch die Erklärung, das Volk werde beim Katholizismus bleiben, auch er sei Katholik, daß der offizielle Atheismus der Vergangenheit angehörte. Bereits im Februar 1923 brach der Faschismus mit der Freimaurerei, der es aber gelang, die faschistischen Reihen mit einer Menge ihrer geheimen Anhänger zu durchseuchen; die antiklerikalen Gewalttaten, deren letztere sich immer wieder schuldig machten, waren darauf berechnet, den Faschismus zu diskreditieren. Die grüne Sekte heulte auf, als am Vorabend des 20. September 1923 das Reformprogramm über die Wiederherstellung der christlichen Volksschule veröffentlicht wurde, beginnend mit den klaren Worten: „Zur Grundlage und Krönung des Volksschulunterrichtes in all seinen Stufen ist der Unterricht in der christlichen Lehre gemäß ihrer in der katholischen Überlieferung erhaltenen Form gelegt. In der Regel soll die Erteilung des Religionsunterrichtes durch den Lehrer erfolgen, doch können auch andere Personen, Laien und Geistliche, damit betraut werden; das Urteil über die Befähigung ist Sache der zuständigen kirchlichen Behörde.“ Der Entwurf wurde rasch zum Gesetz erhoben. Damals erklärte der Duce: „Unsere Beziehungen zum Hl. Stuhle sind die besten und unsererseits sehr entgegenkommend. Es wäre eine Ungeheuerlichkeit, zu verlangen, wir sollten eine derartige zweitausendjährige Macht, deren Einfluß täglich wächst und sich über 400 Millionen Seelen erstreckt, ignorieren.“ Durch eine Reihe von weiteren Maßnahmen bekundete die weltliche Gewalt ihren Willen, den Ansprüchen der Kirche Rechnung zu tragen. Sie erkannte den Grundsatz der Unauflöslichkeit der Ehe an. Anfangs 1925 unternahm sie den Versuch einer Reform der ganzen Gesetzgebung bezüglich der Behandlung der Kirche, ihrer Personen und Einrichtungen. Drei hervorragende Prälaten beteiligten sich an den Arbeiten, ohne jedoch als offizielle Vertreter der Kirchenbehörde gelten zu können. Als nach einem Jahre der Entwurf fertig war, erklärte der Hl. Stuhl, daß er anderen kein Recht und keine Macht zuerkennen könne, über diese Angelegenheiten gesetzlich zu bestimmen, es sei denn nach Verhandlungen und Abmachungen mit der höchsten kirchlichen Autorität; kein gesetzmäßiges Abkommen werde erfolgen, solange die dem Hl. Stuhle und dem Papst bereitete ungerechte Lage andauere. Der Vatikan wies somit die italienischen Macht-

haber auf den Weg der direkten Verhandlung hin. Der Justizminister Rocco erklärte am 13. Mai 1926, die Kundgebung des Papstes habe den Stand des Problems verändert; diese Änderung könne von der Regierung nicht ignoriert werden und werde auch nicht ohne Einfluß auf die endgültigen Beschlüsse sein. Kurz nachher bemerkte Mussolini in einer Rede, das Schwerste stehe dem Faschismus und seiner Disziplin noch bevor. Diese Andeutung wurde meist nicht verstanden. Der Diktator war entschlossen, demnächst Vorverhandlungen zur Lösung der Römischen Frage beginnen zu lassen.

Am 6. August 1926 folgte der Advokat Prof. Francesco Pacelli, Rechtskonsulent des Hl. Stuhles, einer Einladung des Staatsrates Domenico Barone in dessen Wohnung. Derselbe eröffnete dem Advokaten, Mussolini wünsche die Grundlagen zu erfahren, auf denen die Römische Frage gelöst werden könnte. Pacelli bemerkte, auf zwei wesentliche Punkte würde gewiß der Papst nie verzichten: Wiederherstellung eines wenn auch kleinen päpstlichen Staates mit sichtbarer und offenkundiger Souveränität, die dem Papst die freie Ausübung seiner geistlichen Gewalt garantiere; sodann ein Konkordat, das der religiösen Eheschließung unter bestimmten Bedingungen den Wert der zivilen Eheschließung sichere. Da diese Vorbedingung auf keinen Widerstand stieß, wurden die Besprechungen bis zum 4. Oktober 1926 weitergeführt. An diesem Tage, dem Nationalfest des hl. Franz von Assisi, ermächtigte Mussolini brieflich Barone, die vertraulichen Besprechungen weiterzuführen. Pacelli erhielt durch Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs Gasparri vom 6. Oktober eine ähnliche Vollmacht; die derselben beigefügte Reserve wurde unterm 24. aufgehoben. Nunmehr konnte man auf einen günstigen Ausgang der Verhandlungen hoffen. Pacelli hat mitgeteilt, daß er mit Barone 110 Unterredungen hatte. Er selbst wurde 129mal vom Hl. Vater empfangen; die Audienzen, denen bisweilen der Kardinal-Staatssekretär beiwohnte, dauerten manchmal drei bis vier Stunden. Am 24. November 1926 war der Entwurf eines ersten Textes des Vertrages fertig; die beiden Unterhändler hatten ihn unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit ausgearbeitet und unterzeichnet. Diesem ersten Text von nur 16 Artikeln fügten sie bald eine Liste von Materien bei, geeignet, Gegenstand eines Konkordates zu sein. Nun begann Msgr. Borgogini Duca an den Besprechungen teilzunehmen. Dieselben, im ganzen zehn, fanden auf Monte Mario, in der Wohnung des Kardinals Granito di Belmonte statt und dauerten manchmal von morgens 8 Uhr bis 6 oder 7 Uhr abends. Über den Hauptinhalt des Konkordats einigte man sich im Februar 1927; der Text wurde aber erst im April redigiert und den hohen Parteien zugestellt. Doch dauerten, mit gewissen Unterbrechungen, die



Unterredungen weiter, um den ersten Text des Vertrags wie auch jenen des Konkordats zu verbessern, besonders auch um ein genaues Verzeichnis der Vorschläge auszuarbeiten, auf Grund deren man rasch zum Abschluß des Abkommens gelangen könnte.

Die Texte, nur für die Unterhändler als definitiv geltend, waren am 20. August 1928 vollendet. Nach Prüfung derselben erklärte Kardinal Gasparri, unter vielen Vorbehalten bezüglich der Einzelheiten, durch Schreiben vom 3. September, daß Pacelli in offizielle Verhandlungen zur Lösung der Römischen Frage eintreten könne. Er machte dem Staatsrat Barone davon Mitteilung. Dieser weilte in Santa Margherita zur Kur, kehrte aber am 21. September nach Rom zurück, war jedoch erst am 9. November in der Lage, ein Schreiben Mussolinis vorzuzeigen, der darin äußerte, er erachte die Aufnahme offizieller Verhandlungen für möglich. Kurz vorher, am Jahrestag des Marsches auf Rom, hatte der Diktator erklärt, daß dieses Jahr ein historisches sein würde; vielen klangen diese Worte gleich einer Kriegsdrohung, da sie nicht ahnten, daß Mussolini ein erhabenes Friedenswerk im Auge hatte. Durch Schreiben vom 22. November delegierte Viktor Emanuel III. den Regierungschef, die offiziellen Verhandlungen zur Lösung der Römischen Frage aufzunehmen und die betr. Texte des Vertrags und des Konkordats zu unterzeichnen; zugleich bevollmächtigte ihn der König, Barone für diese Aufgabe zu subdelegieren. Der Hl. Vater seinerseits erteilte unterm 25. November seinem Staatssekretär eine analoge Ermächtigung mit der Vollmacht, Borgongini Duca und Pacelli zu subdelegieren. Barones Gesundheitszustand verschlimmerte sich ständig, so daß die Unterredungen in seiner Wohnung immer seltener wurden. Am 4. Jänner 1929 starb dieser tüchtige und einsichtsvolle Unterhändler. Einer Einladung Mussolinis folgend, hatte Pacelli am Morgen des 8. Jänner eine erste Besprechung mit dem Regierungschef. Dieser äußerte seine Absicht, persönlich und direkt zu unterhandeln und bestellte den Vertrauensmann des Vatikans für denselben Abend. Nun begab sich Pacelli einige Male nachmittags, häufiger abends in die Privatwohnung Mussolinis in der Via Rasella; die um 9 Uhr begonnenen Unterredungen endeten bisweilen erst um 1 Uhr. Mussolini besprach den Vertrag und das Konkordat Punkt für Punkt durch. Jeden Morgen erstattete Pacelli dem Papst Bericht. An den acht letzten Sitzungen nahmen auch drei Experten teil, nämlich Justizminister Rocco, Comm. Consiglio und Ingenieur Cozza, da es sich darum handelte, den Text der Dokumente und der Beilagen im Lichte der Technik zu revidieren. Man arbeitete fieberhaft. Die drei Texte (Vertrag, Konkordat und Finanzabkommen) wurden mindestens zwanzigmal

neu redigiert. Kardinal Gasparri widmete sich ebenfalls eifrig dem Studium der bedeutsamen Bestimmungen. „Der Hl. Vater betete sehr viel“, sagte Pacelli, „und rief die Hilfe des Himmels an für den Moment, wo ein für den Hl. Stuhl so wichtiger Vertrag abgeschlossen werden sollte.“

Am 7. Februar brachte der Kardinal-Staatssekretär dem im Vatikan versammelten diplomatischen Korps zur Kenntnis, daß eine befriedigende Einigung hinsichtlich der Lösung der Römischen Frage sowie über ein Konkordat mit Italien erzielt worden sei. Nachdem etwa zwei Jahre zuvor Mussolini den Wunsch nach Verhandlungen mit dem Hl. Stuhl geäußert, habe der Hl. Vater alle Kardinäle befragt und alle seien der Ansicht gewesen, daß man nicht von vornherein eine ablehnende Haltung einnehmen dürfe, zumal Papst Leo XIII. solche Besprechungen gern gesehen hätte. Gasparri bemerkte zum Schluß, Se. Heiligkeit sei überzeugt, daß die Regierungen, die eine Vertretung beim Papst haben wollten, als er einen ihm lediglich zur Nutznießung überlassenen Palast bewohnte, noch lieber bei ihm vertreten sein würden, wenn er in seinem kleinen Staat als freier und unabhängiger Souverän residieren würde. — Um die Mittagsstunde des 11. Februar, während eine jubelnde Menge den Lateranplatz füllte, wurde im Papstsaal des Apostolischen Lateranpalastes der Vertrag zwischen dem Hl. Stuhl und dem Königreich Italien zur Beilegung der Römischen Frage unterzeichnet; desgleichen ein Konkordat, wodurch die religiösen und kirchlichen Verhältnisse in Italien geregelt werden. Mit dem Vertrag wurde ein eigenes Finanzabkommen unterschrieben. Die Bevollmächtigten waren der päpstliche Staatssekretär Kardinal Pietro Gasparri und der Ministerpräsident Benito Mussolini, Haupt der italienischen Regierung. Der feierlichen Handlung wohnten bei Msgr. Borgongini Duca, Sekretär der Hl. Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, Msgr. Pizzardo, Substitut des Staatssekretariats, und der wiederholt genannte Prof. Fr. Pacelli. Von Seite Italiens waren zugegen der Justizminister Alfredo Rocco, Dino Grandi, Untersekretär des Außenministeriums, und Francesco Giunta, Untersekretär der Präsidentschaft des Ministerrates. Die Begrüßung zwischen Gasparri und Mussolini war überaus herzlich. Der päpstliche Staatssekretär sagte: „Ich bin erfreut, Sie in dem ältesten Palast des Papstes bewillkommen zu können“, worauf der unbestreitbare Führer Italiens erwiderte, daß es ihn freue, das Instrument bei der Wiederherstellung des Friedens zwischen Kirche und Staat zu sein.

Nach der freudigen, überraschenden Kunde wurde die Öffentlichkeit alsbald mit dem wesentlichen Inhalt der Dokumente bekannt gemacht.

Der „Osservatore“ Romano“ vom 13. Februar 1929 enthält folgende Mitteilung der Agenzia Stefani über den Vertrag, der die Lösung der Römischen Frage brachte, und über das Konkordat: „Nachdem der politische Vertrag zwischen dem Hl. Stuhl und Italien, bestehend aus einer Einleitung und 27 Artikeln, zunächst vorausgeschickt hat, daß die beiden hohen vertragschließenden Parteien anerkannt haben, es sei angebracht, jede Ursache ihres Zwistes zu beseitigen, beginnt er mit der Bekräftigung des im Art. 1 der Verfassung des Königreichs vom 4. März 1848 festgelegten Prinzips, wonach die katholische apostolische römische Religion die einzige Staatsreligion ist. Der Vertrag anerkennt sodann das volle Eigentum und die absolute Gewalt und souveräne Jurisdiktion des Hl. Stuhles über den Vatikan in seiner gegenwärtigen Form und schafft zu diesem Zweck die *Città del Vaticano* (Stadt des Vatikans), indem er erklärt, daß in derselben keinerlei Einmischung von Seite der italienischen Regierung erfolgen könne und daß dort keine andere Autorität als die des Hl. Stuhles sein werde. Der Petersplatz gehört zwar zur *Città del Vaticano*, wird aber auch weiterhin normalerweise dem Publikum offen stehen und der Polizeigewalt der italienischen Behörden unterstellt sein. Die Grenzen der *Città del Vaticano* sind in einem dem Vertrag beigegebenen Plan verzeichnet. Eine besondere Vertragsklausel bestimmt alle öffentlichen Dienstzweige, mit denen die *Città del Vaticano* auf Kosten des italienischen Staates ausgestattet werden wird, einbegriffen eine Eisenbahnstation, sowie die direkte telegraphische, telephonische, radiotelegraphische, radiotelephonische und postalische Verbindung auch mit den anderen Staaten. Spätere Abkommen zwischen dem Hl. Stuhl und dem italienischen Staat betreffend den Verkehr der der *Città del Vaticano* angehörenden Land- und Luftfahrzeuge auf italienischem Gebiet werden in Aussicht genommen. In einer andern Vertragsklausel werden die Personen näher bezeichnet, die der Souveränität des Hl. Stuhles unterstellt sind, nämlich jene, die ihren festen Wohnsitz in der *Città del Vaticano* haben. Weiter werden die Vorrechte festgelegt, deren sich die nicht in der gen. Stadt residierenden Würdenträger der Kirche, die dem päpstlichen Hofstaat angehörenden Personen und die vom Hl. Stuhl als unentbehrlich bezeichneten Beamten erfreuen; desgleichen werden auch die territorialen Immunitäten der Patriarchalbasiliken und einiger außerhalb der *Città del Vaticano* gelegener Gebäude umschrieben, in denen der Hl. Stuhl die eigenen Kongregationen wie auch die für seinen Verwaltungsbetrieb notwendigen Ämter und Dienstzweige untergebracht hat oder unterbringen wird. Italien erkennt dem Hl. Stuhl das aktive und passive Gesandtschaftsrecht gemäß den allgemeinen

Regeln des internationalen Rechtes an. Die hohen Vertragsschließenden verpflichten sich, unter sich normale diplomatische Beziehungen zu schaffen durch Akkreditierung eines italienischen Botschafters beim Hl. Stuhl und eines päpstlichen Nuntius bei Italien, welcher der Dekan des diplomatischen Korps gemäß dem vom Wiener Kongreß durch Akt vom 9. Juni 1815 anerkannten Gewohnheitsrecht sein wird. Ferner wird bestimmt, daß die in der Città del Vaticano und im Lateranpalast vorhandenen Kunst- und wissenschaftlichen Schätze den Studierenden und den Besuchern zugänglich bleiben werden. Eine andere Klausel legt fest, daß auf Verlangen des Hl. Stuhles und durch Delegation, die von Fall zu Fall oder für immer erteilt werden kann, Italien auf seinem Gebiet für Bestrafung der in der Città del Vaticano begangenen Delikte sorgt. Desgleichen wird der Hl. Stuhl dem italienischen Staat jene Personen ausliefern, die sich in die Città del Vaticano geflüchtet haben und unter der Beschuldigung stehen, auf italienischem Gebiet Delikte begangen zu haben, die nach den Gesetzen beider Staaten straffbar sind. Eine weitere Klausel bestimmt, daß der Hl. Stuhl erklärt, er wolle und werde den weltlichen Streitigkeiten zwischen den andern Staaten und den zu diesem Zweck einberufenen internationalen Kongressen fernbleiben, es sei denn, daß die streitenden Parteien gemeinsam an seine Friedensmission appellieren; er behalte sich in jedem Falle vor, seine moralische und geistliche Macht zur Geltung zu bringen. Infolgedessen wird das Gebiet der Città del Vaticano stets und in jedem Fall als neutrales und unverletzliches Gebiet betrachtet. Es folgt eine folgendermaßen formulierte Erklärung: „Der Hl. Stuhl hält daran fest, daß ihm mit den heute unterzeichneten Verträgen in angemessener Weise das zugesichert wird, dessen er bedarf, um mit der notwendigen Freiheit und Unabhängigkeit für die pastorale Leitung der Diözese Rom und der katholischen Kirche in Italien und in der Welt zu sorgen; er erklärt die Römische Frage als definitiv und unwiderruflich beigelegt und somit erledigt und erkennt das Königreich Italien unter der Dynastie des Hauses Savoyen mit Rom als Hauptstadt des italienischen Staates an. Italien seinerseits erkennt den Staat Città del Vaticano unter der Souveränität des Papstes an. Das Gesetz vom 13. Mai 1871, Nr. 214, und jede andere dem gegenwärtigen Vertrag zuwiderlaufende Bestimmung ist aufgehoben.“

Die wesentlichen Punkte des aus 45 Artikeln bestehenden Konkordates sind folgende: Vor allem eine Erklärung, wonach in Ansehung des geheiligten Charakters Roms, als Bischofssitzes des Papstes und Zentrums der katholischen Welt, die italienische Regierung Sorge tragen wird, um in Rom alles zu verhindern, was mit dem genannten Charakter in Widerspruch



sein könnte. Es folgen einige Artikel über die freie Ausübung des Hirtenamtes seitens der Ordinarien und der übrigen Mitglieder des Klerus, über die von der Kirche festgesetzten und vom Staate anerkannten Feiertage, über die Organisation der Seelsorge bei der bewaffneten Macht des Staates, wie auch über die Revision der Abgrenzung der Diözesen, zum Zwecke, sie möglichst mit den Grenzen der staatlichen Provinzen in Einklang zu bringen. Alsdann wird das Verfahren bei der Ernennung der Erzbischöfe und Bischöfe gemäß den neuesten vom Hl. Stuhl mit andern Staaten abgeschlossenen Konkordaten festgesetzt, wie auch der Bischofseid entsprechend der Formel im Konkordat mit Polen. — Es folgen einige wichtige Artikel, durch welche die italienische Kirchengesetzgebung mit dem Vertrag in Einklang gebracht wird, so wird u. a. die Rechtspersönlichkeit der religiösen Kongregationen und die freie Verwaltung der Kirchengüter anerkannt, unbeschadet der in Kraft stehenden Bestimmungen der Zivilgesetze, welche die seitens moralischer Körperschaften getätigten Erwerbungen betreffen. — Von besonderer Wichtigkeit ist der Artikel über die Ehe: „Der italienische Staat, willens, dem Institut der Ehe, Grundlage der Familie, wieder die den katholischen Traditionen seines Volkes entsprechende Würde zu verleihen, erkennt dem Sakrament der Ehe, wie sie vom Kirchenrecht geordnet wird, die bürgerlichen Wirkungen .u. Die Verkündigungen der Eheschließung werden nicht bloß in der Pfarrkirche, sondern auch im Gemeindehause stattfinden. Sofort nach der Trauung wird der Pfarrer den Vermählten die bürgerlichen Wirkungen der Ehe erklären, indem er die Artikel des Zivilgesetzbuches über die Rechte und Pflichten der Ehegatten verliest, und wird den Trauungsschein ausfertigen, von dem er innerhalb fünf Tagen eine vollständige Abschrift der Gemeinde zustellt, damit derselbe in den Registern des Standesamtes eingetragen werde. Die Prozesse betreffend die Nichtigkeit der Ehe und die Dispens von der eingegangenen, aber nicht konsummierten Ehe sind der Kompetenz der kirchlichen Gerichtshöfe und Behörden vorbehalten. Die betr. Maßnahmen und Urtheilssprüche werden, sobald sie definitiven Charakter haben, dem obersten Tribunal der Signatura unterbreitet, das prüfen wird, ob die Normen des Kirchenrechts hinsichtlich der Kompetenz des Richters, der Zitation und der legitimen Stellvertretung oder des Nichterscheins der Parteien innegehalten wurden. Die gen. Maßnahmen und endgültigen Urtheile werden mit den betr. Dekreten des obersten Tribunals der Signatura dem für das betr. Gebiet zuständigen staatlichen Appellationsgerichtshof überwiesen, der ihnen mittels Beschlüssen, gefaßt in der Ratskammer, Exekutivkraft in Bezug auf die bürgerlichen Wirkungen verleiht und anordnet, daß sie

in den Registern des Standesamts am Rande des Trauungsaktes vermerkt werden. Was die Prozesse betr. Trennung der Personen betrifft, so stimmt der Hl. Stuhl bei, daß sie vom Zivilgericht entschieden werden. — Weiteren Bestimmungen zufolge gibt Italien seine Zustimmung, daß der jetzt in den öffentlichen Volksschulen erteilte Religionsunterricht eine weitere Ausgestaltung in den Mittelschulen erhalte, gemäß den im Einvernehmen zwischen dem Hl. Stuhl und dem Staat aufzustellenden Programmen. — Bemerkenswert ist auch die Klausel, wonach der Staat die von der italienischen Katholischen Aktion abhängigen Organisationen anerkennt, sofern sie, wie es der Hl. Stuhl angeordnet hat, ihre Tätigkeit außerhalb jeglicher politischer Partei und in unmittelbarer Abhängigkeit von der kirchlichen Hierarchie für die Verbreitung und Entwicklung der kirchlichen Prinzipien entfalten. — Gegen Schluß des Konkordates ist bestimmt, daß für den Fall irgendwelcher zukünftiger Schwierigkeiten bei der Interpretation desselben der Hl. Stuhl und Italien gemeinsam eine freundschaftliche Lösung suchen werden. — Laut der Finanzkonvention verpflichtet Italien sich zu zahlen und der Hl. Stuhl erklärt, zur endgültigen Regelung seines von den Ereignissen von 1870 herrührenden finanziellen Verhältnisses zu Italien anzunehmen: die Summe von 750 Millionen italienische Lire, sowie eine Milliarde Lire Nominalwert in italienischen fünfprozentigen Bons, eine Summe, die in ihrer Gesamtheit weit unter derjenigen steht, die heute der Staat nur in Ausführung der im Gesetz vom 13. Mai 1871 übernommenen Verpflichtung dem Hl. Stuhl zu zahlen hätte. — Sowohl der politische Vertrag, wie das Konkordat und die Finanzkonvention werden innerhalb vier Monaten dem Papst und dem König von Italien zur Ratifizierung unterbreitet und treten beim Austausch der Ratifikationsurkunden in Kraft.“

Das souveräne Gebiet der „Vatikanischen Stadt“ umfaßt wenig mehr als den Vatikan, St. Peter und den Petersplatz. Von großem Wert ist es für den Hl. Stuhl, daß ihm außerdem eine doppelte Art von Grundbesitz gesichert wurde. Eine Reihe altehrwürdiger Gotteshäuser und Paläste sind nunmehr ausgestattet mit dem Privilegium der Exterritorialität, frei von Steuern und gegen Enteignung im öffentlichen Interesse geschützt; zu dieser Kategorie gehört z. B. die Villa Barberini in Castel Gandolfo, die innerhalb sechs Monaten dem Vatikan überwiesen wird; mit 40 Hektar ist sie beinahe so ausgedehnt wie die ganze Città del Vaticano. Eine Anzahl kirchlicher Anstalten, wie die Gregorianische Universität, sind steuerfrei und können niemals expropriiert werden.

In der welthistorischen Stunde, wo die Unterzeichnung der Verträge erfolgte, empfing der Hl. Vater die Fastenprediger

der Stadt Rom, die der Kardinalvikar Pompili ihm vorstellte. Pius XI. hielt bei dieser Gelegenheit eine bedeutsame Rede. Nachdem er auf einige Punkte hingewiesen, deren Berücksichtigung in den Predigten besonders angebracht schien, befaßte er sich ziemlich eingehend mit der Aussöhnung zwischen dem Hl. Stuhl und dem Königreich Italien. Er entwickelte folgende Hauptgedanken. Der Vertrag, durch den die Römische Frage nunmehr gelöst ist, sichert dem Hl. Stuhl, soweit es menschenmöglich ist, eine wahre und wirkliche territoriale Souveränität. Das von Anfang an, als unlöslich mit dem Vertrag verbunden, verlangte Konkordat ordnet die religiösen Verhältnisse in Italien, „die so lange Zeit - währenddem sektiererische oder den Kirchenfeinden willfährige und untergebene Regierungen, selbst wenn sie selber vielleicht nicht einmal Feinde waren, auf einander folgten - geschädigt, zerrüttet und verwüstet worden waren“. Die am Vertrag geübte Kritik betrachtet der Papst als allein gegen ihn selbst gerichtet, weil er allein die Verantwortung für das Ereignis trägt, das während 30 Monaten Gegenstand seiner Studien, Überlegungen und Gebete gewesen. Er wußte freilich, daß es ihm nicht gelingen würde, alle zu befriedigen. Als der Papst das diplomatische Korps zusammenrufen ließ, um durch dasselbe den Mächten Mitteilung von dem Abschluß der Verhandlungen zu machen, wollte er sich weder Zustimmung noch Garantien des Auslandes sichern. „Alle und in allen Teilen der Welt . . . haben bereits gesagt und wiederholt, daß im Grunde nur der Papst Beurteiler der Angelegenheiten des Hl. Stuhles und der Kirche sein konnte und somit der Papst keiner Genehmigung, Zustimmung oder Garantie bedarf. Und das ist, auch Wir Unsererseits müssen es sagen, durchaus wahr, so wertvoll Uns auch die Gunst und Freundschaft aller Staaten und Regierungen sein mag. Wo nun aber könnten Wir Garantien im eigentlichen Sinne finden, wenn nicht im Bewußtsein Unserer gerechten Gründe, wenn nicht im Gewissen und im Gerechtigkeitsgefühl des italienischen Volkes, wenn nicht mehr noch in der göttlichen Vorsehung, in jenem unaufhörlichen, der Kirche versprochenen göttlichen Beistand, den man in ganz besonderer Weise durch den Stellvertreter und Statthalter Christi auf Erden wirken sieht? Welche Garantien man anderwärts, sogar für eine hinreichend weite weltliche Macht, wie sie ehemals in der politischen Geographie Europas figurierte, hoffen kann, das sah man an dem, was die Mächte taten, oder besser gesagt, nicht taten, nicht tun wollten oder vielleicht nicht in der Lage waren zu tun, um deren Fall zu verhindern. Wenn das aber die Lage und die ständige Geschichte der menschlichen Dinge ist (und sie ist es), wie könnten wir darin sicheren Schutz vor den Gefahren der Zukunft suchen?

Gefahren, die im gegenwärtigen Fall nur hypothetisch sein können und nie so unwahrscheinlich waren. — Ein weiterer Zweifel: Was wird morgen sein? Diese Frage läßt Uns noch ruhiger, denn Wir können einfach antworten: Das wissen Wir nicht. Die Zukunft liegt in Gottes Hand, somit in guter Hand. Was immer die Zukunft Uns bereiten mag, es sei Fügung oder Zulassung des göttlichen Willens, Wir sagen und erklären schon jetzt, daß, was auch geschehe, Wir dem bestimmenden oder zulassenden göttlichen Wink stets vertrauensvoll folgen werden, wohin und in welcher Richtung er Uns auch rufen mag.“ —

Gegenüber den Unzufriedenen, die meinen, das vom Papst beanspruchte Territorium sei zu gering, betonte Pius XI., er habe wirklich sehr wenig in dieser Beziehung verlangt, und zwar mit Bedacht, nachdem er viel überlegt und gebetet. Dabei wollte er sich als Vater erweisen, der mit seinen Kindern verhandelt und daher die Sache möglichst erleichtert. Ferner wollte er keinen Grund geben zu Klagen, daß dem nationalen Gebiete Abbruch geschehen sei. Solche Genügsamkeit schien ihm auch einem dauerhaften Frieden und jeder Wohlfahrt dienlich. Es sollte auch offenkundig werden, daß nicht irdische Begehrlichkeit für den Statthalter Christi maßgebend war, sondern das Gefühl für das Unerläßliche; wenn nach der allgemeinen Auffassung zu einer Rechtssouveränität irgend eine territoriale Souveränität notwendig ist, so mußte wenigstens ein kleiner Gebietsteil als Grundlage der Souveränität verlangt werden.

„Wir hoffen“, sagte Pius, „es werde allen klar, daß der Papst wirklich nicht mehr besitzt als das bißchen materielles Gebiet, das unerläßlich für die Ausübung einer geistlichen, Menschen zum Heile der Menschen anvertrauten Macht ist. Wir zögern nicht zu sagen, daß diese Lage der Dinge Uns freut. Wir freuen Uns, das materielle Gebiet auf so enge Grenzen beschränkt zu sehen, daß auch dasselbe vergeistigt erscheinen kann und soll von der unermeßlichen, erhabenen und wirklich göttlichen Spiritualität, die zu unterstützen und der zu dienen jenes bestimmt ist. Wahr ist, was Wir Uns durchaus berechtigt fühlen zu sagen, daß jenes Gebiet, das Wir Uns vorbehalten haben und das Uns zuerkannt wurde, materiell zwar klein ist, aber zugleich groß, ja das größte der Welt, unter welchem Gesichtspunkt auch man es betrachten möge. Wenn ein Gebiet sich der Kolonnaden Berninis, der Kuppel Michelangelos, der in den Archiven und Bibliotheken, in den Museen und Galerien aufbewahrten Schätze der Kunst und Wissenschaft rühmen kann, wenn ein Gebiet das Grab des Apostelfürsten umschließt und schützt, dann hat man wohl das Recht zu sagen, daß es in der Welt kein größeres und kostbareres gibt. . . . Man bedenkt vielleicht nicht genug, was es an Unpraktischem und Gefährlichem (Wir sprechen von



Unserer Zeit) bedeutet hätte, mit der universalen Leitung der Kirche die Zivilverwaltung einer wenn auch noch so kleinen Bevölkerung zu verknüpfen. Die Kleinheit des Gebietes bewahrt Uns vor jeder derartigen Unzuverlässigkeit und Gefahr. Es sind nun sechzig Jahre, seit der Vatikan ohne besondere Komplikationen auskommt.“ — Dann berührte der Hl. Vater das Finanzabkommen. Der Hl. Stuhl kann seiner Pflicht, in jeder Weise die geistigen Interessen zu fördern, nicht nachkommen ohne ansehnliche Geldmittel. Die vereinbarte Entschädigung trägt zur Sicherung seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit bei. Doch auch weiterhin bleibt der Papst auf den Peterspfennig angewiesen, um den wachsenden Bedürfnissen zu genügen. Aus den heutigen Ereignissen zog Pius XI. am Ende seiner Rede folgenden ebenso wahren wie tröstlichen Schluß: „Gottes Wege sind wahrhaft erhaben, zahlreich und unerwartet. Was auch kommen mag, wie auch immer es kommen mag und wenn auch bei uns der Erfolg gesucht wird, immer sind wir in Gottes Hand; die großen Dinge gehorchen weder unserm Geist noch unserer Hand; immer und überall weiß Gott der Herr sich aller und alles zu bedienen und alles auf die Erreichung der heilsamen Absichten seines heiligsten Willens hinzuordnen. Daher bleibt uns nur noch zu wiederholen: *Fiat voluntas Tua!*“

Am 13. Februar empfing Pius XI. die Professoren und mehrere Hundert Studenten der Mailänder Herz-Jesu-Universität. Sie überbrachten dem Hl. Vater Glückwünsche zu seinem goldenen Priesterjubiläum sowie eine stattliche Reihe von Druckwerken, die in letzter Zeit von der rasch aufblühenden Hochschule veröffentlicht wurden. In einer längeren Ansprache beleuchtete der Papst die hohe Bedeutung des Konkordats. „Der zwischen dem Hl. Stuhl und Italien geschlossene Vertrag“, betonte er, „braucht nicht viele sowohl äußere wie innere Rechtfertigungen; denn in Wirklichkeit besitzt er die eine, welche die wichtigste und definitive ist. Und diese ist das Konkordat. Es ist das Konkordat, welches den Vertrag nicht nur erklärt, nicht nur rechtfertigt, sondern empfiehlt. Es ist das Konkordat, betreffs dessen der Papst, eben weil es diese Aufgabe haben sollte, von Anfang an wollte, daß es Bedingung *sine qua non* des Vertrags wäre.“ Nach der Auffassung Pius' XI. genügte es nicht, den Vertrag darauf zu beschränken, die endgültige wesentliche Lage des Hl. Stuhles und des römischen Papstes zu regeln mit „jenen unerläßlichen Bestimmungen der Souveränität, welche Souveränität (wenigstens unter den gegenwärtigen geschichtlichen Umständen) nur auf Grund eines gewissen umschriebenen Territoriums anerkannt wird“. Das genügte aber nicht „in einem Lande, in einem Gebiet, das sich in dem Zustand befindet, in den, so viele Jahre hindurch, von feindlichen oder

den Feinden freundlich gesinnten Regierungen bewußt oder unbewußt begangene Schädigungen, Beraubungen, Zerstörungen aller Art Italien versetzt haben“. Es war nötig, zugleich solch schwere Schäden wieder gut zu machen und die religiösen Verhältnisse in Italien zu regeln; daher „ein vorheriges Einvernehmen der beiden Gewalten“. Diesem Einvernehmen stand jedoch die kirchliche Lage in Italien im Wege. Um zu einem Konkordat zu gelangen, mußten die Verhältnisse wieder in Ordnung gebracht werden; um die Verhältnisse selber zu sanieren, war das Konkordat notwendig. Leicht war die Lösung nicht. Der Hl. Vater erblickte sie darin, daß beide Angelegenheiten gleichzeitig nebeneinander zu behandeln seien. „So wurde, neben dem Vertrag, ein eigentliches Konkordat studiert, und man konnte den ganzen ungeheuren Plunder von Gesetzen, die alle direkt oder indirekt den Rechten und Prärogativen der Kirche, der kirchlichen Personen und Sachen widersprachen, revidieren und abändern und bis zur Grenze des Möglichen neu ordnen und regeln; einen ganzen Haufen von Dingen, eine wirklich so ausgedehnte, so komplizierte und so schwierige Masse, daß man bisweilen davon geradezu schwindelig werden konnte . . . Wir müssen sagen, daß Wir auch von der andern Seite in edler Weise unterstützt wurden. Und es bedurfte dazu wohl auch eines Mannes, wie der, mit dem die Vorsehung Uns zusammengeführt hat; eines Mannes, der nicht die Vorurteile der liberalen Schule hatte, für deren Männer alle jene Gesetze, alle jene Anordnungen oder, besser gesagt, Unordnungen und alle jene Reglemente ebenso viele Fetische waren, und gerade wie die Fetische, um so unantastbarer und verehrungswürdiger, je abscheulicher und häßlicher sie waren. Mit Gottes Gnade, mit viel Geduld, mit viel Arbeit, dank auch vieler und edler Unterstützung sind wir *per medium profundum* dazu gelangt, ein Konkordat abzuschließen, das, wenn nicht das bestmögliche, so doch sicher zu den besten gehört. Es ist somit mit tiefer Befriedigung, daß Wir glauben, dadurch Gott Italien und Italien Gott wiedergegeben zu haben.“ Weiter sagte der Heilige Vater, seine Zuhörer mußten wohl begreifen, wie groß, schwierig, feierlich, voll furchtbarer Verantwortlichkeit das Problem der politischen und internationalen Lage der päpstlichen Souveränität war. Im Konkordat aber findet sich etwas nicht weniger Großes und nicht weniger aller Anstrengungen Würdiges. Wenn man der Kirche die juristische Persönlichkeit mit all ihren Rechten anerkennt; wenn das Sakrament der Ehe seinen Platz in der Gesetzgebung und im bürgerlichen Leben einnimmt; wenn den Ordensfamilien die Rechtspersönlichkeit zuerkannt wird; wenn dem Religionsunterricht die gebührende Stelle und Ehre, wenn ferner der Katholischen Aktion ein legitimer Platz

zuerkannt wird, dann ist wahrlich leicht zu begreifen, wie man vom ganzen Herzen Gott Dank sagen kann und muß. — Zum Schluß bemerkte der erhabene Redner, es sei nicht daran zu zweifeln, daß die Ausführung der gemeinsam beschlossenen Maßnahmen in ebenso hochherziger, edler, loyaler Weise gesichert ist.

Innige Freude durchströmte alle Schichten der römischen Bevölkerung am Tage der Unterzeichnung der Verträge. Tags darauf bot der Petersplatz einen hinreißenden Anblick, als der Hl. Vater von der Loggia aus den Segen spendete. Mit den papsttreuen Römern freuen sich alle einsichtigen Katholiken, hat doch der Papst durch die Versöhnung von Vatikan und Quirinal seine Unabhängigkeit verstärkt, weit entfernt davon, in eine neue avignonische Gefangenschaft zu geraten, wie gewisse Kritikaster glauben machen möchten.

Am 9. März fand im Thronsaal des Vatikans ein denkwürdiger Empfang der beim Hl. Stuhl akkreditierten Diplomaten statt. Anwesend war auch der Kardinal-Staatssekretär. Der brasilianische Botschafter Magelhaes de Azeredo verlas als Doyen des diplomatischen Korps eine bemerkenswerte Adresse dankbarer Huldigung an den Papst. Sie klang in folgenden markanten Sätzen aus: „Wir betrachten dieses Miniatur-Territorium, womit Eure Heiligkeit sich zufrieden gegeben haben durch einen Akt ausgesuchten Edelsinns, aber auch höchster Weisheit, nur zu dem Zwecke, festzulegen, daß das Siegel der wirklichen und sichtbaren Unabhängigkeit der erhabenen Majestät der durch Jahrhunderte geheiligten moralischen Unabhängigkeit des Hl. Stuhles nicht fehlen durfte, und wir erblicken darin gleichsam den gemeinsamen Herd, wo alle Katholiken sich immer daheim fühlen werden, denn hier ist das Haus des universellen Vaters, dessen Sorge und Zärtlichkeit über die Grenzen hinausgehen und mit der gleichen aufmerksamen und unparteiischen Sorgfalt die geistigen Bedürfnisse und gerechten Bestrebungen aller Völker aufnehmen. Und wir sagen mit Eurer Heiligkeit, daß dieses Fleckchen Erde materiell zwar klein, aber virtuell unendlich groß ist, weil es einzigartige Schätze der Welt in sich schließt und weil es auch die wahre Stadt der Seelen ist, ein Leuchtturm, ein Asyl, ein Anziehungszentrum für hunderte Millionen Seelen . . .“ Der Botschafter schloß mit dem Wunsch des diplomatischen Korps und der vertretenen Regierungen, daß die begonnene Ära der Kirchengeschichte der Kirche nur glückliche Tage und allen Nationen Friedenstage bringen möge. — Die Antwortrede des Papstes machte durch die Höhe der Gesichtspunkte sowie die Feinheit der Gedankengänge außerordentlichen Eindruck. Zunächst sprach er seine große Freude aus, das diplomatische Korps unter diesen Um-



ständen empfangen zu können; dieser Kollektivbesuch übertrage an Größe und Bedeutung alle Audienzen, die er je erteilt. Sind doch hier so viele Staatsoberhäupter und mit ihnen die Regierungen und Völker vertreten. Der Papst kam auf die Garantien für den Bestand des neu geschaffenen Staates zu sprechen und führte aus, es gebe zweierlei Garantien, rechtliche und moralische. Erstere setzen einen Feind voraus, gegen den eine *défense*, *tutelle* nötig ist. Einen Feind sieht aber der Papst nicht; er zweifelt nicht an der Loyalität und dem guten Willen derjenigen, mit denen er den Vertrag abgeschlossen. Hat der Hl. Stuhl auf rechtliche Garantien verzichtet, so legt er doch hohen Wert auf moralische. Das beim Vatikan akkreditierte diplomatische Korps stellt eine machtvolle moralische Garantie dar. „Es gibt“, fuhr Pius XI. fort, „eine andere moralische Garantie, die seit dem 11. Februar die Länder und die ganze Welt erfüllt. Es ist dies jenes große, unvergleichliche, wohl noch nie erlebte Plebiszit, nicht nur Italiens, sondern der ganzen Welt. Wir haben Briefe und Telegramme erhalten, nicht nur aus allen Städten und Dörfern Italiens, nicht nur aus allen Städten und vielen Dörfern aller Länder Europas, sondern auch aus Nord- und Südamerika, aus Indien, China, Japan, Australien, Neuseeland, Nord-, Mittel- und Südafrika, vom Mackenzie, vom Hudson, wie wenn es sich um ein Lokaleignis handelte.“ Also ein Weltplebiszit, in dem die denkbar imposanteste Garantie liege. Besonders tief hätten ihn die Stimmen der wenigen noch lebenden Helden gerührt, die jahrelang ihr Leben der Verteidigung des Hl. Stuhles gewidmet. Auch hätten, in ihrer Freude über den Umschwung, manche, besonders in Italien, wiederum begonnen, ihre Pflichten zu erfüllen. Das gehöre zu der religiösen Befriedung, die noch weit höher stehe als die bürgerliche und politische Beruhigung eines Landes. Im Gedanken an die Versöhnung so vieler Seelen, so vieler Gewissen, nicht nur Italiens, sondern der ganzen Welt, danke er aus ganzem Herzen Gott und allen, die mit ihrem guten Willen zu dem großen Werk der Versöhnung beigetragen.

In der großen Versammlung der faschistischen Hierarchie, die alle fünf Jahre einberufen wird, behandelte Mussolini am 10. März u. a. die Aussöhnung zwischen Italien und dem Heiligen Stuhl. Er sprach: „Das italienische Volk besitzt einen Glauben, ist gläubig, ist katholisch. Italien genießt den einzigartigen Vorzug, seit nunmehr 2000 Jahren den Mittelpunkt einer Religion zu beherbergen. Es ist nicht lediglich Zufall oder menschliche Laune, wenn diese Religion aus Rom hervorging, ausgebreitet wurde und noch ausgebreitet wird. Das römische Reich ist die geschichtliche Voraussetzung zuerst des Christentums und später des Katholizismus. Die Sprache der Kirche ist noch



heute die Sprache Cäsars und Vergils. Nach den langen traurigen Jahrhunderten des Zerwürfnisses und der fremden Knechtschaft mußte Roma die Hauptstadt des wiedererstandenen Italien werden, da keine andere Stadt die Hauptstadt Italiens sein konnte und sein kann. Doch hat der notwendige Ausgang und der fatale Abschluß der ersten Phase des Risorgimento ein schweres Zerwürfnis geschaffen, das seit 1870 das Gewissen der Italiener gequält hat. Dies Zerwürfnis, ein wirklicher Stachel im Körper der Nation, wurde durch die Abkommen vom 11. Februar beseitigt. Es sind gerechte und präzise Abkommen, die zwischen Italien und dem Hl. Stuhl nicht Verwirrung und Heuchelei, sondern eine klare und legale Lage schaffen. Meines Erachtens läßt sich nur unter dem Konkordatsregime die logische, normale, wohlthuende Trennung von Kirche und Staat verwirklichen, d. h. die Unterscheidung ihrer Aufgaben und Befugnisse. Jeder Teil hat seine Rechte, seine Pflichten mit seiner Macht, seinen Grenzen. Nur unter dieser Voraussetzung kann auf gewissen Gebieten eine Zusammenarbeit der beiden souveränen Mächte erreicht werden. Es wäre kindisch, von Siegern und Besiegten zu sprechen; es handelt sich um absolute Rechtlichkeit des Abkommens, das *de jure* eine immer gefährliche und jedenfalls peinliche Lage saniert. Verständigung ist immer besser als Streit und gute Nachbarschaft stets dem Krieg vorzuziehen. Der Friedensschluß zwischen Quirinal und Vatikan ist ein Ereignis von größter Bedeutung nicht nur für Italien, sondern für die ganze Welt. Für die Italiener braucht man nur daran zu erinnern, daß am 11. Februar 1929 das Königreich Italien vom Papst endlich feierlich anerkannt wurde unter der Monarchie des Hauses Savoyen mit Rom als Hauptstadt des italienischen Staates. Wir unsererseits haben die Souveränität des Hl. Stuhles loyal anerkannt, nicht nur weil sie tatsächlich bestand, nicht nur wegen der kaum nennenswerten Kleinheit des verlangten Territoriums, Kleinheit, welche ihre Größe anderer Art nicht beeinträchtigt, sondern in der Überzeugung, daß das Oberhaupt einer Weltreligion nicht Untertan irgendeines Staates sein kann, wenn nicht zum Schaden der Katholizität, die Universalität bedeutet. Wir haben der katholischen Kirche im religiösen Leben des italienischen Volkes einen hervorragenden Platz eingeräumt, was bei einem katholischen Volk wie dem unsrigen und einer Herrschaft wie der faschistischen etwas ganz Natürliches ist. Auch hierin ist der Faschismus konsequent. Das hat aber nicht zu bedeuten — und es ist eigentlich ganz überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die bisher Toleranz genießenden andern Kulte nun verfolgt, unterdrückt oder auch nur belästigt werden sollten. Der Begriff katholischer Staat bedeutet nicht, daß man seine Bürger nötigen oder drängen

müsse, einen bestimmten Glauben anzunehmen, selbst wenn es der Glaube der Mehrheit ist. Aber durch die Begrenzung der Kompetenzen, der Aufgaben, der Verantwortlichkeiten, zwischen Staat und Staat und zwischen Staat und Kirche erscheint der Weg freier, der Horizont klarer. Es ist ein Schlußpunkt von 15 Jahrhunderten Geschichte. Auch hierin fanden die seit 1923 praktisch befolgten Richtlinien im Recht Gestalt. Der faschistische Staat ist nicht verpflichtet, wie von Seite unklarer, überlebter demo-freimaurerischer Zellen verlangt werden könnte, alle Maßnahmen einer Gesetzgebung beizubehalten, die das Ergebnis einer bestimmten geschichtlichen Periode von scharfer Spannung zwischen Kirche und Staat war . . . Ereignisse wie jene vom 11. Februar 1929 haben eine solche Tragweite, daß man der historischen Betrachtungsweise bedarf, um sie zu beurteilen. Die intuitive Seele der Massen kommt hier der Wirklichkeit bedeutend näher als die berechnende Intelligenz. Die Volksseele hat gefühlt, daß die Lösung der alten und heiklen Römischen Frage für das faschistische Regime ein Grund zum Stolz und eine Bestätigung seiner Kraft und Solidität ist.“ — „Osservatore Romano“ bemerkt, der Hinweis auf die Trennung von Kirche und Staat werde näher bestimmt durch die Unterscheidung der beiderseitigen Aufgaben und Befugnisse; in diesem Sinn sei der Begriff der Trennung einwandfrei. Wer immer die Erklärungen des Regierungschefs ruhig lese, müsse sie als objektiv und erschöpfend anerkennen.

## Literatur.

### A) Eingesandte Werke und Schriften.

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte solcher Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, wird die Redaktion nach freiem Ermessen Besprechungen einzelner Werke veranlassen. Eine Rücksendung der zur Besprechung eingesandten Werke erfolgt in keinem Falle.

**Analecta** Ordinis Carmelitarum Discalceatorum. Rev. adm. P. N. Gulielmi a S. Alberto ejusdem ordinis praepositi Generalis auctoritate et iussu edita. Romae (34) 1928. Apud curiam generalitiam: Corso d'Italia 38. Vol. III. An. III. Fasc. I et II.

**Anler**, P. Ludwig, O. F. M. *Comes pastoralis confessarii praesertim religiosi*. 5. Aufl. Fulda 1929, Fuldaer Aktiendruckerei.

**Bajerowicz**, Ks. Kazimierz. *Papieskie Dzielo Rozkrzewiania Wiary*. (Poznaj misje Katolickie a ukochasz je.) Poznan 1928. Ostrow Tumski 1.

**Berghoff**, Stephan. *Keine Mutter mehr!* Aus dem Tagebuch eines Waisenknaben (36). Leutesdorf a. Rh., Johannesbund.

**Berghoff**, Pfarrer. *Zuchthäusler Schmitter* (84). Leutesdorf a. Rh. 1929, Johannesbund. Brosch. M. —.40.

**Bernoville**, Caetan. *Die heilige Theresc vom Kinde Jesu*. Aus dem Französischen übertragen von Max Lorenz. 8<sup>o</sup> (164). Mit 1 Abbildung einer Plastik von Ruth Schaumann. München, Kösel-Pustet. Geb. in Ganzleinen M. 6.50.

**Bertinigo**, Dr Hugona. *Nasze obowiazki wzgledem Misij Zagranicznych*. (Poznaj misje Katolickie a ukochasz je.) Poznan 1928. Ostrow Tumski 1.

**Blüml**, Dr theol. et rer. pol. Rudolf. *Paulus und der dreieinige Gott*. Eine biblisch-dogmatische Studie. (Bd. 29 der „Theolog. Studien der österr. Leo-Gesellschaft“, herausgegeben von Dr Theod. Innitzer und Dr Josef Lehner.) Wien 1929, Verlag Mayer, Wien I., Singerstraße 7. Brosch. S 8.50.

**Brauer**, Theodor. *Der moderne deutsche Sozialismus*. Gr. 8<sup>o</sup> (VIII u. 400). Freiburg i. Br. 1929, Herder. M. 10.—, in Leinwand M. 11.60.

**Breitschopf**, Dr Robert, O. S. B. *Einfache und kurze Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres*. 2., verbesserte Aufl. Mit kirchl. Druckgenehmigung. 8<sup>o</sup> (XVI u. 500). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 10.—, in Halbleinen geb. M. 12.—.

**Chwala**, P. A., O. M. I. *Eine vergessene Christenpflicht*. 1. bis 10. Tsd. Kl. 8<sup>o</sup> (32). Dülmen, Laumann. Geheftet und beschnitten M. —.25; 10 Expl. M. 2.—; 50 Expl. M. 9.50; 100 Expl. M. 18.—; 500 Expl. M. 85.—; 1000 Expl. M. 150.—.

**Cohausz**, Otto, S. J. *Die Frömmigkeit Jesu Christi* (320). Kirnach-Villingen (Baden), Verlag der Schulbrüder. Kart. M. 4.50, in Ganzleinen M. 5.50.

**Commentarium Lovaniense** in Codicem Jur. Can. editum a mag. et doctoribus Univ. Lovaniensis. Vol. I. Tom. I. Prolegomena. a Hove, Dr A. van. Mechlinae-Romae 1928. H. Dessain.

**Dein Weg**. Unsern Jungmädchen zum Geleit. Vom Zentralverband der kath. Jungfrauenvereinigungen Deutschlands. Düsseldorf 1928. Verbandsverlag weiblicher Vereine, Düsseldorf, Prinz-Georg-Straße 44.

**Der Handel-Mazzetti-Almanach** des Verlages Kösel-Pustet, München. Mit Originalbeiträgen von Paula Grogger, P. Friedrich Muckermann, Burgschauspieler Karsten. 8<sup>o</sup> (XIII u. 202). 20 Bildbeigaben auf 18 Tafeln, darunter ein Handschriften-Faksimile aus dem noch unveröffentlichten Roman „Frau Maria“. Kart. M. 2.—.

**Der Priester-Anbetungsverein (PAX)** und die Priester-Liga. Selbstverlag der Kongregation vom Allerheiligsten Sakrament.

**Der Volks-Schott** für die Sonn- und Feiertage. (Schott Nr. 4.) 3. Aufl. (678). Freiburg i. Br. 1928, Herder. Geb. in Leinwand mit Rotschnitt M. 3.80, bei Partiebezug von 10 Stück je M. 3.60, 25 Stück je M. 3.45, 50 Stück je M. 3.30, auch in feineren Einbänden.

**Drexel**, A. *Ursprung der Sprache*. Innsbruck 1929, Akademie-Verlag Innsbruck, Karl-Kapferer-Straße 9. Brosch. S 5.—, geb. S 6.20 inkl. Porto.

**Dubowy**, Dr Ernst. *Christus dux*. Neue Folge der Fastenpredigten: „Der leidende Heiland, dein Führer zum wahren Glück“. Freiburg i. Br. 1929, Herder. Brosch. M. 3.—.

**Dubowy**, Dr Ernst. *Felix Anton Scheffler*. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrh. Inaugural-Dissertation (194 S. u. 36 Abbildungen). (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Vereines für christl. Kunst (E. V.), Bd. VI.) München 1926, Hübmannsche Druckerei.

**Ehl**, A. *Schwesterseelsorge*. 2. Aufl. 8<sup>o</sup> (VIII u. 304). Paderborn 1925, F. Schöningh. M. 5.—, geb. M. 6.80.

**Elpidius**, P. *Eine Mannestat*. Für Männer und Jungmänner (64). Leutesdorf a. Rh., Johannesbund. M. —.35.

**Faltz**, Michael. *Die selige Bernadette Soubirous*. Herausgegeben im Kanisiuswerk Freiburg (Schweiz) und Konstanz (Baden) (262). In vier Teilen. Mit zweifarbigem Einband und Titelbild, sowie 7 weiteren Abbildungen. Brosch. Fr. 4.—, M. 3.20; geb. Fr. 4.75, M. 3.80.

**Frauenberuf und Seelsorge.** Referate der Herbsttagung des Zentralverbandes der katholischen Jungfrauenvereinigungen Deutschlands in Düsseldorf vom 10. bis 13. September 1928. Mit einer Einführung von Generalpräses Klens. Verbandsverlag weiblicher Vereine Düsseldorf, Prinz-Georg-Straße 44.

**Frick, P. Carolus, S. J.** *Ontologia sive metaphysica generalis* in usum scholarum. Editio VI aucta et emendata. (Pars II Cursus Philosophici auctoribus pluribus philosophiae professoribus in collegiis Valkenburgensi et Pullacensi Societatis Jesu.) Friburgi Br. MCMXXIX, Herder.

**Füglein, P. Gaudentius.** *Licht vom Kreuze.* Soziale Gedanken und Kräfte aus der Leidensgeschichte unseres Herrn. Sieben Fastenpredigten. Mit kirchl. Druckgenehmigung. Gr. 8° (92). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 2.20.

**Gengler, Dr Nikolaus.** *Die heiligen fünf Wunden.* Fastenpredigten. Gr. 8° (52). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 1.20.

**Gersbach, J.** *Hilfsbuch zum kleinen Einheitskatechismus.* 8° (168). Limburg a. L. 1929, Gebr. Steffen. Brosch. M. 3.—, in Leinwand M. 4.—.

**Gmelch, Dr Josef.** *Der Unsichtbare.* Fastenpredigten über den lebendigen Gott. 8° (77). Rottenburg a. N., Badersche Verlagsbuchhandlung. In steifem Umschlag geb. M. 1.60.

**Götz, P. Franz Sales, O. S. B.** *Maurus Xaverius Herbst O. S. B.,* Abt von Plankstetten (95). Mit 4 Bildbeilagen. Salesianer-Verlag München 7. Zweifarbig gedruckt und in Büttenumschlag geh. M. 1.—.

**Gottwald, Alfred.** *Des Heilands Kreuzweg.* Kreuzwegbilder, und eine Kreuzwegandacht von Willibrord Schlags. Künstlerisch vornehm ausgestattet. Trier 1929, Paulinusdruckerei. M. 1.—.

**Grentrup, Theodor.** *Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa.* Eine Materialsammlung. (Erschienen in der Sammlung: Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht, herausgegeben von Dr Max Hildebert Boehm.) Berlin 1928, Verlag Deutsche Rundschau, Berlin W 30. Kart. M. 18.50.

**Gruber, P. Daniel, O. F. M.** *Vorträge über die Heidenmission für kirchliche und außerkirchliche Missionsfeiern* (98). Graz, „Styria“. S 3.— M. 1.80.

**Haas, Dr jur. Alban.** *Das Interdikt nach geltendem Recht mit einem geschichtlichen Überblick.* (2. Bd. der „Kanonistischen Studien und Texte“, herausgegeben von Dr Albert Koeniger.) Bonn 1929, Kurt Schroeder Verlag. Brosch. M. 4.50.

**Häfner, Otto.** *Katechetische Einführung in das zweite Kinder-Meßbüchlein „Zum Altare Gottes will ich treten“* von Schott-Bihlmeyer. 8° (XII u. 180). Freiburg i. Br. 1929, Herder. M. 2.50.

**Hamerle, P. Andreas, C. Ss. R.** *Kanzelvorträge für das Kirchenjahr.* II. Zyklus, 1. Bd. Herausgegeben von Dr P. Anton Schön C. Ss. R. Graz 1928, „Styria“. S 10.60.

**Haßl, Msgr. G. Unser Heiliger Vater Papst Pius XI., der Jubelpriester auf Petri Thron.** Mit Geleitwort von Dr Johannes Baptista Sproll, Bischof von Rottenburg. 8° (15 : 21 cm) (204). Reich illustriert. Rottenburg a. N., Badersche Verlagsbuchhandlung. In steifem Umschlag geb. M. 4.—.

**Herwegen, Abt Dr Ildefons.** *Christliche Kunst und Mysterium.* (Aschendorffs zeitgemäße Schriften, Heft 19.) 1. u. 2. Aufl. (40). Münster 1929, Aschendorff. M. 1.—.

**Hüfner, P. Rafael, O. F. M.** *Andachten zu Jesus dem Arbeiter.* Kl. 8° (80). Dülmen i. W. 1928, Laumann. M. —.40.

**Index critico-litterarius.** Revista trimestral de documentacion. Director: Dr Ramón Sabaté. Tarragona, S. Pablo 4. Biblioteca „Antonio Augustin“.

**Jahrbuch der Katholiken Dortmunds.** Herausgegeben von der katholischen Geistlichkeit Dortmunds. Verlag: Zentrale der kath. Pfarrgemeinden Dortmunds. M. 1.—.



**Jehle**, Dr Edmund, und **Knops**, Wilhelm. *Das Reich Gottes*. (Katholisches Religionsbuch für die Mittelschulen Preußens. Nach dem Normallehrplan bearbeitet. 3 Teile. 2. Teil: Lehrstoff der II. Klasse.) Gr. 8° (VIII u. 80). 1 Titelbild. Freiburg i. Br. 1929, Herder. M. 1.—, kart. M. 1.50.

**Karlik**, Dr Oldřich. *Zhoubnost Lzi*. Ve Světle učení sv. Augustina. Olomouc 1928.

**Kassiepe**, P. Max, O. M. I. *Homiletisches Handbuch* für Missionen, Missionserneuerungen, Exerzitien, Oktaven und Triduen und für Religionsvorträge in Standsvereinen. Paderborn 1928/29, F. Schöningh. I. Band. 5. Aufl., geb. M. 6.80; III. Band, 4. Aufl., geb. M. 6.80.

**Katann**, Dr Oskar. *Jahrbuch der österreichischen Leo-Gesellschaft* 1928. Gr. 8° (316). Wien, I., Wollzeile 33, Herder. Brosch. M. 3.50.

**Katholisches Jahrbuch für das christliche Haus 1928/29**. Herausgegeben von Prälat Dr Fr. Meffert und P. Hermann Fischer S. V. D. Vorwort vom Apost. Nuntius Eugen Pacelli (150). Viele Einschaltbilder. Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen, Rhld. Kart. M. 1.50, geb. M. 3.—.

**Kellerhoff**, P. R., O. S. B. *An der Hand der Mutter*. Erwägungen für das Marienkind und alle, die ihm helfen wollen. (Jugend und Leben. Heft 3.) 2. Aufl. Herausgegeben vom Zentralverband der kath. Jungfrauenvereinigungen Deutschlands in Düsseldorf. Düsseldorf 1929. Verbandsverlag weiblicher Vereine, Düsseldorf, Prinz-Georg-Straße 44.

**Kleinschmidt**, Dr P. Beda, O. F. M. *Meine Wander- und Pilgerfahrten in Spanien* (VII u. 232). Mit 1 Karte, 30 Abbildungen und 1 Bilde des Verfassers. Münster 1929, Aschendorff. Geh. M. 4.50, Leinenband M. 6.—.

**Laien an die Front!** Praktische Gedanken zur Katholischen Aktion. Referate, gehalten auf dem Oberhessischen Katholikentag in Ilbenstadt 1928 (64). Dülmen i. W. 1928, Laumann. M. —.40.

**Lassaulex**, Hubert von. *Psalmenbuch*. Übersetzung sämtlicher Psalmen mit Berücksichtigung ihrer Verwendung in der Liturgie der heiligen Kirche (216). Einsiedeln, Waldshut, Köln, Straßburg, Verlagsanstalt Benziger u. Co. Geb. M. 2.—, Fr. 2.50.

**Literarischer Ratgeber** für die Katholiken Deutschlands. 25. Jahrgang (1928/29). 8° (173). München, Kösel-Pustet.

**Maier**, Dr Fr. W. *Israel in der Heilsgeschichte nach Römer 9—11*. (157). (Biblische Zeitfragen, herausgegeben von P. Heinisch und Fr. W. Maier, Folge 12, Heft 11/12.) Münster 1929, Aschendorff. M. 3.—.

**Marmion**, Abt Columba, O. S. B. *Christus unser Ideal*. Genehmigte Übertragung von M. Benedicta v. Spiegel O. S. B. Mit einem Geleitwort von Abt Laur. Zeller O. S. B. 2. und 3. Tausend. Paderborn 1929, Ferdinand Schöningh.

**Merk**, P. August, S. J. *Erlösungsgeheimnis*. Erwägungen aus Evangelium und Paulus (88). Münster 1929, Aschendorff. M. 2.20.

**Merkelbach**, P. Dr Ben., O. P. *Quaestiones pastorales*. Vol. II: De Embryologia et de ministracione Baptismi. 8° (87). Liege 1927. — Vol. III: De variis Poenitentium categoriis. 8° (205). Liege 1928. — Vol. IV: De Poenitentiae Ministro eiusque officiis. 8° (118). Liege 1928. Kommissionsverlag F. Schöningh, Paderborn. Preise: II M. 2.40, III M. 3.40, IV M. 3.20.

**Mioni**, Ks. Hug., *Propaganda Misyjna*. (Poznaj misje Katol. a ukochasz je.) Poznań 1928/29. Ostrow Tumski 1.

**Naab**, P. Ingbert, O. M. Cap. *Der Kampf um den katholischen Lehrer*. 1. bis 10. Tausend. 8° (48). Verlag Zeichenring, München, Schillerstraße 28. Brosch. M. —.50.

**Neger**, August. *Jugendbewegung und CV*. Im Auftrage des CV-Beirates herausgegeben. (Flugschriften aus dem CV, Neue Folge, Heft 7.) Kl. 8° (58). München 1928, Geschäftsstelle der Academia, Promenadeplatz 16 B. Kart. M. —.75.

**Nicolussi, Dr Johann, S. S. S.** *Das Opfer des Altars.* Meßbüchlein für jeden Tag des Monats. Rottweil (Württemberg), Verlag des Emmanuel. Rot-Leder M. 4.—, Schw. Fr. 5.—, S 6.50, Kc 32.—, Lire 18.—; Rot-Leinen M. 3.—, Schw. Fr. 3.80, S 5.—, Kc 24.—, Lire 13.50.

**Obendorfer, Andreas.** *Ite! Missa est!* 20 Predigten über das heilige Meßopfer, besonders über die heiligen Zeremonien. Mit kirchl. Druckgenehmigung. Gr. 8<sup>o</sup> (100). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 2.—.

**Obendorfer, Andreas.** *Tabor-Stunden.* Eine Sammlung von Sonntagspredigten. 3. verb. Aufl. (5. bis 6. Tausend). Mit kirchl. Druckgenehmigung. Gr. 8<sup>o</sup> (VIII u. 412). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 7.50, in eleg. Originalhalbleinenband M. 9.—.

**Oberhammer, Dr Klemens.** *Liturgische Meßfeier.* Führer zum praktischen Verständnis des Missale (344). Innsbruck, Wien, München, „Tyrolia“. Ganzleinen S 7.—, M. 4.30.

**Obweger, Jakob.** *Des Erlösers letzte Stunde.* 6 Fastenpredigten mit einer Karfreitagspredigt. Graz 1929, „Styria“. Brosch. S 1.80.

**Ostlender, Dr Henricus.** *Sententiae Florianenses.* Cum prolegomenis, apparatus critico, notis. (Fasc. XIX Florilegii Patristici, ed. a Dr Bernh. Geyer et Dr Joan. Zellinger.) Bonnae 1929. Sumptibus Petri Hanstein. M. 2.50.

**Pastor, Ludwig Frh. v.** *Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters.* Mit Benützung des Päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet. Bisher Bd. I—XIII. Gr. 8<sup>o</sup>. Freiburg i. Br., Herder. — XIII. Bd.: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Restauration und des Dreißigjährigen Krieges. Gregor XV. und Urban VIII. (1621—1644.) 1. bis 7. Aufl. 2 Abteilungen. 1. Abt.: Gregor XV. (1621 bis 1623). Urban VIII. (1623—1644). 1. Teil (XVI u. 584). 1928. M. 16.—, in Leinwand M. 20.—, in Halbfanz M. 23.—. 2. Abt.: Urban VIII. (1623 bis 1644). 2. Teil (XXXVI u. 585—1058). 1929. M. 14.—, in Leinwand M. 18.—, in Halbfanz M. 21.—.

**Paul, Gg. Lorenz Richen und die Topographie der Seherin A. K. Emerick.** Zurückweisung seiner Einwände gegen dieselbe. Mit kirchl. Druck-erlaubnis. 1929. Selbstverlag des Verfassers. Postscheck-Konto München Nr. 56.458. M. 2.—.

**Pfaff, Msgr. Saul.** *Zur Hochzeit des Lammes.* Ansprachen bei der Feier der Einkleidung und Profeß. 8<sup>o</sup> (VIII u. 209). Rottenburg a. N., Badersche Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.20.

**Plus XI.** *Rundschreiben unseres Heiligen Vaters Papst Pius XI. über die Förderung der Orientkunde.* (Rerum Orientalium vom 8. September 1928.) Übersetzt und erläutert von Prof. Dr v. Meurers-Trier. Nebst Anhang: Motu proprio Pius XI. „Quod maxime“ vom 30. September 1928 über die Vereinigung des Päpstl. Bibelinstituts und des Päpstl. Orientalischen Instituts mit der Gregorianischen Universität (35). (Trierer Ausgaben der Rundschreiben Papst Pius XI. Heft 8.) Trier 1928, Paulinusdruckerei. M. 1.20.

**Plohowich, Georg.** *Sollen die Wiegen leer bleiben?* Ein ernstes Wort über den Selbstmord der Völker (32). Leutesdorf a. Rh., Johannesbund. M. —.25.

**Priester und Mission.** Jahrbuch der Unio cleri pro missionibus in den Ländern deutscher Zunge. Herausgegeben von Josef van der Velden. 12. Jahrgang 1928. Selbstverlag der Unio cleri p. miss.: Aachen, Pontstraße 78—80.

**Rakove, Engelbert.** *Allgemeine Etymologie oder der Aufbau der menschlichen Sprache.* Unter Berücksichtigung der europäischen und semitischen Sprachen. Nebst Deutung der geographischen und Personennamen. In Kommission der Verlagsbuchhandlung „Styria“ in Graz. 1928. 15 : 22 cm (116). S 4.—, M. 2.50.

**Rösch, P. Konstantin, O. M. C.** *Das Neue Testament* übersetzt und erläutert. Große Ausgabe (Format 16 : 24 cm) mit großem, klarem Druck und zahlreichen Bildern berühmter Künstler. Paderborn, F. Schöningh. In geschmackvollem Ganzleinenband M. 7.50.

**Schäfer, Dr Jakob.** *Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus* übersetzt und erklärt. I. Teil: Das heilige Evangelium Jesu Christi und die Apostelgeschichte. II. Teil: Die Briefe der Apostel und die Geheime Offenbarung. Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen (Rhld.).

**Scherer, Emil Klemens.** *Frankreich und der elsässische Klerus im 18. Jahrhundert.* Straßburg 1928, Gesellschaft für Elsässische Kirchengeschichte.

**Scheuber, Dr J. Johannes, der Liebesjünger Jesu** (52). Kanisiuswerk Freiburg (Schweiz) oder Konstanz (Baden). M. —.40, Rp. —.50, S —.65.

**Schlund, P. Erhard, O. F. M.** *Beruf und Seele.* Ein Lese- und Betrachtungsbuch für erwerbstätige Mädchen und Frauen. 8° (200). Bayrische Druckerei und Verlagsanstalt München. M. 3.—, geb. M. 4.50, zuzüglich 30 Pfennig Porto.

**Schmiederer, Johann.** *Salzburger Geschichten.* Erzählungen. Salzburg 1928, Anton Pustet. Brosch. S 3.60, M. 2.20; Halbleinen S 4.80, M. 3.—.

**Schmitz, Moritz.** *Deklamatorium* ernster, religiöser und humoristischer Gedichte und Vorträge für kath. Gesellen-, Arbeiter- und andere Vereine. 6. Aufl. (9. u. 10. Tausend). Kl. 8° (VIII u. 320). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 3.—, in Originalhalbleinenband M. 4.—.

**Schneider, Franz.** *Die Muttersprache unserer Kirche.* Eine Einführung für das Volk. 12° (VI u. 56; 2 S. Beilage: Merkblatt für Leiter von Lateinkursen). Freiburg i. Br. 1928, Herder. Kart. M. —.70.

**Schumacher-Götzl.** *Meßbilder — Meßbüchlein* in Vierfarbendruck. Anschauungsbilder zum Unterricht von der heiligen Messe. 1 Serie S 1.40, bei 12 Serien die Serie S 1.20, bei 40 Serien die Serie S 1.—. — Mein erstes Meßbüchlein. Für das 2. und 3. Schuljahr. S —.85. — Mein Meßbüchlein. Vom 4. Schuljahre ab. S 1.40. — Verlag: Buchhandlung Ludwig Auer, Pädagogische Stiftung Cassianum in Donauwörth; Filiale Innsbruck, Innrain 33.

**Schwantke, Dr Christoph.** *Antimonismus.* Der große Denkfehler des Monismus und die kleine Kampfesfreude vieler Monisten (78). Leipzig S 3, Verlag Adolf Klein. 1929. M. 3.—.

**Soiron, P. Dr Thaddäus, O. F. M.** *Jesus fragt . . .* 8° (54). (Neutest. Predigten Heft 15.) Paderborn 1929, F. Schöningh. M. 1.35.

**Stoeckle, Dr Edmund.** *CV und Leibesübungen.* Im Auftrage des CV-Beirates herausgegeben. (Flugschriften aus dem CV, Neue Folge, Heft 8.) Kl. 8° (59). München 1928, Geschäftsstelle der Academia, Promenadeplatz 16 B. Kart. M. —.75.

**Straßner, Christine.** *Von Mutter und Kind.* 8° (VIII u. 130). Rottenburg a. N., Badersche Verlagsbuchhandlung. In steifem Umschlag geb. M. 1.80.

**Sudbrack, Karl, S. J.** *Unser kleines Kommunionkind.* Eine eucharistische Früherziehung. Müttern und Kinderfreunden gewidmet in Verbindung mit dem Bischöflichen Sekretariat zur Förderung der Frühkommunion in der Diözese Mainz. Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen (Rhld.). Kart. M. —.90, Halbleder M. 2.50.

**Tschann, P. Erhard, O. M. Cap.** *Der Glaube in der Passion.* Ein Fastenzklus, Mit kirchl. Druckgenehmigung. Gr. 8° (IV u. 92). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 2.40.

**Vosté, P. Dr Jacobus, O. P.** *Studia Paulina.* (Opuscula biblica Pontificii Collegii Angelici.) Romae 1928. Collegio Angelico Via S. Vitale 15.

**Vromant, G.** *Jus missionariorum.* Tomus II: De personis. (Museum Iessianum, section theologique n. 20.) Louvain 1929. F. Desbarax.

**Walter, Dr.** *Christenlehrepredigten*. Nach seinem Tode bearbeitet und herausgegeben von Alfons v. Riccabona. III. Band: V. Hauptstück, II. Teil (Tue das Gute) und Anhang. Bressanone 1929, Weger. Brosch. M. 7.—.

**Weingartner, Dr. Josef.** *Die Apostelgeschichte*. Kurze Bibelpredigten (345). Innsbruck, Wien, München, „Tyrolia“. Geh. S 7.—, M. 4.30; Ganzleinen S 10.—, M. 6.—.

**Weltring, Dr. med. B.** *Krankenpflege in der Familie*. Eine Anleitung zum Unterricht und für den praktischen Gebrauch. Freiburg i. Br. 1928, Caritasverlag. Kart. M. 1.30, geb. M. 2.—.

**Wiesen, Wilhelm, O. S. C.** *Erfahrungen und Erkenntnisse aus der Arbeit der Seelsorgehilfe*. Beiträge zur neuzeitlichen Seelsorgehilfe, Heft III. 8° (52). Freiburg i. Br. 1929, Freie Vereinigung für Seelsorgehilfe. M. 1.50.

**Wiesen, Wilhelm, O. S. C.** *Wie kommen wir zu einem talkräftigen Laienapostolat?* Beiträge zur neuzeitlichen Seelsorgehilfe, Heft II. 8° (52). Freiburg i. Br. 1929, Freie Vereinigung für Seelsorgehilfe. M. 1.50.

**Wild, K.** *Wie mache ich gute Exerzitien?* (112). Mit Bild. Leutesdorf a. Rh., Johannesbund. Brosch. M. 1.80, geb. M. 2.50.

**Wolff, Therese.** *Klein-Nelli und Du*. Nach P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B. für die lieben kleinen Erstkommunikanten bearbeitet. Mit drei Bildern von Else Eisgruber. 12° (VIII u. 92). Freiburg i. Br. 1929, Herder. Kart. M. 1.50, 25 Stück je M. 1.30.

**Wouters, Ludovicus, C. Ss. R.** *De virtute castitatis et de vitiis oppositis*. Tractatus dogmatico-moralis. Brugis (Belgii) 1928. Beyaert.

**Zimolong, P.** DDr Bertrand, O. F. M. *Der Kreuzweg Jesu durch unsere Zeit*. 8° (64). (Neutestamentl. Predigten Heft 16.) Paderborn 1929, F. Schöningh. M. 1.50.

**Zweiter Katechetischer Kongreß München 1928**. Im Auftrage des Arbeitsausschusses herausgegeben von Dr Karl Schrems. Donauwörth 1928, Ludwig Auer; Filiale Innsbruck, Innrain 33. Brosch. M. 10.—, S 17. —; Leinenband M. 11.—, S 18.70.

## B) Besprechungen.

### Neue Werke.

- 1) **Ehre, Duell und Mensur**. Von Michael Gierens S. J. Darstellung und Begründung der christlich-ethischen Anschauungen über Ehre und Ehrenschatz, Duell und Mensur auf Grund einer Synthese historischer, biblischer, juristischer, kanonistischer und philosophischer Erkenntnisse. 8° (VIII u. 381). Paderborn, Bonifaziusdruckerei 1928. Geb. M. 5.40.

Dieser Titel ist außergewöhnlich lang ausgefallen; jedoch unterrichtet er uns von vorneherein über des Verfassers Absicht, der sich zum Ziel gesetzt hat, „eine wissenschaftlich erarbeitete und allseitige Darstellung der Fragen zu bieten, die die Ehre, ihren Wert, ihre Verletzbarkeit, den Ehrenschatz, das Duell und die Mensur betreffen“ (Vorwort). Im ersten Kapitel gibt sich der Verfasser redlich Mühe, den nicht leichten Begriff der Ehre, sowohl auf synthetischem, wie analytischem Wege zu bestimmen. Seine Ausführungen sind klar, gründlich und überzeugend. Die Literaturangabe ist reichlich. Freilich ist übersehen worden das gründliche, 1913 erschienene Werk: A. Gay, l'honneur, sa place dans la Morale. In einer Neuauflage wäre zu Anfang oder zu Ende des Werkes ein Gesamtverzeichnis der benutzten Literatur wohl erwünscht. Im zweiten Kapitel wird der Lebenswert der Ehre und des Ehrgefühls behandelt. Recht treffend und ergötzlich ist die Beschreibung des Dandysmus S. 59 ff. Jedoch kommen in



diesem Kapitel einige wenig glückliche Ausdrücke vor, wie z. B. S. 51 „Substanzvertiefung und Substanzverwirklichung“; S. 62 „die Identifikation des persönlichen Willens mit der überindividuellen Idee, die die Willkür der Bewußtheit aufhebt“. Das dritte Kapitel (S. 64—120) „Bibel und Ehre“ ist meines Erachtens viel zu lang ausgefallen. Es kostet große Überwindung, sich durch die zahllosen, zuweilen seitenlangen Bibelstellen hindurchzulesen, die übrigens nicht selten nur lose mit der Ehre zusammenhängen. S. 65 sagt der Verfasser: „Es gibt eine doppelte Gotteskindschaft des Menschen, eine natürliche und eine übernatürliche.“ Sollte da nicht Ebenbild mit Gotteskindschaft verwechselt sein? Jedenfalls erbringt der Verfasser keinen stichhaltigen Beweis für die natürliche Gotteskindschaft. Im vierten Kapitel (S. 120—156) wird über Ehrverletzung und Ehrenschutz gehandelt. Der Verfasser dürfte hier Ehre und Ruf nicht genug auseinanderhalten. So werden von den meisten Moralisten die detractio und die calumnia als gegen den guten Ruf und nur indirekt gegen die Ehre bezeichnet. Anders der Verfasser S. 128 ff., der Rufgefährdung und Ehrgefährdung beinahe vermengt.

Der zweite Teil des vorliegenden Buches befaßt sich in vier Abschnitten mit „Duell und Mensur“. Recht gut wird im ersten Abschnitt die Geschichte des Zweikampfes dargestellt und dem alten Märchen der Garaus gemacht, als wenn der Zweikampf *urgermanischen* Ursprunges wäre (S. 199). Die Beweise, welche die Unsittlichkeit des Zweikampfes dartun, sind sehr reichlich und durchaus überzeugend (S. 243 ff.).

Der dritte Abschnitt „Kirche und Zweikampf“ ist ebenfalls sehr gut. Alles in allem genommen hat Gierens eine ebenso gründliche, wie nützliche Arbeit geleistet, die hoffentlich viele Leser findet und auch Beachtung erlangt bei der künftigen Strafgesetzgebung über die Duell- und Mensurunsitte.

Freiburg (Schweiz). Dr Prümmer O. P., Univ.-Prof.

- 2) **Handbuch des katholischen Eherechtes.** Von *August Knecht*, Dr theol. et jur. utr., Univ.-Prof. in München. Auf Grund des Cod. jur. can. und unter Berücksichtigung des bürgerlichen Eherechtes des Deutschen Reiches, Österreichs, Ungarns, der Tschechoslowakei und der Schweiz bearbeitet. Gr. 8<sup>o</sup> (XII u. 812). Freiburg i. Br. 1928, Herder. Geb. M. 32.—.

Wir haben es beim vorliegenden Werke mit einer großen wissenschaftlichen Leistung zu tun. Formell ist das Werk eine Neuauflage des 1898 erschienenen Katholischen Eherechtes von Dr Josef Schnitzer, materiell eine vollständig neue Arbeit. Schon der unterdessen erschienene Cod. jur. can. zwang zur totalen Neubearbeitung. Im Systeme schließt das Buch sich dem Kodex an. Hierbei wurde aber der Stoff nach der rechtsphilosophischen Seite vertieft und durch praktische Beispiele und Auswertung auch der neuesten Entscheidungen dem Verständnis näher gebracht. Die Heranziehung der staatlichen Ehegesetzgebung nicht bloß des Deutschen Reiches sichert dem Werke eine weite Verbreitung. Theoretiker und Praktiker werden auf dieses Monumentalwerk aufmerksam gemacht. Wir haben nur einen Wunsch, es möge der Verfasser dem Werke recht bald auch eine praktische Anleitung für den Eheprozeß folgen lassen.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

- 3) **Handbuch des katholischen Kirchenrechtes.** Von *Dr Martin Leitner*, Präl. 5. Lief. (369—618). München 1927, Kösel-Pustet. M. 6.—.

Nach längerem zeitlichen Intervall ist wiederum ein Teil des trefflichen Leitnerschen Kirchenrechtes erschienen. Ohne sich mechanisch an

die Reihenfolge der Kanones zu halten, zieht der Verfasser gleichartige und zusammengehörige Materien bei der Bearbeitung zusammen und stattet sie mit interessanten geschichtlichen und liturgischen Bemerkungen aus. Der vorliegende Teil handelt von den heiligen Orten, dem Gottesdienst und dem kirchlichen Lehramt. Die gedrängte Schreibweise ermöglicht es, auf geringem Raum viel zu sagen. Besonders aufmerksam gemacht sei auf die Darstellung des Begräbnisrechtes, Feuerbestattung, auf das Kapitel Kirchenglocken. Das Werk ist eine Fundgrube für Theoretiker und Praktiker.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

- 4) **Das Kirchenpatronat in Böhmen.** Beiträge zu seiner Geschichte und Rechtsentwicklung. Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. Von Prof. Dr Joh. Schlenz. Herausgegeben von der Histor. Kommission der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik. 8<sup>o</sup> (488). Prag 1928. Kc 68.—.

Historikern und Kanonisten war es zwar bekannt, daß das Kirchenpatronat der böhmischen Länder seine eigene Entwicklung und Ausgestaltung genommen. An einer Geschichte fehlte es bislang; diese liefert uns nun der Kanonist an der deutschen theologischen Fakultät in Prag. An der Hand der Quellen zeigt der Verfasser auf, wie das Eigenkirchenrecht zu Landesgebräuchen sich verdichtete und die kirchlichen Reformbewegungen nur langsam und unvollkommen daraus das Patronatsrecht gestalten konnten. Durch Jahrhunderte hindurch wollten die adeligen Grundherren die Geistlichen auf ihren Besitzungen frei ein- und absetzen, gegen den Nachlaß der verstorbenen Pfarrer das Heimfallsrecht in Anspruch nehmen und dergleichen. Hussitische und ultraquistische Wirren brachten kaum eine merkliche Besserung. Die Stellung des Klerus war größtenteils eine unwürdige, infolgedessen auch ein großer Priestermangel. Sonderbarerweise brachte auch die sogenannte Gegenreformation im allgemeinen nicht viel bessere Zustände. Die zwangsweise Katholisierung schuf einen Scheinkatholizismus, an Stelle der bisherigen Adelsparteien trat der landesfürstliche Absolutismus. Eingriffe in die kirchlichen Rechte waren an der Tagesordnung. Eine große, für die Sache oft verhängnisvolle Rolle spielten die Herrschaftsverwalter. So hat sich in Böhmen ein ganz eigenes Kirchenpatronatsrecht entwickelt. Von den 1872 katholischen Pfarreien sind bloß 56 freier bischöflicher Verleihung. Der Klerus eines Patronates bildet die sogenannte Patronatsklientel und nur selten kann ein nicht diesem Kreis angehöriger Priester daselbst eine Pfarre erhalten. Nicht die Pfarrer, sondern die Patronatsämter verwalten das Kirchenvermögen, und zwar nicht gesondert nach Einzelkirchen, sondern kumulativ im Wege der sogenannten Konkretalverwaltung, so daß Überschüsse der einen Kirche für eine andere verwendet werden. Noch mehr als anderswo zeigt sich in Böhmen, daß das Kirchenpatronat nicht mehr in die gegenwärtige Zeit hineinpaßt. Hatten die Patronatsherren schon durch die Grundentlastung viel verloren, so sind sie jetzt infolge der „Bodenreform“ außerstande, die großen Patronatslasten zu tragen. An eine bloße Reform des Patronatsrechtes ist nicht zu denken; so bleibt nur die Ablösung. Freilich bildet auch diese ein schwieriges gesetzgeberisches Problem, mit dem man sich über kurz oder lang auch in anderen Staaten wird vertraut machen müssen. Dem Verfasser, der mit Bienenfleiß den Stoff gesammelt und verarbeitet und mit der Geschichte des Patronates auch ein Stück Kulturgeschichte geschrieben hat, sei der gebührende Dank gesagt.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

5) Die abendländische Kirchenbuße im Ausgang des christlichen Mittelalters. Von Dr Bernhard Poschmann. (Münchener Studien zur histor. Theologie, Heft 7.) 8<sup>o</sup> (VIII u. 316). München 1928, Kösel-Pustet.

Der, durch eine Reihe von Schriften über das kirchliche Bußwesen bekannte Professor der Theologie an der Universität Breslau, bis 1928 an der Akademie Braunsberg, Bernhard Poschmann, unterrichtet in der vorliegenden Untersuchung über die Bußlehre und Bußpraxis im 5. und 6. Jahrhundert in den verschiedenen Kirchen des Abendlandes, nämlich in der römischen, gallischen, spanischen und afrikanischen Kirche. Dann kommt zur Besprechung die Buße der Kleriker, ferner die angebliche kirchliche Privatbuße und schließlich die Bußlehre Gregors I. und Isidors von Sevilla.

Die Buße war als sakramentales Mittel der Sündenvergebung gekannt und geübt. Die Wesensbestandteile der Buße waren dieselben wie heute: Reue, Beichte, Genugtuung von Seite des Sünders, Lossprechung von Seite der Kirche. Die Genugtuung stand so sehr im Vordergrund, daß sie als Buße schlechthin erscheint. Doch ist die priesterliche Lossprechung in der Form der Rekonziliation aufs sicherste bezeugt, wenn auch noch keine klare Theorie über die Wirkung der Rekonziliation vorlag. Unverträglich mit dem geschichtlichen Befund ist die Behauptung, daß man der Rekonziliation nur diesseits-kirchliche, nicht aber eine jenseitige Wirkung beigelegt hätte. Das die Buße einleitende Bekenntnis war normalerweise stets geheim. Das Tridentinum kann mit Recht sagen, daß die geheime Beichte allein vor dem Priester von Anfang an in der Kirche in Übung gewesen sei (Sess. 14, can. 6; Denz.-Bannw. 916). Trotz dieser Übereinstimmung in den dogmatischen Grundlagen ist aber die Verschiedenheit in der Ausgestaltung des alten Bußverfahrens so groß, daß von dem dogmengeschichtlich nicht geschulten Beurteiler diese gleichen Wesenselemente nur schwer erkannt werden. Das alte Bußverfahren war eine öffentlich-rechtliche Institution, während heute die Wirksamkeit des Bußsakramentes streng auf das Gewissensforum sich beschränkt. Damals konnte der Christ dieser öffentlichen Buße nur einmal sich unterziehen. Auch nach der Rekonziliation durfte, wer einmal von der Kirche in diesen *ordo poenitentium* überwiesen war, oder der Kirchenbuße sich unterworfen hatte, das normale Welleben in Bezug auf Ehe und Lebensführung niemals mehr aufnehmen. Daher wurde die öffentliche Buße, zum Teil sogar auf Rat der Kirche, gerne auf das spätere Leben verschoben, wenngleich viele Stimmen vor dem Hinauszögern der Buße warnen. Den Klerikern war die öffentliche Buße verboten. Die Strafe der Exkommunikation, die für sie, z. B. in Gallien, mit ihrer Absetzung verbunden war, ist nach Poschmann gegen Morinus, Hinschius, Schmitz nicht gleich der Pflicht der Übernahme der öffentlichen Buße.

Vom geschichtlichen Standpunkt verschieden beantwortet ist bis heute die Frage, ob es neben der öffentlichen Buße noch eine Privatbuße mit kirchlicher Rekonziliation oder Absolution gegeben habe. Nach Funk, Boudinhon, Vacandard hat jede kirchliche Privatbuße dem christlichen Altertum gefehlt. Nach Batiffol, Tixeront vollzog sich von 400 an etwa ein Übergang von der öffentlichen zur Privatbuße in der Form, daß nach geheimer Beicht und geheimer Buße bei weniger schweren oder geheimen Sünden die Rekonziliation mit der für den öffentlichen Büsser erteilt wurde. Nach Adam ist, von einigen früheren Spuren abgesehen, Augustin im Abendland der eigentliche Begründer der Privatbuße geworden. Havent nimmt an, neben der öffentlichen Buße sei schon in den ersten Jahrhunderten eine sakramentale Privatbuße als abgekürzte, erleichterte Form in Übung gewesen, d'Alès und Galtier meinen, aus dem öffentlichen Bußverfahren habe sich ein mehr und mehr geheimes entwickelt, derart, daß

die Privatbuße bis in die älteste Zeit reiche. Schon Morinus hatte für die minder schweren Todsünden im Unterschied zu den Kapitalvergehen eine kirchliche Privatbuße (geheim Beicht und Lossprechung) angenommen, Petavius auch für geheime Kapitalsünden. In der allgemeinen Fassung, ob es im 5. und 6. Jahrhundert eine kirchliche Vergebung außerhalb des eigentlichen Bußverfahrens gab, muß auch nach Poschmann die Frage sicher bejaht werden. Denn die zur Kirche übertretenden Häretiker wurden ohne weitere Buße der Rekonziliation teilhaftig. Auch in manchen vereinzelt Fällen der Exkommunikation wurde ohne Auferlegung der öffentlichen Buße die Rekonziliation gewährt. Die Krankenbuße, die mit dem heutigen Bußverfahren die meiste Ähnlichkeit hat, ist jedoch trotzdem eigentlich öffentliche Buße; denn sie zieht im Falle der Genesung alle rechtlichen Pflichten und Wirkungen der öffentlichen Buße nach sich. Seine eigene Ansicht über die kirchliche Privatbuße formuliert P. den angeführten Meinungen gegenüber auch für das 5. und 6. Jahrhundert so: Wir werden „festzuhalten haben, daß die kirchlich-sakramentale Vermittlung der Sündenvergebung normalerweise — abgesehen von den Fällen, wo es sich um die Lösung von einer bloßen, nicht mit der Kirchenbuße verbundenen Exkommunikation handelte — nur bei der öffentlichen Buße in Kraft trat“ (239). Die sündigen Christen mußten demnach entweder bis zur Übernahme der öffentlichen Buße der Kommunion sich enthalten, oder sie unterlagen der Versuchung unwürdig zu kommunizieren, wenn sie wegen der das ganze Leben fortdauernden Pflichten die Buße aufschoben, falls sie nicht durch persönliche Bußtat (= Liebesreue) sich des Empfanges der Eucharistie würdig machten. Diese uns heute so befremdliche Praxis widerstreitet, wie Poschmann ausführt, insoferne keineswegs dem Dogma, weil das Tridentinische Gesetz, daß niemand, der sich einer Todsünde bewußt ist, ohne vorherige sakramentale Beicht die Kommunion empfangen dürfe, lediglich auf einer „ecclesiastica consuetudo“ beruht (Sess. 13, c. 7; Denz.-Bannw. 880). Da die Sünder zur Übernahme der kirchlichen Buße im späteren Lebensalter angehalten und bei gutem Willen dazu bereit waren, war die Liebesreue verbunden mit dem votum sacramenti vor Inkrafttreten des heutigen Gebotes genügend zum würdigen Kommunionempfang (247). Zur Zeit Gregors des Großen und Isidors von Sevilla hält das Abendland noch an dem altchristlichen Bußwesen fest: die kirchliche Lösegewalt betätigt sich in Bezug auf die Sündenvergebung in der Rekonziliation, d. i. in der Aufhebung der Exkommunikation, sei es daß diese ein Wesensbestandteil der Kirchenbuße ist, sei es daß sie als disziplinäre Maßnahme ohne die Verpflichtung zur Kirchenbuße verhängt wird. Eine kirchliche Privatbuße mit geheimer Lossprechung suchen wir auch jetzt noch vergebens. Allmählich aber setzt ein merklicher Wandel in der praktischen Gestaltung wie in der Wertung der Kirchenbuße ein, insoferne sich eine Art geheimer Devotionsbuße in der Form der durch die kirchliche Benediktion sanktionierten conversio (Stand der Bßer) herausbildet, besonders in Gallien und Spanien, und der Empfang der Buße, wenigstens in Todesgefahr, ganz allgemein Sitte und direkt als notwendig und pflichtgemäß für alle hingestellt wird, auch für solche, die keine schweren Vergehen auf sich haben.

Den von Poschmann für seine These angeführten Gründen wird die dogmengeschichtliche Forschung aufmerksame Beachtung schenken müssen. Selbst wenn Poschmann nicht in allen Punkten restlose Zustimmung finden wird, das große Verdienst einer starken Förderung unserer Erkenntnis des altchristlichen Bußwesens kann Poschmann für diese neue Arbeit nicht weniger wie für seine früheren Forschungen versagt werden.

Dillingen a. D.

Hochschul-Prof. Dr G. Lorenz Bauer.



- 6) **Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters.** Von *Ludwig Freiherr v. Pastor*. Mit Benützung des Päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet. XIII. Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Restauration und des Dreißigjährigen Krieges. Gregor XV. und Urban VIII. (1621—1644). I. Abteilung: Gregor XV. (1621—1623). Urban VIII. (1623—1644). 1. Teil. 1. bis 7. Aufl. (XVI u. 584). Freiburg i. Br. 1928, Herder.

Der Meister ruht seit dem 30. September 1928 auf dem stillen Friedhof zu Wilten bei Innsbruck, aber sein Werk tritt in einem neuen Band den Weg durch die Welt an und gibt Zeugnis von der noch im Sterben betonten Anhänglichkeit des Verfassers an den Stuhl Petri. Jeder, der diesen Band studiert, wird wieder wie bei allen bisherigen Bänden zugeben müssen, daß kein anderer moderner Schriftsteller die historische Auswirkung der transzendentalen Hoheit und Herrlichkeit des Papsttums so gut dargestellt hat, daß alle irdischen Mängel, die den Persönlichkeiten anhaften, ruhig zugegeben werden können, ohne daß das Überirdische der Institution verschwinden muß. Und Schatten gibt es in diesem Bande wieder genug! Wie fein versteht sie der Meister zu verteilen, wenn er bei der kurzen Regierung Gregors XV. (1621—1623) das Hochkommen des Nepoten Ludovico Ludovisi, seinen Reichtum und zugleich seine Wohltätigkeit schildert. Die prächtigen Mahnungen Gregors an diesen Nepoten über seine Stellung zur künftigen Papstwahl, zu den übrigen Kardinälen und die Tatsache, daß Kardinal Ludovisi wirklich diesen Mahnungen entsprechend lebte, zeigen uns, daß das Zeitalter des allerschlechtesten Nepotismus schon vorüber war. Auch die Neuordnung der Papstwahl beweist uns, daß die Periode der Restauration die tiefsten Wirkungen in Rom auslöste; dieses neue Leben äußert sich in der Errichtung der Propaganda fidei wie in den Fortschritten der Rekatholisierung Deutschlands, die mit der Niederlage des Winterkönigs in Böhmen beginnen. Gregor XV. konnte sich noch über den Umschwung der Verhältnisse (Übertragung der Kurwürde an Maximilian von Bayern) freuen, den negativen Ausgang des Heiratsprojektes zwischen dem anglikanischen Kronprinzen Karl von England und der Infantin Maria von Spanien erlebte er nicht mehr. Der zweite Teil dieses Bandes ist mit der Schilderung des Pontifikates des Barberinipapstes Urban VIII. ausgefüllt, der wieder dem Nepotismus durch weitgehende Freigebigkeit huldigt, aber in seiner Regierung trotz der größten Schwierigkeiten die Neutralität des „gemeinsamen Vaters“ zu wahren weiß. Die in diesem Bande bereits behandelte Zeit Urbans ist die traurigste Periode des Dreißigjährigen Krieges, der nur deswegen so zum Unheil Deutschlands ausgeht, weil der gewissenlose Richelieu die Habsburger durch Schweden demütigen will, um Frankreich die Vorherrschaft in Europa zu sichern. Die Schilderung Richelieus und seiner Politik ist so korrekt, wie sie nur ein Forscher von der Objektivität Pastors bieten kann. Er schließt sein Urteil über den Kardinal mit den Worten: „Es gibt wenige Beispiele in der Geschichte, die so deutlich zeigen, bis zu welchem Grade politische Leidenschaft mit völliger Blindheit schlagen kann, wie die Tatsache, daß Richelieu sich bis zur Todesstunde mit dem Staat identifizierte, sich als Verkörperung der Staatsräson fühlte. Keine Spur von Gewissensbissen scheint er darüber empfunden zu haben, daß er mit allen, auch den schlimmsten Mitteln seiner Politik nach innen wie nach außen zum Siege zu verhelfen gesucht hatte“ (S. 507). Ob die Franzosen diesen Band mit seinen Darlegungen über den Gallikanismus auch übersetzen werden, das ist die Frage. Ganz Nebensache ist es aber, was der eine oder andere Gegner Pastors wieder aus seinen eigenen „Forschungen“ auskramen wird.

Ein Monumentalwerk bleibt stehen, wenn auch der eine oder andere Stein herausgenommen und ersetzt werden muß. Und Gottes Vorsehung selbst hat es so gefügt, daß Pastor sein Lebenswerk im Manuskript vollenden konnte. Die zweite Hälfte des 13. Bandes ist bereits im Druck, die Bände 14 und 15 hat Pastor 1927 abgeschlossen, im Sommer 1928 wurde er mit dem 16., der bis 1795 reicht, fertig. Die Sorge für die letzten Korrekturen liegt in bewährten Händen. Die Geschichtsschreibung der Päpste wird einst periodisiert werden nach Bellarmin und nach Pastor.

Wien.

Univ.-Prof. Dr Ernst Tomek.

**7) Der ehrwürdige Diener Gottes Don Johannes Bosco, Gründer der Frommen Gesellschaft der Salesianer, des Instituts der Töchter Mariä, Hilfe der Christen, und der Salesianischen Mitarbeiter.** Von *Johann Baptist Lemoyne*, Salesianerpriester. Erste deutsche Ausgabe. Herausgegeben von der deutschen Provinz der Salesianer Don Boscos. Erster Band (820). München, Druck und Verlag der Salesianer.

Don Bosco ist eine der markantesten Gestalten des vorigen Jahrhunderts. Er ist so recht ein moderner Heiliger, kein Heiliger der Zelle, sondern ein Mann der Tat mitten in der Welt, und zwar unserer heutigen Welt, voll Verständnis für ihre Nöten und sozialen Bedürfnisse und voll edler, begeisterter Hingabe. An Edelsinn und praktischen Erfolgen übertrifft er einen Pestalozzi, einen Diesterweg, Fröbel und wie die ungläubigen Pädagogen alle heißen mögen. himmelweit. Der Umstand, daß er zehn Jahre lang nie gezwungen war, eine Strafe zu erteilen, spricht gewiß sehr günstig für seine Methode. Den Gegenstand seiner Bemühungen bildete vor allem die verwahrloste männliche Jugend. Tausende und aber Tausende derselben haben er und seine Mitarbeiter in ihren Anstalten aus auf der Straße aufgelesenen Jungen zu gesitteten, religiösen Menschen und nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gemacht. Er besaß aber auch für diese schwierigste aller Aufgaben — Kunst der Künste nennt sie der heilige Gregor der Große — alle erforderlichen Eigenschaften: tiefe Religiosität, einen fröhlichen Sinn, große Kenntnis des Jünglingsherzens, praktischen Hausverstand und ein unbegrenztes Gottvertrauen, das oft durch wunderbare göttliche Hilfe belohnt wurde. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, daß der hochselige Papst Benedikt XV. die Kongregation der Salesianer die zeitgemäßeste von allen genannt hat. Ebenso wenig wird man sich wundern, daß sein Seligsprechungsprozeß — er starb erst am 31. Jänner 1888 — schon eingeleitet ist. Doch mag mancher vor einem Bande von 820 Seiten erschrecken. Referent kann jedoch versichern, daß er ihn jedesmal schweren Herzens aus der Hand gelegt hat, so interessant ist er geschrieben. Wer jedoch nicht die Zeit hat, sich durch die 820 Seiten durchzuarbeiten oder nicht das Geld hat, sich ein so großes Buch zu kaufen, greife zu der kürzeren Biographie Don Boscos von Villefranche, die in musterhafter deutscher Übersetzung bei Herder erschienen ist. Dieselbe gäbe auch eine herrliche Tischlesung ab für Priesterexerzitien und Priesterseminare. Gerne hätten wir etwas ausgiebigere Mitteilungen über Margarita, die herrliche Mutter Don Boscos, gewünscht. Wer Näheres über diese seltene Frau zu erfahren wünscht, greife zu dem Büchlein Lemoynes: „Margarita, die Mutter Don Boscos“, das vor einigen Jahren bei Schweitzer in Aachen erschienen ist. Dasselbe wäre auch eine sehr nützliche Lektüre für christliche Mütter und Leiter von Müttervereinen.

Linz.

P. Schrohe S. J.

- 8) **Der Weg. Katholische Sittenlehre.** Von *Dr Michael Pfliegler*, Religionsprofessor am Bundesgymnasium in Wien-Döbling. 8<sup>o</sup> (347). Wien-Innsbruck-München 1928, „Tyrolia“.

Vorliegendes Buch ist der III. Band des im Auftrage des Vereines der katholischen Religionslehrer an den Mittelschulen Österreichs für die Oberstufe der Mittelschulen herauszugebenden Lehrbuches der katholischen Religion: „Der Weg, die Wahrheit und das Leben“, von dem die zwei ersten Bände noch nicht erschienen sind; es ist bereits vom erzbischöflichen Ordinariate Wien kirchlich approbiert und mit Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht zum Unterrichtsgebrauch an Mittelschulen zugelassen.

Die schöne äußere Ausstattung — hellgrüner Leineneinband — erinnert an die gleiche äußere Erscheinung der „katholischen Sittenlehre“ von Prof. Ferdinand Bremer, Bonn, Verlag von Peter Hanstein, 1927. Neu und für ein Lehrbuch wohlthuend ungewöhnlich wie die äußere Ausstattung ist auch die Darstellung des Lehrinhaltes: philosophisch-theologisch tiefgründig, lebendig, folgerichtig und überzeugend; eine herrliche Sprache vom Anfang bis ans Ende. Während andere Lehrbücher (Wappler, Kühnl u. s. w.) gleich anfangs die großen Unterschiede zwischen der katholischen Sittenlehre und einer bloß natürlichen, d. i. einer von der geoffenbarten Religion als Grundlage losgetrennten (philosophischen) Sittenlehre hervorheben, bringt Dr Pfliegler gleich eine kurze Geschichte der Ethik von den griechischen Denkern bis auf unsere Zeit, insbesondere eine Darstellung der Ethik Immanuel Kants. Die Vorzüge der christlichen Ethik treten von selbst hervor und bedürfen keiner speziellen Apologetik. — Schönheit und Vernünftigkeit der katholischen Sittenlehre, der einzelnen Pflichten des Katholiken, leuchten aus der Form der Darstellung hervor wie eine Selbstverständlichkeit. — Die Seiten 194—206 behandeln das sechste Gebot, die sexuelle Frage. Diesen Abschnitt wird man als einen besonderen Vorzug des Buches bezeichnen dürfen. — Herrlich sind die überaus wichtigen Ausführungen des Verfassers am Ende des Buches über das christliche Sittengesetz, über das Leben aus der Gnade, über die innere Verknüpfung des geschenkten Gnadenlebens und des persönlichen sittlichen Lebens.

Ist vorliegendes Buch im ganzen auch als „Lebensbuch“ höher zu werten denn als „Schulbuch“, so möge es doch im Interesse der Einheit des Unterrichtes in Österreich bald von den Religionslehrern für die Oberstufe an sämtlichen Mittelschulen Österreichs eingeführt werden.

Fürstenfeld.

*Dr Franz Rauch*, Religionsprofessor.

- 9) **Die asketische Theologie.** Von *Dr Friedr. Murawski*. München, Kösel-Pustet.

Die asketische Theologie von Murawski ist eine Popularisierung mit ihrem Guten und Nachteiligen. Gut ist an ihr die flüssige Sprache, Verständlichkeit und Klarheit. Nachteilig ist die ungleiche Behandlung der einzelnen Teile. Ein Großteil des Buches ist Zitatenweise, was dem Buche den Charakter des Unselbständigen und Flüchtigen gibt. Die Abhängigkeit von den Quellen bestimmt die Länge der Kapitel und die Ausführlichkeit, mit der eine Frage behandelt wird. Verglichen mit Mutz oder der französischen Asketik von Tanqueray bedeutet Murawski deshalb gar keinen Fortschritt. Auch inhaltlich macht sich die Abhängigkeit von den betreffenden Quellen bemerkbar. Murawski spricht z. B. von „Betrachtung“ und der Betrachtungsmethode; dabei muß er auf den heiligen Ignatius zu sprechen kommen. Nach der sehr gewagten Behauptung, Ignatius habe keine Methode der Betrachtung gegeben, kommt er ganz unvermittelt und unbegründet auf das Gebetsleben in der Gesellschaft Jesu, weil seine Quelle (Karref) ihm Stoff bietet. Hätte Murawski das neue Werk von



Brou, St. Ignace, Maître d'oraison, gekannt, wäre wohl daraus anderes und Besseres zitiert worden. Ein anderes Beispiel: Sehr auffällig ist das merkwürdig pansexualistisch klingende Zitat aus Liertz (S. 48) und die entsprechende Ausdeutung durch Murawski. Wenn dann im § 17 auch eine ausführlichere Behandlung der mystischen Phänomene abgelehnt wird, sind die hingeworfenen Bemerkungen über diese Dinge so vage, daß man ein weiteres Schweigen nicht bedauert; aber daß wenigstens der „Verdacht“ der sexuellen Erklärung angedeutet wird, ist nur eine Konsequenz der Abhängigkeit des Verfassers. Zitate aus wirklichen Kennern der Mystik, die seinem Standpunkte dienen, zu bringen, wäre ja auch Murawski schwer gewesen. Weiter ist es sehr irreführend und ungebräuchlich, Mystik und mystischer Zustand einfach gleich Stand der heiligmachenden Gnade zu setzen; Murawski führt diese Redeweise ein getreu seinem Autor Louismet, dem er in diesem Kapitel das Wort läßt. So folgen ständig seitenweise Zitate aus Scheeben, Munker u. s. w. Wo der Autor selber zu uns spricht, ist manches zu breit, anderes zu knapp und nur andeutungsweise. Vergebens sucht man in der Asketischen Theologie die grundlegende Stellung Christi als Ausgang, Vorbild und Kraft des Vollkommenheitsstrebens; die Stellung Mariä und der Heiligen ist gar nicht erwähnt; die Abtötung nur nach ihrer negativen Seite, wo doch gerade heute gegen die Bestrebungen, die mit dem Worte „Edelmensch“ (Verweyen u. a.) zusammenhängen, das Bild des „christlichen“ Edelmenschen behandelt werden müßte. Gerade der Vergleich Murawskis mit der Reichhaltigkeit Tanquereys zeigt, wie wenig die Zitatenweisheit der Asketischen Theologie der prunkvollen Reklame entspricht, die mit den heute allmächtigen Schlagworten von „Seelenaufschließung, Individualpsychologie, Strukturpädagogik“ spielt. Von diesen Dingen ist in der Asketischen Theologie wenig — außer den Zitaten aus den entsprechenden Autoren — zu spüren. Auch passen nicht in eine wissenschaftliche Asketik, die doch Murawski immer wieder wiederholt schreiben zu wollen, die oft eingestreuten, befremdlichen Auslassungen über Dinge, die dem Laien nichts nützen und dem Praktiker in ihrer wahren Natur bekannt sind; z. B. über Armut in den Klöstern, Betrachtung am Morgen, Übertreibung der Fleischessünde durch die asketischen Schriftsteller, körperliche Strenghheiten u. s. w. Murawski scheint nur die dreitägigen Exerzitien zu kennen; denn wer über Exerzitien auch nur etwas Treffendes zu sagen hat, muß den Maßstab mindestens von den acht-, wenn nicht von den dreißigtägigen Vollexerzitien nehmen, am besten nach der wesentlichen Art des heiligen Ignatius selber.

Es würde viel zu weit führen, wollte man nach Art des P. Mönnichs (Zeitschrift für Askese und Mystik 1928, 4. Heft, S. 364) die Zettelmethode des Verfassers und demgemäß die vielen Schiefheiten zusammenstellen. Es muß dies einmal offen gesagt werden, damit Bücher, die unser Bestes behandeln wollen, nicht mit großen Worten angekündigt werden und sich, genauer besehen, als eine Erscheinung der heutigen Vielschreiberei darstellen. Ein Mann der Erfahrung würde sicherlich sorgfältiger, abgewogener, selbständiger zu Werke gehen.

Gerade die Verwertung der modernen Psychologie wäre für eine moderne Asketik unumgänglich notwendig; auch Tanquerey hat noch viel zu wenig verwertet. Wir brauchen ja von katholischer Seite eine unseren Bedürfnissen und neueren Forschungen entsprechende asketische Theologie, die über Mutz und Tanquerey hinweg, unter Verwertung der nichtkatholischen Literatur, besonders aber der Arbeiten z. B. von Laub, Bergmann, Erhard und vieler anderer Mediziner und Psychologen, die unschätzbaren und ungehobenen Werte der soliden, alten Asketen uns nahebringt. Murawski ist über den Versuch nicht hinweggekommen: es wäre eine Arbeit von Jahren.



- 10) **Meß- und Vesperbuch** in Großdruck für die Sonn- und Feiertage. Im Anschluß an die Bücher von Anselm Schott O. S. B. Von *P. Pius Bihlmeyer O. S. B.* Freiburg i. Br. 1927, Herder. Geb. in Leinen M. 9.—.

Mit dem vorliegenden Werke hat der bekannte Autor abermals ein praktisches Buch in das liturgische Bücherregal gestellt. Wenn auch inhaltlich mit seinem „Kleinen Meßbuch“ ziemlich kongruent, hat die neue Arbeit durch Aufnahme von noch mehr lateinischen Texten, unter anderem aller Gesangstexte, nicht unbedeutend an Verwendbarkeit gewonnen.

Linz.

*Rud. Fettingner.*

- 11) **Das Marienleben.** Ein Zyklus von zwölf Bildern. Von *Martin von Feuerstein*, Akademieprofessor in München. Herausgegeben von *Dr Adolf Fäh*, Stiftsbibliothekar. Mit Gedichten von *P. Theobald Masarey O. M. C.* (63). Lindenau (Schlesien) 1926, Verlag des Sakraments-Kalenders.

Der Altmeister christlicher Kunst, Martin von Feuerstein, hat für einen Kalender zwölf rahmenförmige Monatsbilder aus dem Marienleben geschaffen, die einem größeren Kreise in einer Sonderausgabe vorgelegt werden. Ein Dichter im Kapuzinerkleide bringt den religiösen Inhalt der Bilder in tiefempfundnen Versen nahe, der gelehrte Stiftsbibliothekar von St. Gallen führt in den künstlerischen Gehalt der Bilder ein. So wird es ein hoher Genuß, sich in diese hinsichtlich der Komposition besonders interessanten Bilder zu vertiefen, die alle Vorzüge Feuersteinscher Kunst zeigen, getreu dem Grundsatz des Meisters: „In meinen religiösen Bildern suche ich vor allem die Klarheit und Einfachheit in der Komposition — *Biblia pauperum!*“

Die Einleitung führt in das Leben und Schaffen Professor Feuersteins ein. Das schlicht-vornehm ausgestattete Werk ist dem Berliner Apostolischen Nuntius *Dr Eugen Pacelli* gewidmet.

Freistadt.

*Dr Baylaender.*

- 12) **Ein Kind ist uns geboren.** Von *Peter Lippert S. J.* (30). Mit 9 Bildern in Kupfertiefdruck. München 1927, Verlag „Ars Sacra“ *Josef Müller*. M. —.80.

Aus der Reihe der kleinen Erbauungsschriften des Verlages eine der feinsten. Den sinnigen Text, die Erziehungsweisheit des lachenden und weinenden Weihnachtskinds, begleiten Bilder des göttlichen Kindes nach Meistern des 15. bis 17. Jahrhunderts. Vornehm wirkt der Umschlag in handgeschöpftem Bütten und die Schrift „*Maximilian*“ auf bestem Papier.

Freistadt.

*Dr Baylaender.*

---

**Anerkannt beste RAUCHFASSKOHLE TUSCARBO**

---

SOWIE AUCH WEIHRACH LIEFERT  
**PROMPT UND PREISWERT**  
 AUF WUNSCH AUCH GRATISMUSTER

---

**Rudolf Raffener, Lienz, Tirol**  
**Tuscarbo - Erzeugung • Weihrauch - Versand**

SOEBEN ERSCIEN IN 2. UND 3. NEUBEARBEITETER AUFLAGE:

# PAULUS

## SEINE MISSIONARISCHE PERSÖNLICHKEIT und WIRKSAMKEIT

von Professor Dr KARL PIEPER

(Neutestamentliche Abhandlungen, herausgegeben von M. MEINERTZ, BAND 12, Heft 1/2)

IV u. 291 S. Geh. RM 9'20

Leinenband . . RM 11'00

Einige Auszüge aus den hervorragenden Beurteilungen der ersten Auflage:

PROF. H. J. VOGELS IN DER BONNER ZEITSCHRIFT FÜR THEOLOGIE UND SEELSORGE: „Es sei unumwunden anerkannt, daß wir katholischerseits kein annähernd gleichwertiges Paulusbuch besitzen.“

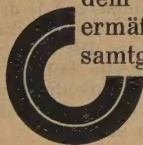
ZEITSCHRIFT FÜR MISSIONSWISSENSCHAFT UND RELIGIONSWISSENSCHAFT: „Von katholischer Seite ist wohl nichts Besseres über den Völkerapostel und seine missionarische Tätigkeit geschrieben worden.“

Durch jede  
Buchhandlung!

**VERLAG ASCHENDORFF • MÜNSTER i. W.**

## Gelegenheitskauf für Kirchen ohne Glocken!

Eine Kirche hat ein tadelloses Stahlgeläute mit 4 Glocken, größte 1900 kg, Stimmung E-Dur mit tiefen A als Unterton, auf 1. Oktober d. J. zu vergeben. Preis gegenüber dem jetzigen Gußpreis um 50 % ermäßigt (ca. S 1'— pro kg). Gesamtgewicht d. Geläutes ca. 3000 kg.



**Anträge an die Administration des Blattes  
unter ‚Stahlgeläute‘.**



# Aus unserem Antiquariat!

- Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum**, ed. consilio et impensis  
Academiae Vindobonensis. Vol I—XV (S 790—) . . . S 350—  
Vol. I.—65. Vindobonae 1866—1926. Neu gebunden. Teilweise in pracht-  
vollem Manulbrud . . . S 366—
- Dühr B.**, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. Bd. I Mit  
163 Abbild. Jrbg. 1907. Orig. Hbfrz. (S 45'80) . . . S 25—
- Loecker W. F.**, Christentum und Klassenkampf. 4. Aufl., geb. (S 10'08) . . . S 6—
- Sihr H.**, Das heilige Messopfer. Jrbg. 1922. Geb. (S 19'44) . . . S 12'80
- Grimm J.**, Das Leben Jesu nach den vier Evangelien. 3. Aufl. Regsbg. 1906—  
1920. Bd. I—VI Hlwd. (Bd. IV Hldr.) (S 75—) . . . S 45—
- Heinrich J. B.**, Dogmatische Theologie. Fortges. von Dr C. Gutberlet, 2. Aufl.  
Mstr 1881—1904, 10 Bde. . . S 100—
- Hohenauer P. M.**, Biblia sacra vulgatae editionis Sixti V. Pont. Max. jussu  
recognita et Clementis VIII. auctoritate edita. Editio altera ement.  
1922. 8<sup>o</sup>. Hlwd. (S 24'30) . . . S 16—
- Meyer W. P.**, Die Psalmen. 4. Aufl. 4 Bde. Pab. 1923. Hlwd. (S 31'68) . . . S 16—
- Wiffhouen**, die katholischen. Illust. Monatschrift. 1.—44. Jahrg. in 22 Hlwd.  
Bden. mit Rückengoldtitel. 45.—49. Jahrg. in Heften. Jrbg. 1873—1921 . . . S 150—
- Prämer M.**, Vademecum theologiae moralis in usum examinandorum et con-  
fessoriorum. Jrbg. 1921 (S 6'50) . . . S 3—
- Schuster-Holzhammer**, Handbuch zur Biblischen Geschichte für den Unterricht in  
Kirche und Schule sowie zur Selbstbelehrung. 5. Aufl. 2 Bde. Jrbg. 1891,  
Hldr. (S 90—) . . . S 25—
- Sickenberger J.**, Kurzgefaßte Einleitung in das Neue Testament. 2. Aufl. Jrbg.  
1920 geb. (S 5'76) . . . S 3'50
- Thalhofer S.**, Erklärung der Psalmen. 9. Aufl. Herausg. von Dr F. Wutz,  
Rgsbg. 1923 Hlwd. (S 21'60) . . . S 14.40
- Wilmers W.**, Lehrbuch der Religion. Herausg. von Lehmkuhl. 4 Bde. 6. Aufl.  
Münster 1902—1903. (S 90—) . . . S 50—
- Zahn J.**, Das Jenseits. 2. Aufl. Pab. 1920. Hlwd. (S 16'20) . . . S 9—  
Opferr. S 1— gleich Km —60.

**Herder & Co., Abtlg. Antiquariat, Wien, I., Wollzeile 33**

Soeben erschienen:

DR P. BEDA KLEINSCHMIDT O. F. M.

## Meine Wander- und Pilgerfahrten in Spanien.

XII und 232 S. Mit einer Karte, 30 Abbildungen und einem Bilde  
des Verfassers. Geheftet RM 4'50; Leinenband RM 6—.

Manche Eigenschaften zeichnen dieses neue Spanienbuch aus der Feder  
des bekannten Kunsthistorikers vor andern aus. Erstens bereiste der  
Verfasser die Pyrenäenhalbinsel nicht wie „im Fluge“, um dann sofort  
eine Erinnerung niederzuschreiben; er weilte vielmehr kurz nacheinan-  
der zweimal, im Frühling und zur Sommerzeit, je drei Monate in Spanien,  
wobei er fast alle größeren Städte Spaniens zweimal besuchte. Er sah  
alles mit dem abgeklärten Auge des Historikers, welcher die Leser  
in unauffälliger Weise in die kulturelle Entwicklung der spanischen  
Nation einführt. Es wird wohl kein Spanienbuch geben, das bei so ge-  
ringem Umfang eine so große Fülle geschichtlicher und kultureller Aus-  
führungen enthält.

Ausführlicher Prospekt kostenlos. — Jede Buchhandlung liefert.

ASCHENDORFFSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG  
MÜNSTER IN WESTF.

# **Die Aktion der Quartalschrift**

## **für eine**

# **Papstjubiläumsstiftung.**

**Bau einer Notkirche im Arbeiterviertel Gaumberg bei  
Linz a. d. D.**

Wie nicht anders zu erwarten war, hat unser Aufruf zu einer Papstjubiläumsstiftung ein freudiges Echo unter den Lesern der Quartalschrift gefunden; kein Wunder, war doch die Anregung hiezu aus dem Kreise unserer Abonnenten selbst ausgegangen. In zahlreichen Zuschriften wurde unser Vorhaben lebhaft begrüßt. Auch andere Zeitschriften befaßten sich mit unserem Aufrufe und fanden warme Worte des Lobes und der Anerkennung und der Empfehlung jenes Werkes, das wir schaffen wollen. So schreibt Konviktsdirektor Dr F. Mack (Luxemburg) in der „Schöneren Zukunft“, IV. Jahrg., Nr. 20, 1929, S. 413 über die „brennende“ Frage der Kirchennot in den Riesenpfarreien, die nach Einteilung und Abtrennung geradezu schreien: „Mehr als hundert Aufsätze gilt die Initiative desjenigen, der tatsächlich eine einzige Kirche in einem der notleidenden Stadtviertel zu bauen unternimmt. Die wackere Linzer ‚Theol.-prakt. Quartalschrift‘ hat in dieser Hinsicht ein Beispiel gegeben, das mir imponiert hat. Zum Papstjubiläum 1929 hat sie ihre Leser aus allen Ländern aufgefordert, eine Spende an eines ihrer Postscheckkonti einzusenden zum Bau einer *Notkirche* im Arbeiterviertel Untergaumberg (Linz a. d. Donau). Die Herstellungskosten sind auf 70.000—80.000 Schilling berechnet, ein Betrag, den die Leser dieser angesehenen Zeitschrift gewiß bald aufbringen werden. Das Bischöfliche Ordinariat hat die Sache warm empfohlen. Das nenne ich eine Jubiläums-gabe, die dem Gedanken der ‚Katholischen Aktion‘ entspricht. Das ist unmittelbare, praktische Hilfe. Das ist greifbare Reform. Die wiegt Bände von theoretischer Kritik auf.“

Wir danken aufrichtig für diese anerkennenden Worte und sind mit ihnen vollständig einverstanden unter der selbstverständlichen Einschränkung, daß Lob, Anerkennung und Verdienst nicht uns, sondern nur den Spendern



der Gaben gelten kann. Wir sind nur die Sammler, die „Bettler Gottes“. Lob, Dank, Anerkennung, Verdienst für die großen und kleinen Gaben, die der Bettler sammelt, gebühren nicht diesem, sondern den Gebern und Spendern.

Auch wir glauben, daß die Leser und Herausgeber der Quartalschrift die erforderliche Bausumme aufbringen werden. Zu dieser Hoffnung berechtigen die bisherigen Erfolge. Am Schlusse des Jahres 1928 betrugen die eingelaufenen Spenden 9632.73 S. Bis Mitte März 1929 stieg die Summe der eingesandten Spenden auf 20.894.55 S. Beim Pfarramt Leonding, zu dem Gaumberg gehört, wurden unmittelbar eingezahlt 3818.78 S, so daß das Sammelergebnis bis Mitte März die Höhe von 24.713.33 S erreichte.

Da nach diesen Erfahrungen das geplante Werk, die Papstjubiläumsstiftung, gelingen wird, sind wir uns auch bereits über die Art und Weise, wie diese Stiftung dem Heiligen Vater gewidmet werden soll, schlüssig geworden. Wir lassen Verzeichnisse der jeweils eingelaufenen Gaben drucken (mit Angabe des Namens des Spenders und seiner Gabe) und überreichen ein vornehm gebundenes Exemplar dieser Ausweise dem Papste; gleichzeitig lassen wir nach dem gutgeheißenen Plan ein Bild der zu erbauenden Notkirche entwerfen und überbringen es dem Papste zu seinem Jubiläum.

Die Überreichung des Spendenverzeichnisses und des Bildes der Notkirche geschieht durch den Hauptschriftleiter der Quartalschrift im November oder Dezember. Wir schieben die Übergabe der Stiftung so weit hinaus, um möglichst alle Spenden ins Verzeichnis aufnehmen und dem Heiligen Vater übergeben zu können.

Und nun bitten wir wiederum recht herzlich, unserer Papstjubiläumsstiftung nicht zu vergessen, sondern kräftigst mitzuhelfen, damit die erforderliche Bausumme bald zusammenkomme. Einzahlungsscheine wurden bereits zwei Nummern der Quartalschrift beigelegt, sie müssen also in den Händen aller Abonnenten sein. Wir bitten, von diesen Erlagscheinen gütigst Gebrauch zu machen und uns weitere Spenden zugehen zu lassen. Wer keine Zahlscheine besitzt, kann sie jederzeit von unserer Administration beziehen; übrigens gibt es ja auch andere Wege genug, um Spenden an uns gelangen zu lassen.

Diesem Hefte liegt der *erste* Spendenausweis bei.

---